This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 966,307

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.

~~3. 9. 4. 4.~~
838
G60
H289

Goethe

in der Epoche ſeiner Vollendung.

28720

Goethe

in der Epoche seiner Vollendung.

(1805—1832.)

Versuch einer Darstellung

seiner Denkweise und Weltbetrachtung

von

Dr. Otto Harnack.

Leipzig,
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
1887.

S38
G60
H289

Goethe

in der Epoche ſeiner Vollendung.

28720

Goethe

in der Epoche seiner Vollendung.

(1805—1832.)

Versuch einer Darstellung

seiner Denkweise und Weltbetrachtung

von

Dr. Otto Harnack.

Leipzig,
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
1887.

Frau von Unrep

auf Schloß Ringen

freundschaftlich gewidmet.

Vorrede.

Daß wir in Goethe nicht nur den Dichter, sondern vor allem eine geistige Kraft zu verehren haben, welcher die deutsche Kultur schon ihren gegenwärtigen Bestand zu einem großen Teile verdankt, deren Wirkung aber noch keineswegs abgeschlossen, — diese Überzeugung ist heutzutage eine allgemeine geworden; die Goetheforschung unserer Tage gründet sich auf sie. Auch das vorliegende Buch soll von ihr Zeugnis ablegen. Hervorgegangen aus einem persönlichen Bestreben, dem jede litterarische Absicht fern lag, aus dem Wunsche des Verfassers, die Anschauungen Goethes immer mehr zu erforschen und aufzunehmen, — will es versuchen, das Gefundene und Angeeignete in objektiver Weise dem Leser darzulegen. Es wendet sich somit nicht allein an den Spezialforscher. Durch die Klarheit, mit welcher Goethe die religiösen oder politischen, die ästhetischen oder wissenschaftlichen Probleme feststellt und die entscheidenden Punkte für ihre Lösung bezeichnet, wird sich jeder gefördert sehen, der in Schlagworten der Parteien keine befriedigenden Lösungen zu sehen vermag. In vielen Fragen dürfte man in der Gegenwart bereits von einem stillschweigenden Konsens sprechen, der auf der Grundlage Goethischer Gedanken ruht, aber freilich nicht als System sich irgendwo eine Stelle erobert hat. Ein System aus Goethes Aussprüchen zu abstrahieren, wäre auch tatsächliche Willkür; eine Zusammenstellung dagegen, wie sie diese Schrift versucht, wird durch Sammlung des Zerstreuten die Übersicht erleichtern und auch

für die Auffassung gewisse Gesichtspunkte feststellen können. Ich habe mich streng an die Pflicht des Referates gehalten, und überall Goethe selbst reden lassen; meist hätte ich zu den gegebenen Citaten noch weitere Belege hinzufügen können. Trotzdem wird Mancher vielleicht eine subjektive Auffassung wahrzunehmen glauben; bei den zerstreuten und oft absichtlich fragmentarischen Äußerungen Goethes bleibt in der *Anordnung* dem Bearbeiter eine sehr wichtige persönliche Tätigkeit. Ich bin mir aber bewußt, das Gesetz der Anordnung überall aus den gesammelten Aussprüchen Goethes selbst entnommen, nicht diese Aussprüche in die Rubriken eines fertigen Systems verteilt zu haben.

Wieviel bei einem derartigen Versuche der gegenwärtigen umfassenden und eindringenden Goetheforschung zu verdanken ist, bedarf keiner Auseinandersetzung. Wenn ich den Schriften von Grimm, Scherer, Bernays, Schöll viel schuldig geworden bin, so muß ich doch vor allem hier mit Dankbarkeit der Kommentare von Loeper's erwähnen, aus welchen ich gelernt zu haben hoffe, nicht *über* den Dichter zu sprechen, sondern ihm *nachzusprechen*. — Der Polemik habe ich mich gänzlich enthalten, soweit sie nicht unumgänglich gefordert war.

Man wird bemerken, daß ich die poetischen Werke im engeren Sinne nur wenig verwertet habe, hauptsächlich dagegen die Sprüche und Prosaschriften, sowie Briefe und Gesprächsaufzeichnungen; es entspricht dies der Aufgabe, die ich mir gestellt. Ich citiere Goethes Werke nach der ersten Hempelschen Ausgabe, Briefe, wo sie in den entsprechenden Sammlungen sich abgedruckt finden, nur nach dem Datum, Eckermanns Gespräche nach der dritten Auflage. Manche Lücken in dem verwerteten Materiale, sowie vielleicht einzelne im Nachweis der Citate stehen gebliebene Fehler bitte ich mit der Abgelegenheit meines Wohnortes zu entschuldigen, die mich nötigte, vielfach ältere Exzerpte zu verwerten, ohne sie nochmals verifizieren zu können. —

Vielleicht wird mancher Leſer in dem Buche ungedrucktes Material vermiſſen; ich glaube, daß das bisher publizierte Material für den Zweck, den ich mir vorgezeichnet, genügt. Eine ſyſtematiſche Durchforſchung des Goethearchivs konnte nicht in Betracht kommen; mit etwaigen zufälligen Einzelheiten jedoch das Buch auszuſchmücken hätte keinen ſachlichen Wert gehabt; ebenſowenig wie eine einzelne unberückſichtigt gebliebene Äußerung Goethes die Ergebniſſe ändern könnte. Sollten aber dieſe Ergebniſſe durch dereinſtige vollſtändige Ausbeutung des Archives, an der auch ich mich zu beteiligen hoffen darf, beſtätigt werden, ſo wäre dies die erwünſchteſte, weil objektivſte Anerkennung, die ſie finden könnten.

Birkenruh bei Wenden (Livland) im September 1886.

O. Harnack.

Berichtigung.

Auf Bogen 1—3 sind infolge ungünstiger Verhältnisse bei der Korrektur einige Versehen stehen geblieben; es ist zu lesen p. 7. Anm. 3. „Aug." statt „Sept.", p. 8. Anm. 7. „versucht" statt „erfaßt", p. 10. Zeile 11 „wahr" statt „fruchtbar", p. 18. Anm. 4. „409" statt „449", p. 23. Anm. 1. „108" statt „80", p. 24. Z. 15: „So im Kleinen ewig wie im Großen", p. 40. im dritten Zitate: „Begriff" statt „Gedanke", „sieht" statt „hat"; p. 53. Zeile 5 ist „nur" zu streichen

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

Einleitung. Hauptmomente aus Goethe's Entwickelungsgang . . . XIII

I. Die Naturanlage S. XIII. II. Die Selbsterziehung während der ersten Weimarer Epoche; Spinoza S. XIX. III. Die italienische Reise; das antike Lebens- und Kunstideal S. XXV. IV. Kant und Schiller S. XXIX. V. Rückkehr zur Schätzung des Individuellen S. XL. VI. Die Epoche der Vollendung S. XLIV.

Erster Abschnitt.

Grundlage Goethischer Denkweise 1

Ablehnung jedes formulierten Systems S. 3. Die praktische Fruchtbarkeit als Kriterium der Wahrheit S. 7. Autorität und Originalität S. 8. Hinweis auf die folgenden Abschnitte S. 10.

Zweiter Abschnitt.

Goethe's ethische und religiöse Anschauungen 15

I. Ethische Grundbegriffe S. 17. II. Die Religion das Mittel zur Verwirklichung der ethischen Forderungen S. 22. III. Die Äußerungsweisen der Religion S. 29. IV. Die ethischen Wirkungen der Religion S. 35. V. Die historischen Religionsformen S. 44.

Dritter Abschnitt.

Goethe's Naturbetrachtung 53

Erstes Kapitel. Grundanschauung 55

Zur Orientierung S. 55. I. Metaphysische Andeutungen S. 58. II. Das Erforschliche und das Unerforschliche in der Natur S. 64. Das Urphänomen als Ziel der Forschung S. 68. III. Die Beobachtung als Mittel der Forschung S. 71. IV. Das zweckvolle Gestalten der Beobachtung zum Experiment S. 74. V. Die Idee als Resultat der Beobachtung S. 78.

Zweites Kapitel. Die Hauptrichtungen der Forschung 82

I. Übersicht S. 82. II. Die Auffassung der organischen Gebilde als Abwandlungen eines Typus S. 89. III. Die Metamorphose der Pflanzen und Tiere S. 93. IV. Andeutungen über die Urgeschichte der organischen Welt S. 99.

Vierter Abschnitt.

Seite

Goethe's Kunstanschauung 103

Erstes Kapitel. Theorie 105

Äußerungsweise des Schönen in der Natur und im Kunstwerk S. 105. Verhältnis des Künstlers zur Natur S. 108. Stoff, Form und künstlerische Auffassung in ihrer Bedeutung für das Kunstwerk S. 111. Selbstän-diger Wert der Kunst S. 113.

Zweites Kapitel. Geschichte 117

I. Die klassische Kunst des Altertums S. 117. II. Die klassische Kunst der Renaissance; Rafael S. 121. III. Mozart und Shakespeare als klassische Meister S. 125. IV. Das Nibelungenlied. Die Kunst des Mittelalters als Gegensatz der klassischen Kunst S. 129. V. Die französische Pseudo-klassik und die Aufklärungslitteratur S. 132. VI. Die zeitgenössische deutsche Litteratur S. 135. VII. Goethe's eigene dichterische Tätigkeit S. 139. VIII. Die deutsche und die französische Romantik S. 145. IX. Lord Byron S. 150.

Drittes Kapitel. Ausübung 153

I. Die künstlerische Tätigkeit ein Naturprozeß S. 153. Das Verhältnis des Künstlers zu dem Publikum S. 155. Das Verhältnis des Künstlers zur künstlerischen Tradition; Aufsteigen und Verfall der Kunst S. 157. II. Kunst und Dilettantismus S. 161. Ausübung der bildenden Kunst S. 163; der Musik S. 166. III. Ausübung der Dichtkunst S. 168. Die einzelnen Gattungen der Dichtkunst S. 170. Die Schauspielkunst S. 173.

Fünfter Abschnitt.

Goethe's Betrachtung der politischen und sozialen Verhältnisse 177

Erstes Kapitel. Urteile 179

I. Einleitendes S. 179. II. Charakteristik historischer Epochen bis auf die französische Revolution S. 181. III. Beurteilung Napoleon's und Verhältnis zu den Freiheitskriegen S. 187. IV. Beurteilung der politi-schen Zustände Deutschlands seit 1815 S. 199. V. Urteile über andere Staatengebilde; über Volkscharaktere S. 209.

Zweites Kapitel. Construktionen 214

I. Allgemeine Anschauung Goethe's vom Staate; Hinwendung zum Staatssozialismus S. 215. II. Die Erziehung des Bürgers für den Idealstaat S. 218. III. Organisation des Idealstaates S. 220.

Sechster Abschnitt.

Zusammenfassung 231

I. Metaphysische Aussagen über das „Unerforschliche"; das ent-sprechende Lebensideal S. 233. II. Nachweis aus „Wilhelm Meister's Wanderjahren" S. 237. III. Nachweis aus „Faust" und „Pandora" S. 240. VI. Hinweis auf Goethe's Leben S. 247.

Einleitung.

Hauptmomente aus Goethe's Entwickelungsgang.

I.

Kein Erlebnis hat so sehr in dem Leben Goethe's Epoche gemacht wie sein anderthalbjähriger Aufenthalt in Straßburg. Hier ist seine Natur in ihrem ganzen Reichtum zum Leben erwacht, hier beginnt jener stürmische, zwingend gewaltige Schaffensdrang, der während weniger Jahre Götz und Werther, Prometheus und Faust in's Leben rief. Wie das Bewußtsein einer alles überwindenden Kraft des Empfindens auf den jetzt erst innerlich befreiten Dichter wirkte, hat er wenig später ausgesprochen: „Seit ich die Kraft der Worte στῆθος und πράπιδες fühle, ist mir in mir selbst eine neue Welt aufgegangen: Armer Mensch, an dem der Kopf alles ist[1]!" „Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter tausend haben sie kaum zween"[2]. Nicht jedem kann ein so kostbarer Besitz erschlossen werden; wer ihn hat, führt ein doppeltes Leben, und Goethe hat es vor vielen anderen verstanden, der „Tageswelt" ein ganz anderes Gesicht zu zeigen, als ihm in Wahrheit eigen war. So schildert er sich selbst schon in den Frankfurter Jahren, da er in hinreißender Jugendfülle alles um sich her bezauberte; in der Gesellschaft, meinte er, zeige sich ein Fastnachts-Goethe; „aber nun giebt's noch einen, ... der immer in sich lebend, strebend und arbeitend ..... weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil

1) Juli 72. Der junge Goethe I, 307. 2) Ebenda II, 420.

er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten kämpfend und spielend entwickeln lassen will [1])". Wir sehen, dieses innere, weltabgewandte Leben ist kein Schwelgen im bloßen Genusse der Empfindung; es ist im Gegenteil die frischeste Quelle des Strebens und Handelns, aber freilich eines Strebens, das von keiner künstlichen Reflexion, sondern nur aus dem Bewußtsein der eigenen gesunden Natur, ihrer Kräfte und ihrer Aufgaben sich die Gesetze und Bahnen weisen läßt. Wohl können andere an der Zuverlässigkeit dieser Führer zweifeln:

„Doch er stehet mannlich an dem Steuer.
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er in die grimme Tiefe
Und vertrauet landend oder scheiternd
Seinen Göttern [2])."

Auf der Grundlage einer solchen Lebensanschauung konnte sich nur eine Gesinnung freiester und verständnisvollster Anerkennung alles Erhebenden und Großen ausbilden. Je mehr dieser Charakter in sich selbst einen festen Halt, in den Tiefen der eigenen Seele ein unerschütterliches Schwergewicht fühlte, das sein Vorwärtsschreiten sicherte und nicht wanken ließ, — desto mehr mußte er geneigt sein, alles, was sich ihm darbot, mit souveräner Selbstgewißheit anzuerkennen und als Besitz aufzunehmen, froh dadurch bereichert zu werden, sicher dadurch nicht beherrscht zu werden. Griechische Dichtung und Shakespeare's Dramatik werden mit gleicher Begeisterung bewundert, gothische Baukunst und Ruinen des Altertums mit gleicher Ehrfurcht gefeiert. Vor den Griechen gehen ihm die Augen über die eigene „Unwürdigkeit" erst auf [3]), von dem Anschauen Homer's fühlt er „den heiligen Sinn der überirdischen Gestalt" über sich kommen und „Wärme und Mut" entzünden [4]); über „Gräbern heiliger Vergangenheit" spürt

1) Ebenda III, 64. 2) Ebenda III, 146. 3) I, 307. 4) II, 446.

er „den Genius glühend weben“ [1]). Aber ebenso wirkt auf ihn Shakespeare: „Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stund ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert“ [2]). Und nicht minder begeistert redet er von dem gewaltigen Bau des Erwin von Steinbach: „Ein ganzer großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer älteren Brüder in ihren Werken zu umfassen“ [3])! Wenn er im Gegensatz zu der „Deutschen Baukunst“, die er hier feiert, die Architektur der Renaissance, die er aus eigener Anschauung noch nicht kannte, herabgesetzt hat, so entsprang dies nur einer irrigen Auffassung ihrer Werke, als seien dieselben nicht mit ursprünglicher Naturnotwendigkeit, sondern in künstlicher Nachahmung des Altertums ins Dasein getreten. Denn „Natur“ war in jener Zeit sein Losungswort, und konnte es auch nur sein für einen Charakter, der bei soviel Kraft zugleich auch eine so sichere Leitung in der eigenen Naturanlage fand. „Was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urteilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen. Ich schäme mich oft vor Shakespeare'n, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blicke denke: das hätt' ich anders gemacht! Hinten drein erkenn' ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare'n die Natur weissagt, und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romangrillen aufgetrieben .... Und ich rufe Natur! Natur! nichts so Natur als Shakespeare's Menschen [4])!“

1) II, 10. 2) II, 40. S. auch 453. 3) II, 209. 4) Ebenda II, 43. 42.

Aber bei dieser begeisterten Verehrung der Natur zugleich das Bewußtsein ihrer unerbittlichen, nach keinem Maßstab und keinem Wunsche des Menschen zu regelnden, furchtbaren Allgewalt! „Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt; nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren; groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; schön und häßlich, gut und böse, alles mit gleichem Rechte neben einander existierend [1])". Und so preist er auch den Dichter, der mit voller Selbstgewißheit, mit dem Bewußtsein nicht anders sein zu können als er ist, „uns all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Torheiten und Resipiscenzen mit dem Mut eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete [2])!" Allein so groß in ihm die Verehrung für diese Naturgrundlage alles Schaffens war, so fest doch auch andererseits die Überzeugung von der Notwendigkeit eines Maßes, einer hemmenden und einschränkenden Schutzwehr gegenüber dieser alles verschlingenden Gewalt. Die Kunst giebt diese Schutzwehr, und sie ist daher nicht ein erfreuendes Spiel, sondern eine ernste Notwendigkeit des Lebens. „Die Kunst ... entspringt aus den Bemühungen, des Individuums sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten"; wir dürfen hinzufügen, auch gegen die zerstörende Kraft in seinem eigenen Innern. „Der Mensch durch alle Zustände befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfachen Übel zu vermeiden und nur das Maß von Gutem zu genießen, bis es ihm endlich gelingt, die Zirkulation aller seiner wahr und gemachten Bedürfnisse in einen Palast einzuschließen" [3]). Aber die Kunst im höheren idealen Sinne ist doch weit mehr als eine Sammlung solch' äußerlicher Schutzwehren; entsprungen aus dem tiefsten und innigsten Verständnisse der Natur hebt sie das Heilige, ewig Harmonische aus ihr selbst hervor. „Der Künstler mag einen Stall oder das Gesicht seiner Geliebten, seine

1) Ebenda II, 473. 2) II, 441. 3) Ebenda II, 473.

Stiefel oder die Antike anſehen; überall ſieht er die heiligen Schwingungen und leiſen Töne, womit die Natur alle Gegenſtände verbindet. Bei jedem Tritte eröffnet ſich ihm die magiſche Welt, die jene großen Künſtler innig und beſtändig umgab .... Davon fühlt nun der Künſtler nicht allein die Wirkungen; er dringt bis in die Urſachen hinein, die ſie hervorbringen. Die Welt liegt vor ihm .... wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er ſich des Geſchaffenen freut, auch alle die Harmonieen genießt, durch die er ſie hervorbrachte, und in denen ſie beſteht[1])". In dieſen Worten ſind Anſchauungen ausgedrückt, die für Goethe während ſeines ganzen Lebens maßgebend geblieben ſind. Sie entſpringen hier noch nicht einer durchdachten und geſchloſſenen Gedankenreihe; ſie ſind halb unbewußte, beiläufig ausgeſprochene; aber ſie quellen aus ſeinem eigenſten Weſen hervor; darum iſt ihr Ausdruck ſo klar und entſchieden, deshalb bleiben ſie feſt und unerſchütterlich. Auch auf anderen Gebieten, die ſeiner Reflexion damals noch weit ferner lagen, als das Kunſtgebiet finden wir ebenſo charakteriſtiſche Ausſprüche, die wir meinen könnten in den Geſprächen Eckermann's fünfzig Jahre ſpäter zu vernehmen. So in politiſcher Betrachtung — die praktiſche, an das Nächſte ſich haltende Form des Patriotismus, der Vaterlandsliebe! Wenn er von den „ewigen mißverſtandenen Klagen" redet: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus!" „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unſeren Beſitztümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, — haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht tauſend und Tauſende in jedem Staat? Und leben ſie nicht in dieſer Beſchränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufſtreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewiſſen Völkern nur zu gewiſſen Zeitpunkten das Reſultat vieler glücklich zuſammentreffender Umſtände war und iſt?

1) Ebenda III, 689. 90.

Römerpatriotismus! Davor bewahr' uns Gott wie vor einer Riesengestalt[1])!" Daneben aber das reinste, lebhafteste nationale Gefühl: „Wo sind die schönen Taten, die ein deutscher Ossian in unseren Zeiten besingen könnte, nachdem wir unseren Nachbarn den Franzosen unser ganzes Herz eingeräumt haben[2])?" Gott will er danken, „laut verkündigen zu können, daß wir eine deutsche Baukunst haben, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen dürfe, viel weniger der Franzose[3])." Dieselbe Kraft der Empfindung, und zugleich dieselbe skeptische Ablehnung gegen alles Erkünstelte, Willkürliche und Gesuchte finden wir auch in seinen religiösen Äußerungen aus dieser frühen Zeit; auch hier vieles, was anklingt an Bekenntnisse seiner letzten Lebensjahre. Das innigste Bedürfnis nach religiöser Erhebung verbindet sich mit dem entschiedensten Mißtrauen, ja der schärfsten Satire gegen jeden ausschließlichen Anspruch, in positiven dogmatischen Sätzen dasselbe befriedigen zu wollen, — und es ergiebt sich hieraus jene großartige Toleranz, welche an diesem stürmisch empfindenden jugendlichen Geiste fast wunderbar erscheint. „Mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals, Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Machiavell! Darf aber auch zu jedem sagen, lieber Freund, geht Dir's doch wie mir! Im Einzelnen sentierst Du kräftig und herrlich, das Ganze ging in Euren Kopf so wenig als in meinen[4])." Jenes „Einzelne" aber, so verschieden es erscheinen mag, erblickt er doch nicht in einem gegenseitigen Widerspruch; was Widerspruch scheint, ist nur „Wortstreit, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter andern Kombinationen sentiere, und drum ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß"[5]). Und „Fanatikern" giebt er zu bedenken, „ob es dem höchsten Wesen anständig sei, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen und dessen Verhältnis zu ihm zur Sache Gottes zu machen .... oder ob das,

1) II, 429. 2) II, 499. 3) II, 210. 4) III, 14. 5) Ebenda.

was in zwei Farben vor unser Auge gebrochen wird, nicht in einen Lichtstrahl vor ihn zurückfließen könne. Zürnen und vergeben sind bei einem unveränderlichen Wesen doch wahrlich nichts als Vorstellungsart. Darin kommen wir alle überein, daß der Mensch das tuen solle, was wir alle gut nennen, ... er mag Kräfte haben, seinen Weg fortzuwandeln, oder siech sein und eine Krücke nötig haben. Die Krücke und die Kräfte kommen aus einer Hand. Darin sind wir einig, und das ist genug [1])!"

II.

Nur einzelne Schlaglichter haben wir mit diesen herausgegriffenen Aussprüchen auf die stürmische und doch besonnene Geistesarbeit jener gährenden Jugendepoche fallen lassen; das erste harmonisch-einheitliche Bild klärt sich aus dieser wogenden Bewegung ab während des ersten zehnjährigen Aufenthaltes in Weimar. Wie die geregelte, aufopfernde Berufstätigkeit, wie der läuternde Einfluß der Freundschaft mit Charlotte von Stein den Dichter zur klaren und charaktervollen Auffassung seiner Lebensaufgabe führte, ist schon oft nachgewiesen worden [2]). Es war aber zugleich eine Schärfung der bewußten, denkenden Lebensbetrachtung, die hierbei mitwirkte, ein bedeutsamer philosophischer Einfluß: der des Spinoza. So falsch die oft gehörte Behauptung ist, Goethe sei „Spinozist" gewesen, so groß ist doch tatsächlich für diese Lebensepoche die Bedeutung Spinoza's geworden. Schon in Frankfurt hatte sie begonnen, in Weimar wurde sie entscheidend, freilich aber immer den

1) II, 424. Empfindung und Kritik sprechen in gleicher Stärke aus den Fragmenten des „Ewigen Juden"; eingehend sind Goethe's religiöse Anschauungen in jener Zeit in dem „Brief des Pastors zu . . ." dargelegt. 2) Am besten neuerdings von Schöll „Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens".

Forderungen der Individualität untergeordnet. „Ich kann nicht sagen", schreibt Goethe an Jacobi, „daß ich jemals die Schriften dieses trefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig anschaulich vor der Seele gestanden hätte. Meine Vorstellungs- und Lebensart erlauben's nicht. Aber wenn ich hinsehe, glaube ich ihn zu verstehen, das heißt: er ist mir nie mit sich selbst im Widerspruch und ich kann auf meinen Sinen und Handlungsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen [1])." Tiefere Ergriffenheit aber und innige Verehrung spricht dort, wo er gegen Frau von Stein Spinoza erwähnt; ihren gemeinsamen „Heiligen" [2]) nennt er ihn, und wie eine Andacht erscheint sein tägliches Lesen der „Ethik", die er im Lateinischen noch deutlicher und schöner findet [3]), als in der Übersetzung. Was für Gedankenreihen er an die Ethik angeknüpft, wußte Goethe selbst in späteren Jahren nicht mehr bestimmt anzugeben; nur der seelischen Wirkung war er sich noch bewußt: „Ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften; es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzutun". „Die alles ausgleichende Ruhe Spinoza's kontrastierte mit meinem alles aufregenden Streben" [4]) „Mein Zutraun auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte" [5]). Und indem er sich bemühte, über die Gründe dieser Wirkung sich klar zu werden, fand er ein Doppeltes: die großartige Auffassung der Natur, die ihm Spinoza darbot, und die „grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete". Und dasselbe finden wir aus den gleichzeitigen Briefen Goethes bestätigt. Die Naturbetrachtung des Spinoza, seiner eigenen Verehrung derselben so nahe verwandt, wurde ein unzertrennlicher Bestandteil seines eigenen Denkens und Fühlens, wurde ihm in jener Epoche sogar Religion. In der Naturforschung erblickte er eine beständige Annäherung an die Erkenntnis Gottes.

1) An Jacobi 9. Juni 85. 2) Fielitz II. 229. 3) Ebenda 225. 4) Dichtung und Wahrheit III, 168. 5) Ebenda IV, 7.

Die Worte Spinozas „Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum“, gaben ihm Mut, sein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die er reichen und von deren Zustand er sich eine adäquate Idee zu bilden hoffen könne, ohne zu fragen, wie weit diese Forschung ihn in metaphysischer Erkenntnis bringen werde [1]); der Metaphysik müsse die Physik vorausgehen [2]). „Vergib mir“, schreibt er, „daß ich so gern schweige, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede ist, das ich nur aus den rebus singularibus erkenne, zu deren näherer und tieferer Betrachtung Niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza selbst, obgleich vor seinem Blick alle einzelnen Dinge zu verschwinden scheinen“ [3]). „Spinoza“, heißt es in demselben Briefe, „beweist nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott. Und wenn andere ihn deshalb Atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen“. Es ist klar, daß bei dieser Denkweise von der Beugung unter irgend eine bestimmte Vorstellungsform des Göttlichen, von der Anerkennung einer positiven historischen Religion nicht mehr die Rede sein konnte. Besonders der Briefwechsel mit Lavater bot Goethe Gelegenheit sich darüber entschieden auszusprechen. Hier betont er vor allem, daß es ihm nicht möglich sei, innerhalb der Menschheit einer Erscheinung, wie Christus, einer Gruppe geistiger Erzeugnisse, wie den Schriften der Bibel, ungerecht gegen alles Andere eine so ausgezeichnete Stellung zuzugestehen. „Du findest nichts schöner als das Evangelium; ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer, von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich .... Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig ernst ist wie Dir in dem Deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Überzeugung von Gott eingesetzte

1) An Jacobi 5. Mai 86. 2) An denselben 12 Januar 85. 3) An denselben 9. Juni 85.

Ariſtokratie mit eben dem Eifer ſprechen und ſchreiben würde, als Du für das Einreich Chriſti ſchreibſt“ [1]). Dagegen in ebenderſelben Epoche die begeiſterte religiöſe Verehrung der Natur, die pantheiſtiſche Schwärmerei, welche die Individualität geradezu aufzuheben ſcheint. „Natur ... Sie hat mich hereingeſtellt, ſie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir ſchalten. Sie wird ihr Werk nicht haſſen. Ich ſprach nicht von ihr. Nein, was wahr und was falſch iſt, alles hat ſie geſprochen. Alles iſt ihre Schuld, alles iſt ihr Verdienſt!“ [2]) Dieſe Worte, am Schluß der prachtvollen Aphorismen über die Natur, welche im Jahre 1782 erſchienen, zeigen aufs Deutlichſte, wie der Dichter damals als Kind, als Glied der Natur ſich fühlte. Und in dieſelbe Zeit fällt ja auch der Beginn jener Studien über den Zuſammenhang des Naturganzen, welche mit der Entdeckung des „Zwiſchenknochens“ ihn eine ſcheinbare Schranke zwiſchen dem Menſchen und den ihm nächſtſtehenden Schöpfungen der Natur hinwegräumen ließen, — welche ihn unter der Anregung von Herders „Ideen“ zu den weiteſten und kühnſten Ahnungen von der Verwandtſchaft aller lebenden Weſen hinleiteten.

Aber trotzdem! Wie ſollte der Dichter, dem doch ſchließlich das eigene Herz als der Mittelpunkt der Welt und als das Koſtbarſte in ihr erſcheint, in ſolchen Anſchauungen allſeitiges Genügen finden! Die Fortbildung ſeiner Individualität blieb ihm doch immer die wichtigſte und am meiſten ihn erfüllende Aufgabe, und dieſe ſtets ſich gleich bleibende innere Arbeit war es auch, die ſeinen Sinn offen hielt für andere Gedankenreihen als jene rein pantheiſtiſchen und für ſpätere andersartige Einflüſſe ihn empfänglich erhielt. Jenes Ideal der „grenzenloſen Uneigennützigkeit“ wurde in ihm praktiſch entwickelt und erprobt durch die Ausübung ſeiner Berufstätigkeit, deren äußere Geſchäfte und deren verborgene, geiſtige

---

1) An Lavater 9. Auguſt 82. 2) Naturwiſſenſch. im Allgem. p. 73.

Arbeit, die Einwirkung auf den Herzog, ihn in jenen zehn Jahren faſt ausſchließlich beſchäftigte. In ihr bildete ſich ſein Charakter allmählich zu der Klarheit und Lauterkeit, zu welcher ihn Spinoza begeiſterte, und als deren verkörpertes Ideal er Frau von Stein vor ſich ſah. „Ich habe unſäglich ausgeſtanden", ſchreibt er an Jacobi; „Wenn Du eine glühende Maſſe Eiſen auf dem Herde ſiehſt, ſo denkſt Du nicht, daß ſo viel Schlacken drin ſtecken, als ſich erſt offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann ſcheidet ſich der Unrat, den das Feuer ſelbſt nicht abſonderte, und fließt und ſtiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es ſcheint, als wenn es eines ſo gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien, und mein Herz gediegen zu machen. Und wieviel, wieviel Unarten wiſſen ſich auch noch da zu verſtecken" [1]). Als der zerſchlagende Hammer erſcheint ihm die tägliche Arbeit ſeines Berufs: „. . . . ein Artikel meines Glaubens iſt es, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zuſtande ganz allein die höheren Stufen eines folgenden wert und ſie zu betreten fähig werden, es ſei nun hier zeitlich oder dort ewig" [2]). Dieſe Wirkungen aber empfand er zugleich mehr und mehr erhebend an ſich ſelbſt: „In mir reinigt ſich's unendlich" [3]); „vom Geiſt fallen mir täglich Schuppen und Nebel" [4]). Dieſe innere Umbildung führte ihn dann weiter zu dem Wunſche reiner und harmoniſcher Verhältniſſe zu den Menſchen ſeiner Umgebung. Es geht ihm klar auf, „in was für einem ſittlichen Tod wir gewöhnlich zuſammen leben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in ſich nie dürr, und nie kalt iſt. Gebe Gott, ... daß wir unſere Seelen offen behalten und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen" [5]). Freilich mußte ihn um ſo mehr das flache Alltagstreiben abſtoßen, welches zur

1) An Jacobi 17. Nov. 82. 2) An Knebel 3. Dez. 81. 3) An Lavater 22. Juni 81. 4) An denſ. 3. Dez. 81. 5) An Frau von Stein 30. Nov. 79.

Begründung ſolcher Harmonie keinerlei Möglichkeit bot; aber er lernte es, auch die ſo ärmlich Hinlebenden ohne Haß, aber freilich auch ohne Freude zu betrachten, als Erſcheinungen, die in ihrer unabänderlichen Exiſtenzweiſe als notwendig hinzunehmen ſeien. „Die Menſchen ſtreichen ſich recht auf mir auf wie auf einem Probierſtein“ [1]); „man verhält ſich zu ihnen wie der Muſikus zum Inſtrument“ [2]); freilich fühlte er dabei wohl, wie die Seele hierin keine Befriedigung finde, ſondern immer tiefer in ſich ſelbſt zurückgedrängt werde. Sein Beruf nötigte ihn zu jener unperſönlichen, aber die Sache fördernden Verkehrsweiſe; aber wie dieſer Verkehr ſein Gegenbild in der innigen Gemeinſchaft mit Frau von Stein fand, ſo ſein äußerer Pflichtenkreis ſeine Ergänzung in der immer fortwirkenden Pflege ſeines *inneren* dichteriſchen Berufes. Keinen äußerlich breiten Raum darf dieſer in jenen zehn Jahren beanſpruchen; auch finden wir keine methodiſche Beſchäftigung mit Problemen der Kunſt oder mit Erſcheinungen der Kunſtgeſchichte; aber in der Stille, nur gefördert durch die Teilnahme der Freundin, ſchafft und baut er nach der Weiſe ſeines eigenen Genius an den Werken, deren Ideen in dem Innerſten ſeiner Seele herrſchen. Inmitten des geſelligen Treibens zu Weimar, inmitten der amtlichen arbeitsvollen Reiſen durch die zerſtreuten Gebiete des Herzogtums weiß er die Zeit für dieſe geheime, ſorgfältig gehegte Tätigkeit zu finden und ſo innerlich Künſtler zu bleiben, was er der Außenwelt gegenüber faſt aufgehört zu haben ſcheint. Indem er Iphigenie, Taſſo, Wilhelm Meiſter langſam reifen läßt, fühlt er, daß er „eigentlich zum Schriftſteller geboren“ ſei, daß ihm aus ſolchem Schaffen die reinſte Freude fließe [3]). Aber noch mehr! Er beginnt zu erkennen, daß er „recht zu einem Privatmenſchen erſchaffen ſei“, und in einer Staatsverwaltung wie innerhalb einer fürſtlichen Familie eine fremdartige Rolle ſpiele [4]). Und ſo gelangt in ihm, während

1) An Frau von Stein 9. Dez. 77. 2) An dieſelbe 13. Mai 82. 3) An Frau von Stein 10. Aug. 82. 4) An dieſelbe 17. Sept. 82; ähnlich auch 4. Juni 82.

er mit der peinlichſten Treue äußerlich die Geſchäfte ſeines Amtes beſorgt, dennoch die Überzeugung zur Herrſchaft, daß die eigenartige Ausbildung der Perſönlichkeit und die Vollführung der ihr zugewieſenen ſpeziellen Lebensaufgabe das höchſte, alles Einzelne leitende und richtende Ziel ſein müſſe. „Dieſe Begierde, die Pyramide meines Daſeins, deren Baſis mir angegeben und gegründet iſt, ſo hoch als möglich in die Luft zu ſpitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergeſſen zu. Ich darf mich nicht ſäumen, ich bin ſchon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schickſal in der Mitte, und der babyloniſche Thurm bleibt ſtumpf und unvollendet. Wenigſtens ſoll man ſagen, er war kühn entworfen, und wenn ich lebe, ſollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen“ [1]).

III.

Solch gewaltiges und ſtrebenskräftiges Selbſtbewußtſein mußte ſchließlich Befreiung aus einer Bahn verlangen, die doch im beſten Falle nur als Erziehung und Schule, als indirekter Weg zu dem Ziele gelten konnte, ihre Berechtigung aber verlor, ſobald der Träger dieſer mühevollen Arbeit ſeine Kräfte genugſam geſtählt, ſeinen Sinn genugſam geklärt fühlte, um der Schule nicht mehr zu bedürfen. Daher die unbeſiegbare, immer gewaltiger auftretende Sehnſucht nach Italien, welche der Dichter damals in ſich verſchloß, ſpäter aber, als er ſich aus Weimar losgeriſſen, zur Erklärung ſeines plötzlichen Aufbruches unumwunden eingeſtand. „Nur die höchſte Notwendigkeit“, ſchrieb er, habe ihn zu dieſer Flucht getrieben[2]); die Sehnſucht war „eine Art von Krankheit“

1) An Lavater, Auguſt 1780. 2) An Frau von Stein 27. Oct. 86.

geworden, „von der nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte“ [1]). Die endliche Erfüllung dieſes heißen Verlangens vollzog eine gewaltige Wandlung in dem Leben und Schaffen des Dichters; ein neues künſtleriſches Ideal, geahnt in den Weimariſchen Jahren und dunkel erſtrebt in der ſtillen Pflege der Dichtung, gewann hier feſte, greifbare Geſtalt, wurde angeſchaut und ergriffen, wurde der Ausgangspunkt neuer künſtleriſcher Arbeit. Goethe hat in Italien vor allen Dingen geſehen und gelernt, freilich aber nur, was ſeiner Natur gemäß war. Seine vielgerühmte Objektivität war immer eine relative, und von den Geſetzen einer feſtbeſtimmten Individualität abhängig. Er ſah die Dinge ſcharf, wie ſie waren, nicht wie er ſie wünſchte; aber er ſah überhaupt nur, was ihm des Sehens wert ſchien, und ſchloß ſich gegen alles, was für ihn wertlos war, oft mit großer Schroffheit ab. So in Italien gegen den religiöſen Charakter des Landes, und damit zugleich gegen ſein Mittelalter wie ſeine neueſte Epoche und gegen die Hervorbringungen beider Zeitalter. Natur einerſeits und hiſtoriſcher Charakter der Antike anderſeits, in dieſen beiden Sphären konzentrierte ſich ſein Intereſſe, das den Heroen der Renaiſſance in dem Maße zu gute kam, als ſie der Antike nahezukommen ſchienen; daher Rafael mehr als Michel Angelo. Und hieraus entwickelte ſich dann jene großartige Weltbetrachtung, in der ſich naturwiſſenſchaftliches und künſtleriſches Intereſſe durchdringen, welche in der Natur ein Wirken künſtleriſch bildender Geſetze und in der Kunſt eine ſchöpferiſche Vollendung der wiſſenſchaftlich gewonnenen Naturerkenntnis erblickte, jene Richtung des Idealismus, welche die von dem geläuterten Naturſinne des Altertums geleitete Kunſtpflege als die höchſte und wertvollſte Tätigkeit des Menſchen verehrte. Es iſt begreiflich, daß der ſo begeiſterte Schüler des Altertums in jeder Kunſtrichtung ihm nachzueifern ſtrebte, und wie er

1) Italieniſche Reiſe p. 114.

das Zeichnen schon früher als Dilettant geübt, so jetzt auch durch Modellieren die gewonnene Auffassung der menschlichen Gestalt und ihrer künstlerischen Wiedergabe schöpferisch verwerten wollte. Aber der Aufenthalt in Italien führte diese Versuche auch schon zu ihrem entscheidenden Abschlusse: wie er vorher erkannt hatte, daß das Gebiet seiner praktischen Tätigkeit nicht Politik oder Verwaltung sei, so erkannte er jetzt, daß es auch die bildende Kunst nicht sei, sondern daß er bei umfassender Beobachtung und Erforschung der Welt seine schaffende Tätigkeit auf die Dichtkunst zu richten habe. Dennoch hat auch jene Kunstübung sein Gesamtstreben befördert[1]); seinem Kunsturteile wie seiner Naturerkenntnis kam sie zu gute, hauptsächlich aber jener tiefen Einsicht in den Zusammenhang von Kunst- und Naturgesetzen, welche ihn die Versöhnung von Idealismus und Naturalismus in seinen dichterischen Werken gewinnen ließ. Aber auch in direkter Naturbeobachtung und Forschung, welcher Zeit und Interesse reichlich gewidmet wurde, erweiterten und klärten sich seine Ideen über die Entwickelung der organischen Gebilde, die in der „Metamorphose der Pflanzen" und in Vorlesungen über vergleichende Anatomie später feste Form erhielten. Hören wir, wie der Dichter selbst über sein Verweilen in Italien sich geäußert!

„O wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfieng . . .
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirn;
Phoebus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast? . . .
Dulde mich, Jupiter, hier und Hermes führe mich später
Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab!" [2])

1) Sehr schön hat dies Wilhelm von Humboldt ausgesprochen in seinem Referate über Goethe's „Zweiten römischen Aufenthalt" 1830. Mit lebhafter Freude hat Goethe diese Darstellung in seinem Dankbriefe an Humboldt selbst anerkannt. 2) Römische Elegieen VII.

„Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte .... Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude“ [1]).

„Ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich fühle, daß sich die Summe meiner Kräfte zusammenschließt, und hoffe noch etwas zu tun .... Nun hat mich zuletzt das A und O aller uns bekannten Dinge, die menschliche Figur angefaßt, und ich sie, und ich sage: „Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn, und sollt' ich mich lahm ringen .... Mein hartnäckig Studium der Natur, meine Sorgfalt, mit der ich in der komparierenden Anatomie zu Werke gegangen“, setzen mich in den Stand, „in der Natur und den Antiken manches im Ganzen zu sehen, was den Künstlern im Einzelnen aufzusuchen schwer wird, und das sie, wenn sie es endlich erlangen, nur für sich besitzen und andern nicht mitteilen können“ [2]). Eine besondere Bedeutung gewann Sizilien für ihn: „Ich hatte mir, überzeugt, daß es für mich keinen besseren Kommentar zur Odyssee geben könne, als eben gerade diese lebendige Umgebung, ein Exemplar verschafft, und las es nach meiner Art mit unglaublichem Anteil“ [3]).

Da Goethe das eigentliche Griechenland nie berührte, so war Sizilien der einzige griechische Boden, den er betrat. Und doch — selbst unter diesen ergreifenden und erhebenden Eindrücken des historisch geweihten Landes ergriffen ihn wiederum mit unwiderstehlicher Gewalt die Gedanken des Naturforschers, und er begann die Pflanzenformen zu vergleichen, die gemeinsame Urgestalt aus der Mannigfaltigkeit zu entdecken, ja sogar nach einer wahrhaftigen „Urpflanze“ zu forschen. Vor dem „Weltgarten“, der sich hier auftat, verschwanden selbst die Gärten der Odyssee, und die poetischen Pläne, die sich an sie knüpften [4]). Und zugleich wurde auch das

1) Italien. Reise p. 123. 124. 2) Ital. Reise p. 385. 3) Ebenda p. 285. 4) Ebenda p. 254.

Intereſſe für optiſche Studien und damit die Erforſchung der Farbe zuerſt angeregt durch die eigentümlichen Effekte des italiſchen Himmels und die wunderbar abgeſtufte Beleuchtung von Land und Meer.

So bot Italien nach allen Seiten ſeinem Streben Anregung und Befriedigung, nachdem er in Weimar lange Zeit in Entſagung und aufopferungsvoller Arbeit ſich ſelbſt erzogen; und ſo mußte ihm der Abſchied als ein gewaltſames Sichentreißen aus dem natürlichen Lebenselement, als Rückkehr in eine Exiſtenz der Beſchränkung, gleichſam der Gefangenſchaft erſcheinen. „Ich kann und darf nicht ſagen", ſchreibt er, wieviel ich bei meiner Abreiſe von Rom gelitten habe, wie ſchmerzlich es mir war, das ſchöne Land zu verlaſſen"[1]). Und als gleichzeitig mit ſeiner Rückkehr Herder nach Italien ziehen ſollte, richtete er an ihn die ſchmerzlichen Worte: „Ich weiß nicht, ob ich wache oder träume, da ich Dir dieſes ſchreibe. Es iſt eine ſtarke Prüfung, die über mich ergeht"[2]). So drängt ſich die Frage auf, weshalb kehrte er überhaupt zurück? weshalb begründete er ſich nicht eine reine Künſtlerexiſtenz in dieſer ſeiner geiſtigen Heimat? Er ſelbſt wies damals auf ſein Verhältnis zu dem Herzog, auf die Pflicht der Dankbarkeit, den Wunſch, wieder in ſeinem Dienſte tätig zu ſein, hin, — ebenſo auf das Verhältnis zu Freunden, deren er im Süden immer gedacht, für die er dort gearbeitet habe; allein ausſchlaggebend waren dieſe Rückſichten doch wohl nicht. Nach Weimar zurückgekehrt, zog ſich Goethe bekanntlich von Geſchäften des Amtes wie von freundſchaftlichen Beziehungen merklich zurück, und faßte erſt einige Jahre ſpäter, als er die Leitung des Theaters übernahm, als er den Freundſchaftsbund mit Schiller ſchloß, von Neuem wahrhaft feſten Fuß in Weimar und in Deutſchland. Auch iſt Goethe immer gewohnt geweſen, die Forderungen ſeiner indivi-

1) An Meyer 19. Sept. 88. 2) Italieniſche Reiſe p. 963.

duellen geiſtigen Entwickelung als die oberſten anzuſehen und in entſcheidenden Fällen höher zu ſchätzen als die Pflichten, welche aus Beziehungen zu anderen Perſonen entſprangen. — Auch eine bewußte patriotiſche Empfindung, der Wunſch gerade im Vaterlande wirken zu wollen, ſcheint nicht die Entſcheidung gegeben zu haben. Wir erblicken vielmehr auch in dieſer Handlungsweiſe die Äußerung einer im höchſten Maße geſunden und normalen Natur, welche das Richtige, ihrem Weſen Angemeſſene auch da empfindet und zu ergreifen weiß, wo es augenblicklich zu Schmerz und Entbehrung führt. Daß für die Vollbringung ſeines geſamten Lebenswerkes Deutſchland der geeignete Boden ſei, und gerade Weimar ihm die günſtigſten Bedingungen darbiete, daß aber das Verweilen in Italien und die Wirkungen des herrlichen Landes nur ein Durchgangsſtadium für ihn bilden könnten, dies Gefühl beſtimmte das Handeln des Meiſters, ſo wenig er auch ſelbſt ſich deſſen bewußt war, ſo vernichtend ihm der Gedanke der ewigen Trennung erſchien, die er freiwillig ſich auferlegte. Und ebenſo ſehen wir ihn im Jahre 1797 auf der Höhe des Gotthard ſtehen, gerüſtet zur Reiſe nach Italien und doch nicht hinabſteigend, offenbar, weil er die Meinung Schiller's teilte, daß er auf ſeinem gegenwärtigen Standpunkte ſchon genug aufgenommen habe und jetzt das Hervorbringen ſeine wichtigſte Pflicht ſei. Wir erinnern uns unwillkürlich der Worte Taſſo's:

„Wir Menſchen werden wunderbar geprüft . . .
Mit unſchätzbaren Gütern lehret uns
Verſchwenderiſch die Not gelaſſen ſpielen;
Wir öffnen willig unſre Hände, daß
Unwiederbringlich uns ein Gut entſchlüpfe".

IV.

Längere Zeit aber währte es doch, bis der Dichter in Deutschland sein volles Gleichgewicht wieder fand, bis er im stande war, das im Süden Erworbene frei und groß seiner Heimat und seinem Volke als Gabe darzubringen. Zunächst traten Einseitigkeiten hervor, und je weniger er sich nach der Rückkehr verstanden und geschätzt fühlte, mit um so größerer Herbheit und Schroffheit. Die scharfe Beobachtung des Realen, die harmonische Befriedigung, welche die Beschränkung auf die unmittelbare Gegenwart gewährt, — diese Eigenschaften hatte er an der Antike schätzen gelernt, sie hatten ihm innere Ruhe gegeben, sie führten jetzt zu einem Übergewicht des realistischen, des sinnlichen Elementes in seiner Natur. Das jähe Ende des Verhältnisses zu Charlotte von Stein ist bekannt; auch andere, noch ältere Beziehungen lösten sich. Als „steifer Realist“ [1]) trennte er sich völlig von den Vertretern einer Gefühlsphilosophie, mit welchen er einst gemeinsam geschwärmt hatte, denen er aber freilich schon während der „Zehn Jahre“ [2]) fremder und fremder geworden war. Mit Jacobi hielt zwar das Band rein persönlicher Freundschaft diese schwere Probe aus, aber die Freunde wurden sich in ihrem Denken völlig unverständlich [3]); auch Herder gegenüber trat eine Erkaltung ein; Lavater dagegen, von weniger makellosem Charakter, verfiel Goethe's rückhaltlosem und offen geäußertem Hasse; von ihm schrieb Goethe wenig später: „Er hat auch in Weimar spioniert; unser entschiedenes Heidentum hat ihn aber, sowie das allgemeine Mißtrauen bald verscheucht.“ [4]) Heidentum nimmt Goethe in jener Zeit ausdrücklich für sich in Anspruch; eine entschiedene Entfremdung nicht nur gegenüber For-

1) So bezeichnet er zurückschauend später sich selbst in dem Briefe an Jacobi 17. October 96. 2) Dieser von H. Grimm für die erste Weimarische Epoche Goethe's formulierte Ausdruck verdiente allgemein in Gebrauch zu kommen. 3) Biographische Einzelheiten p. 321. 322. 4) An Jacobi 7. Juli 93.

men und Gebräuchen, sondern auch gegenüber der ganzen Kulturatmosphäre der christlichen Religion gibt sich kund. Offen spricht er es aus, wo die entschiedene Hoffnung einer ewigen persönlichen Fortdauer ihm entgegengebracht wurde, daß er „an der Lehre des Lucrez mehr oder weniger hänge und alle Prätensionen in den Kreis des Lebens einschließe“ [1]).

Ebenso wie diese „heidnische“ Sinnesrichtung, ebenso trug auch die Stellung des Dichters zu den politischen Umwälzungen, die sich damals vollzogen, zu seiner Vereinsamung bei. Die Ereignisse der französischen Revolution wirkten auf ihn nicht nur verstimmend und abstoßend, sondern gleichsam beengend und bedrückend; seine sittliche Anschauung, welche überall ruhige naturgemäße Fortarbeit in den Bahnen der Berufspflicht forderte, sah sich durch die Gewaltsamkeit wie durch den Mangel positiver praktischer Ziele in jener gewaltigen Bewegung in Besorgnis um die Kontinuität der Kulturbestrebungen gebracht, die ihm vor allem am Herzen lagen. Und das politische Interesse, welches mit Gewalt damals alle Welt ergriff, trieb ihn in desto größere Zurückgezogenheit. Vor allem damals Naturstudien gewidmet, hätte er gerne diese zum Bande einer geistigen Genossenschaft verwertet; aber der eigenartige Weg seiner Arbeit hielt ihn von den geschlossenen Kreisen der Forscher entfernt, und auch in dieser Richtung war Vereinsamung sein Los. So mußte sich sein inneres Leben immer wieder zu den glücklichen Jahren, die er jenseit der Alpen verbracht, zurückwenden; mit den römischen Freunden lebte er vor allen im Geiste — und, wo er konnte, auch noch persönlich zusammen, zumal das Verhältnis zu ihrer einem, zu Heinrich Meyer bildete sich zu einem Lebensverhältnis aus. In diesem Kreise pflegte und entwickelte er das in Italien gewonnene Kunstideal, unbeirrt, ja vielleicht nur mehr bestärkt durch das geringe Verständnis, welches

1) An Graf Stolberg 2. Febr. 89. Goethe-Jahrb. IV, 158. Lucrez war Goethe wohl durch Knebel besonders nahe gebracht worden.

dasſelbe unter ſeinen früheren Freunden fand. Als Iphigenie und Taſſo die Bewunderer des Götz und Werther nicht befriedigen konnte, ward er von jener Gleichgültigkeit, von jener Verachtung des urteilenden Publikums erfüllt, die ihn ſeitdem nie mehr verlaſſen hat. In ſich ſelbſt ſuchte er dagegen den Maßſtab zu objektiver Würdigung der Kunſtwerke immer feſter und untrüglicher zu geſtalten; er ſprach die Überzeugung aus: „daß man gar nicht genug Ehrfurcht für das, was uns von alter und neuer Zeit übrig iſt, empfinden kann, daß aber ein ganzes Leben dazu gehört, dieſe Ehrfurcht recht zu bedingen, den Wert eines jeden Kunſtwerks in ſeiner Art zu erkennen“ [1]). Von der bildenden Kunſt ging ſeine Theorie aus; mit nüchterner Klarheit beurteilte er ihre Abhängigkeit von dem ſtofflichen Material [2]), mit rückſichtsloſer Schärfe hob er hervor, daß ſie nur das ſinnlich Bedeutende und Schöne darſtelle, das Sittliche aber nur ſoweit, als es durch das Sinnliche auszudrücken ſei [3]). Auf die Poeſie übertragen ließ dieſe Anſchauung ihm ſein eigenes kaum vollendetes Werk, Iphigenie, das freilich weit mehr Seele als Körper erkennen läßt [4]), ſchon nach wenig Jahren völlig fremd werden [5]); — aber die Werke, die er nunmehr ſchuf, (der Groß-Kophtha und ähnliche) konnten noch weit weniger ſich Gunſt gewinnen, als jene. Und zuletzt ſtockte ſeine poetiſche Produktion immer mehr. — —

Allein neue Lebenskraft gewann er zu derſelben Zeit durch eine neue geiſtige Macht, die er in den Kreis ſeines Denkens zog, durch Kant [6]). Von entſcheidendem und dauerndem Einfluſſe war

1) An Heyne 24. Juli 88. Goethe-Jahrb. II, 242. 2) Ebenda. 3) An Meyer 7. April 89. 4) Man vergleiche Schiller's Urteil in dem Briefe an Goethe 22. Januar 1802. 5) Campagne in Frankreich p. 130. 6) Der Einfluß Kant's auf Goethe iſt im Ganzen noch nicht gewürdigt und dargeſtellt worden; auf vielfache Berührungen hat Loeper in den Noten zu den Gedichten und Sprüchen, ſowie zu anderen Werken hingewieſen; ſpeziell die Bedeutung von Kant's „Kritik der Urteilskraft“ für Goethe's Naturforſchung hat Danzel (Goethe's Spinozismus p. 129 ff.) zu beſtimmen geſucht. Selbſt dieſer Forſcher, welcher den Spinozismus „für die moderne Zeit das Tiefe überhaupt“ nennt

für ihn dieſe erſt ſpät und allmählich ſich vollziehende Vertiefung in die Werke des „Alten vom Königsberge.“ Hatte Goethe das Gefühl der Abhängigkeit des Einzelnen von dem Allgemeinen faſt bis zu Konſequenzen geführt, die die Selbſtändigkeit des Individuums aufhoben, ſo wurde er durch Kant wiederum zu der Schätzung des intellektuellen und des ſittlichen Einzelwillens gebracht, der das Recht und die Pflicht hat, die Welt nach ſeinem Sinne und ſeinem innern Geſetze zu erfaſſen und zu behandeln.

Noch in ſpäten Jahren hat Goethe ſelbſt Aufklärung über Kants Einwirken gegeben [1]). Eine perſönliche Vorliebe für Kant behielt er zu aller Zeit. „Unſeren vortrefflichen“, [2]) „Unſeren herrlichen“ [3]) nennt er ihn; kein Gelehrter, ſchreibt er im Jahre 1805, habe ungeſtraft jene große philoſophiſche Bewegung, die durch Kant begonnen, von ſich abgewieſen, ſich ihr widerſetzt, ſie verachtet [4]). Und auf Eckermanns Frage, welchen der neueren Philoſophen er für den vorzüglichſten halte, antwortete er unumwunden: „Kant iſt der vorzüglichſte, ohne allen Zweifel. Er iſt auch derjenige, deſſen Lehre ſich fortwirkend erwieſen hat, und die in unſere deutſche Kultur am tiefſten eingedrungen iſt“ [5]). Das eigentlich grundlegende Werk freilich, die Kritik der reinen Vernunft, hatte er ſelbſt nicht ſpeziell durchforſcht und ſich im Einzelnen angeeignet; ſeine unphiloſophiſche Natur ſchrak vor dem „Labyrinth“ zurück; allein die Ergebniſſe fanden ſeinen Beifall [6]). Die Feſtſetzung der Schranken des

---

(p. 54) und der Anſicht iſt, derſelbe habe für Goethe „lange die Würde einer Lehre, alſo eines Allgemeinen gehabt“, — muß dennoch geſtehen, „daß ſein (Goethe's) Fortſchreiten über den Spinozismus von vorn herein prädeſtiniert geweſen, an den Kantiſchen Kritiken zum Selbſtbewußtſein zu erwachen“ (p. 130).

1) Zur Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen p. 94—97. In dem Folgenden werde ich einige Ausſprüche Goethe's aus ſpäterer Zeit zuſammenſtellen, die naturgemäß in der Darlegung von Goethe's ſpäteren Anſchauungen an verſchiedenen Stellen wiederkehren werden. 2) Goethe-J. II, 482. 3) Zur Meteorologie p. 68. 4) Winckelmann p. 220. 5) Eckerm. I, 242. 6) S. außer dem ſchon Citierten: Eckerm. II, 101; Spr. Nr. 760.

menſchlichen Geiſtes, die Abweiſung der unauflösbaren Probleme gaben Raum für die Forſchung nach dem Erkennbaren und Erreichbaren; Goethe empfand zum erſten Male Reſpekt vor der zeitgenöſſiſchen Philoſophie, die er als leer und ſchal bisher völlig bei Seite gelaſſen. „Mir iſt", hören wir ihn ſpäter äußern [1]), „die populäre Philoſophie ſtets widerlich geweſen; deshalb neigte ich mich leichter zu Kant hin, der jene vernichtet hat" [2]).

Weit größere Befriedigung noch gewährte indes dem Dichter und Forſcher die „Kritik der Urteilskraft", nicht weil ſie ihm mehr Neues geboten hätte, ſondern im Gegenteil, weil ſie ſeinen eigenen Anſchauungen, ſeinen Dichtungs- und Forſchungsgrundſätzen vollkommen entſprach [3]), weil er in der Einſamkeit ſeines Strebens hier Verſtändnis und Zuſtimmung, — für das von ihm ſelbſt nur Geahnte hier feſte Form und ſichere Begründung fand. „Hier ſah ich meine diſparateſten Beſchäftigungen neben einander geſtellt, Kunſt und Naturerzeugniſſe, eins behandelt wie das andere, äſthetiſche und teleologiſche Urteilskraft erleuchteten ſich wechſelsweiſe... Das innere Leben der Kunſt ſowie der Natur, ihr beiderſeitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgeſprochen. Die Erzeugniſſe dieſer zwei unendlichen Welten ſollten um ihrer ſelbſt willen da ſein, und was neben einander ſtand, wohl *für* einander, aber nicht abſichtlich *wegen* einander. Meine Abneigung gegen die Endurſachen war nun geregelt und gerechtfertigt...." [4]) — Den letzten Satz finden wir ſchärfer gefaßt in einem Briefe an Zelter wieder [5]): „Es iſt ein grenzenloſes Verdienſt unſeres alten Kant um die Welt, und ich darf ſagen, auch um mich, daß er in ſeiner

1) Gegen Müller 29. Dezember 23. 2) Daß ſich indeß Goethe auch durch Kant nicht *binden* ließ, iſt aus dem häufigen ſpäteren Gebrauch von Ausdrücken der *Leibniz*'ſchen Metaphyſik erſichtlich. 3) Zur Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen p. 95; vgl. Danzel p. 130: „Er hatte ſeine Metamorphoſe der Pflanze geſchrieben, ehe er etwas von Kant wußte, und doch war ſie ganz im Sinne ſeiner Lehre". 4) Zu Naturwiſſenſchaft p. 95. 96; vgl. auch Campagne in Frankreich p. 107. 5) 29. Januar 30.

Kritik der Urteilskraft Kunst und Natur neben einander stellt und beiden das Recht zugesteht, aus großen Prinzipien zwecklos zu handeln. So hatte mich Spinoza früher schon in dem Haß gegen die absurden Endursachen geglaubigt. Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und haben 's auch nicht nötig, denn Bezüge giebt's überall, und Bezüge sind das Leben". Und in diesem Sinne gab er den Künstlern der Gegenwart, um „Natur und Naturell" zu bewahren, den überraschenden Rat: „Die guten Menschen, wenn sie der Sache näher kommen wollten, müßten Kants Kritik der Urteilskraft studieren!" [1])

Nicht ausdrücklich bei Namen genannt, aber nach ihrem Inhalte häufig erwähnt, findet sich die „Kritik der praktischen Vernunft". Wie das erstgenannte der drei Hauptwerke des Philosophen, so gab auch dies Werk neue Gesichtspunkte. „Die Moral", äußerte Goethe in späteren Jahren, „war gegen Ende des letzten Jahrhunderts schlaff und knechtisch geworden, als man sie dem schwankenden Kalkul einer bloßen Glückseligkeitstheorie unterwerfen wollte. Kant faßte sie zuerst in ihrer übersinnlichen Bedeutung auf, und wie überstreng er sie auch in seinem kategorischen Imperativ ausprägen wollte, so hat er doch das unsterbliche Verdienst, uns von jener Weichlichkeit, in die wir versunken waren, zurückgebracht zu haben" [2]). Wie persönlich vertraut der Dichter auch mit dieser Leistung Kants geworden war, zeigt der Umstand, daß er den „kategorischen Imperativ" als einen gern verwerteten Begriff in seine Denk- und Ausdrucksweise aufgenommen hatte [3]). Die Strenge kantischer Moral hatte er übrigens schon früh mit Entschiedenheit gegen Angriffe verteidigt [4]). Nicht die Forderungen, nicht das Positive war es, dessen Strenge ihn anfänglich von Kant zurückstieß, sondern die negative Seite, die Betonung des Tadelnswerten in der menschlichen Natur; das „radikale Böse" war ein Begriff, der sich mit der Anschauung von der

1) An Zelter 8. Juli 31. 2) Unterhaltung mit Müller 29. April 18. 3) So Spr. Nr. 915; Eckerm. I, 214. 4) An Schiller 28. Febr. 98.

Berechtigung alles Menſchlich-Natürlichen nicht vertrug. Empört ſchrieb Goethe, Kant habe „ſeinen philoſophiſchen Mantel freventlich mit dem Schandfleck des radikalen Böſen beſchlabbert“ [1]). Auch hierin hat der Greis ſpäter ſogar bis auf den Wortlaut ſich Kant angeſchloſſen [2]); in jener Zeit jedoch wurde ihm die völlige Annäherung an Kant vor allem erleichtert durch die Brücke, welche ſein neugewonnener Freund Schiller ihm über die Kluft baute. Schiller hat es bekanntlich unternommen, die Forderungen kantiſcher Moral gefälliger zu machen, indem er ſie äſthetiſchen Forderungen gleichſetzte; ſeine Gedanken, vor allem in den „Briefen über äſthetiſche Erziehung“ ausgedrückt, fanden Goethe's lebhafte Teilnahme und Billigung. „Das mir überſandte Manuſkript“, ſchreibt er an Schiller, „habe ſogleich mit großem Vergnügen geleſen; ich ſchlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köſtlicher, unſerer Natur analoger Trank willig hinunterſchleicht und auf der Zunge ſchon durch gute Stimmung des Nervenſyſtems ſeine heilſame Wirkung zeigt, ſo waren mir dieſe Briefe angenehm und wohltätig, und wie ſollte es anders ſein, da ich, was ich für Recht ſeit langer Zeit erkannte, was ich teils lebte, teils zu leben wünſchte, auf eine ſo zuſammenhängende und edle Weiſe vorgetragen fand!“ [3]) Allein bei dieſer Übereinſtimmung trat auch ſogleich gegenüber der mehr reflektierenden Natur Schillers das unmittelbar praktiſch-ſittliche Intereſſe welches Goethe eigentümlich war, hervor. Er las die „Briefe“ das zweite Mal „im praktiſchen Sinne“, um zu prüfen, ob das Werk in irgend einer Hinſicht ihn „als handelnden Menſchen von ſeinem Wege ableiten könnte“ [4]); allein auch dieſe Prüfung beſtanden die „Briefe“. Und dieſe Übereinſtimmung kann nicht überraſchen. In Wahrheit ſtand Goethe als handelnder Menſch den unbedingten Forderungen der ethiſchen Pflicht ſogar weit näher als die „Briefe“ der herben Unbedingtheit jener Forderungen nahe zu kommen wagten.

1) An Herder 7. Juni 93. 2) Schriften zur Litteratur p. 721. 3) An Schiller 26. Oct. 94. 4) An denſelben 28. Oct.

Der Inhalt seiner Hauptwerke bezeugt es. In den ersten Jahren seines Verkehres mit Schiller gab er den „Lehrjahren Wilhelm Meisters“ jenen Abschluß, welcher den Helden von einer ästhetischen Laufbahn auf die nüchterne eines praktisch-sittlichen Handelns weist und ihn zu einem so rücksichtslos schroffen Bruche mit seiner Natur und ihren Neigungen zwingt, daß die Einheitlichkeit des Werkes hierdurch fast gefährdet erscheint. Und wenige Jahre später erfolgte die Fixierung der Faustidee, kraft welcher das hohe Glück des schönsten Augenblickes in die aufopferungsvolle praktische Tätigkeit für das Gemeinwohl gesetzt wird. Es waren Gedanken aus Goethes frühester Schöpfungszeit, seinem innersten Wesen eigentümlich, durch die Berufsarbeit der „zehn Jahre“ befestigt, — Gedanken, welche auch durch die neu geformte Schicht ästhetischer Bildungselemente wieder hervorbrachen, nur neu angeregt durch den wirkungskräftigen Philosophen und den lebhaft mittätigen Freund. Und weil sie dem Dichter ursprünglich eigen waren, so folgte er ihnen auch mit Lust; die „Beschäftigung, die nie ermattet“, welcher Schiller resigniert und klagend um die verlorenen Ideale sich zuwendet, ist ihm das beglückende und das wesentliche Element des Lebens.

Indes würde es durchaus irrig sein, wollte man annehmen, die zuletzt entwickelten Gedankenreihen hätten den Dichter zu jener Zeit vollkommen und ausschließlich beherrscht![1]) Vielmehr waren die ästhetisch bestimmten Ideale, welche er vor allem in Italien gewonnen, durchaus eben so wirkungsvoll für sein Geistesleben und gaben insbesondere seiner Kunsttheorie und in Hinsicht der Form auch seinem dichterischen Schaffen die entscheidenden Gesetze. Seine Kunsttheorie gelangte gerade in dieser Epoche erst zu völliger Klarheit und Durchbildung, wie sie sich in den Abhandlungen der „Propy-

1) Als ein Zeichen, wie vieles damals in dem Geist des Dichters Raum fand, ist das Gedicht „Weltseele“ interessant, welches den Subjektivismus Fichte's, der der Natur Goethe's möglichst fern lag, in poetischer Begeisterung bis zu „konkreten Schöpfungstaten“ des Individuums fortschreiten läßt.

läen“ so überzeugend bewährt. Die idealen und die realen Elemente des künstlerischen Schaffens wurden aufs Genaueste hier gegen einander abgewogen und mit einander versöhnt. Erhaben über den so oft entbrannten Streit, erklang die Mahnung:

„Wär't ihr Schwärmer im Stande, die Ideale zu fassen,
O so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur“ [1]).

Aber auch als Lebensideal behaupteten sich jene der Antike entnommenen ästhetischen Forderungen neben den praktisch-ethischen [2]); weniger gegen Schiller als gegen den römischen Kunstfreund sprach sich Goethe zu Zeiten in überströmender Empfindung hierüber aus. Durch ihn, der wieder in Italien weilte, hoffte Goethe „die sinnlich-ästhetische Kultur zu erneuern und erst wieder ein Mensch zu werden;“ [3]) und im selben Sinne schreibt er ihm: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst.“ [4]) In solchen Stimmungen konnte er jede nicht künstlerische Tätigkeit, nicht nur die „Spekulation“, sondern selbst das Naturstudium als falsche Tendenz beklagen. In der Tat freilich war das Letztere gerade aus seiner Künstlernatur entsprungen und folgte einer künstlerisch bestimmten Methode, deren „Beobachtungen von der Gestalt ausgingen“ [6]); gerade jene Zeit ist die Hauptepoche seiner vergleichend anatomischen Studien. Zuletzt stellte er darauf das antike Ideal dar, mit begeisterter Kraft und Freudigkeit der Rede, mit siegender Klarheit und Geschlossenheit des Gedankens in der herrlichen Schilderung Winkelmann's. Hier eröffnete er den Abschnitt „Antikes“ mit den dithyrambischen Worten: „Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte; er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleich-

1) Vier Jahreszeiten Nr. 52. 2) Die Vermittelung zwischen beiden Gedankenreihen gab Kant's „Kritik der Urteilskraft“, so wie Goethe sie auffaßte. 3) An Meyer 1. Aug. 96. 4) An dens. 8. Febr. 96. 5) An dens. 18. März 97. 6) An Alex. v. Humboldt 1795.

mäßig in ihm vereinigen. Das Letzte war das glückliche Los der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden Ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen. Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern“ [1]).

V.

Lag aber in dieser begeisterten Bewunderung einer weit entfernten Epoche nicht die Gefahr, auch im frischesten eigenen dichterischen Schaffen, wie es Goethe im Verein mit Schiller neu begonnen hatte, dennoch der Gegenwart und dem eigenen Volke fremd zu bleiben? — In dieser drohenden Entfremdung trat Schiller vermittelnd ein. Mit dem vollen Verständnis für Goethe's Ideale verband er doch eine Dichtweise, welche der Subjektivität der Gegenwart mehr entsprach, und ihrem Verlangen nach einseitiger Äußerungsweise des Individuums und direkterer Beziehung des Gedichtes auf das Gemüt des Einzelnen — mehr entgegenkam. Schiller's theoretische Bemühungen beiden Dichtarten ihren berechtigten Platz anzuweisen, nahm Goethe mit höchster Sympathie entgegen; den Aufsatz über „naive und sentimentalische Dichtung“ hat er bis an sein Lebensende als einen Grundstein der Kunsttheorie geschätzt; aber auch schon bei seinem Erscheinen schrieb er Schiller: „Ich habe ihre Prinzipien und Deduktionen desto

1) Zur Kunst p. 198.

lieber, da ſie mir unſer Verhältnis ſichern und mir eine wachſende Übereinſtimmung verſprechen“[1]), und an anderer Stelle: „Es iſt Ihnen nicht unbekannt, daß ich, aus einer allzugroßen Vorliebe für die alte Dichtung, gegen die neuere oft ungerecht war. Nach Ihrer Lehre kann ich erſt ſelbſt mit mir einig werden.“[2]) Ein indirekter Einfluß dieſer Lehre iſt vielleicht auch in dem bald darauf entſtandenen Epos, in Hermann und Dorothea zu erkennen; ſelbſtredend nicht in der Behandlungsart, die ja die höchſte Vollendung der künſtleriſchen Objektivität zeigt, welcher Schiller die Bezeichnung des „Naiven“ gibt, wohl aber in der Wahl des modernen und deutſchen Stoffes, welcher auf eine perſönlichere Anteilnahme des Hörers rechnen durfte und ſtärker die Seiten individueller und patriotiſcher Empfindung anſchlagen konnte als Iphigenie oder Taſſo, als römiſche Elegien oder venetianiſche Epigramme. Entſcheidend aber wurde für den Meiſter ſeine Rückkehr zur Fauſtdichtung. Sie hatte er im Sinne, als er Schiller das ſchon erwähnte merkwürdige Geſtändnis ablegte: „Nach Ihrer Lehre kann ich erſt ſelbſt mit mir einig werden, da ich das nicht mehr zu ſchelten brauche, was ein unwiderſtehlicher Trieb mich doch, unter gewiſſen Bedingungen, hervorzubringen nötigte“. Es waltet hier daſſelbe Verhältnis wie bei den ethiſchen Problemen, die wir vorher berührten. Auch hier wird in Goethe nur wiedererweckt, was er ſchon längſt beſeſſen hatte; die äußeren Einflüſſe geben nur einen wirkſamen Anſtoß; ſobald aber Goethe dieſer Wirkung nachgibt, ſo wird er ſich ſchon in ſich ſelbſt eines weit höheren Reichtums bewußt, als ihn die beſitzen, welche auf ihn eingewirkt haben; als ſentimentaliſches, romantiſches, modernes, ſubjektives Gedicht (oder welches Homonym man ſonſt brauchen wolle) iſt „Fauſt“ in Stoff und Behandlung weit kühner und revolutionärer gegenüber allen objektiven Schranken als irgend etwas, was Schiller

1) An Schiller 15. Dez. 95. 2) Desgl. 29. Nov.

gedichtet. Und so geht auch in der ästhetischen Reflexion jetzt Goethe weit über Schiller hinaus. Nachdem er mehrere Jahre hindurch mit hohem Aufwand von geistiger Kraft und in konsequenter Bemühung eine Kunsttheorie auszubilden und in seinem Schaffen praktisch zu machen gesucht hat, verwirft er jetzt plötzlich alle theoretischen Forderungen an Künstler als Mittel der Hemmung und Verwirrung; er schreibt an Schiller: „Ich bin nicht allein Ihrer Meinung, sondern ich gehe noch weiter. Ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie tut, unbewußt geschehe .... Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, so glaube ich auch, daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie, etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist, wie wir in unseren Tagen leider gewahr werden; und so verhält es sich mit den verwandten Künsten, ja der Kunst im weitesten Sinne.“ [1])

Die veränderte Denkweise Goethe's zeigt sich am deutlichsten in seinem Verhältnis zu antiken Stoffen. Noch im Jahre 1800, im Begriff den Helena-Akt des Faust auszuführen, schrak er davor zurück, die in rein antikem Stil begonnene Dichtung in das Romantische auslaufen zu lassen, sie, nach seinem eigenen Ausdruck, „in eine Fratze zu verwandeln“; Schiller mußte ihn beruhigen,

1) An Schiller 6. April 1801. Es sei hier die Bemerkung gestattet, daß das Verhältnis zwischen Goethe und Schiller noch nicht genügend erforscht zu sein scheint. Allzusehr hat man sich mit den Anfängen, wenig aber mit den späteren Phasen beschäftigt, deren es sehr wechselnde darbietet. Die oben mitgeteilte Stelle nebst manchen anderen kann, wie mir scheint, als eine Stütze des von Hermann Grimm ausgesprochenen Urteils gelten, daß bei längerem Zusammenleben eine Trennung Goethe's von Schiller nicht unmöglich gewesen wäre.

ermutigen. Sieben Jahre ſpäter hat er unbekümmert einen rein antiken Stoff zum Gegenſtande romantiſch-ſubjektiver Ausführung gemacht: der „Pandora“ ſind ſo ſtarke ſentimentaliſche Elemente beigemiſcht, daß das Werk nimmermehr als „naiv“ in Schiller's Sinne bezeichnet werden kann. Bald darauf führte die Beſchäftigung mit mittelalterlicher Dichtung, Malerei und Architektur, dann endlich die Hinneigung zum Orient, das Hinüberſchweifen nach Arabien und Perſien einen ganz neuen Horizont herauf, an welchem manche neue Sterne ſeiner Tätigkeit Orientierung und Richtung gewährten.

Indem aber der Dichter die ausſchließliche Geltung des antiken Kunſtideals aufgab, mußte auch für den Menſchen das antike Lebensideal einen Teil ſeiner Bedeutung verlieren. Welche ethiſche Betrachtung durch Kant für ihn wertvoll und fruchtbar geworden, haben wir bereits gezeigt; einige Jahre ſpäter zeigt ſich eine entſprechende Veränderung auch in religiös-philoſophiſcher Richtung. Zuerſt in Form der Toleranz. Schon 1796 ſchrieb Goethe an Jacobi, er würde ihn nicht mehr als einen ſo ſteifen Realiſten finden; auch Denkweiſen, die ihm fremd ſeien, empfinde er doch als notwendig, als „Supplemente der Einſeitigkeit.“ [1]) Einige Jahre ſpäter leſen wir: „Sonſt machte mich mein entſchiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung oft auch gegen das wahre ideale Gute im Menſchen, das ſich in der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierin, wie über manches Andere belehrt uns die Zeit, und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung ſein kann. Seit der Zeit iſt mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, wert und lieb.“ [2])

Eine perſönliche Annäherung indes an religiöſe Vorſtellungsweiſen, eine Hinwendung zum Theismus vollzog ſich erſt unter der Einwirkung jener neu angeeigneten Kulturelemente, des mittelalter-

1) An Jacobi 17. Oct. 96. 2) An denſ. 2. Jan. 1800.

lichen und des orientalischen. Besonders das letztere ist für die religiöse Fortbildung Goethe's von hoher Bedeutung gewesen. Wir bemerken sogar, daß er mit Vorliebe seine eigenen Anschauungen als Islam bezeichnet;[1]) ja er äußert sogar, früher oder später müßten wir uns alle zu einem religiös vernünftigen Islam bekennen[2]). Es war der streng durchgeführte Gedanke der Gottergebenheit[3]), mit welchem ihn diese Religionsform anzog; es war dieser Gedanke zugleich der Führer, welcher ihn allmählich zu immer entschiedeneren christlichen Vorstellungen hinüberleitete. — —

VI.

Aus den flüchtigen Skizzen, auf die sich die bisherige Darstellung beschränken mußte, ergibt sich dennoch mit voller Sicherheit, daß die Epoche des Zusammenwirkens mit Schiller, welche den Höhepunkt der dichterischen Produktion Goethe's bezeichnet, nicht denselben normgebenden Wert beanspruchen kann, für die Beurteilung der Gesamtpersönlichkeit und der individuellen menschlichen Entwickelung Goethe's, — darum auch nicht für die Erkenntnis seiner Weltbetrachtung und Denkweise. Sie ist vielmehr eine Epoche innerer Gährung, so seltsam auch dieser Ausdruck gegenüber dem schon fünfzigjährigen Meister erscheinen mag. Allein er selbst hat diese Zeit später charakterisiert als eine solche, wo er sich mit den Freunden „zu einer ersten gemeinsamen Bildung verpflichtet fühlte“ [4]), — und so stark war in ihm noch der Widerstreit der Bildungselemente, daß selbst sein dichterisches Schaffen unter Schwanken und Unmut noch leiden konnte. Demnach wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir die „Epoche der Vollendung“ erst nach dem

1) So an Zelter 20. Sept. 20. 2) An Willemer 22. Dez. 20. 3) Westöstlicher Divan VI, 39. 4) An Wilh v. Humboldt 19. Oct. 30.

Tode Schiller's beginnen laſſen. Ja, erwägen wir, daß auch in den erſten Jahren *nach* dieſem Zeitpunkte (bis etwa in die Zeit der Befreiungskriege) noch ganz neue Intereſſengebiete den Nieermüdeten an ſich zogen, ſo könnte das Jahr 1805 faſt als zu frühe Zeitgrenze erſcheinen [1]). Allein anderſeits finden wir durch die ſtrengere Zurückgezogenheit und ruhigere Beſchaulichkeit, der ſich Goethe ſeit Schiller's Tode hingab, in ſeiner Rede- und Urteilsweiſe innerhalb der noch folgenden 27 Jahre ſeines Lebens, einen ſo gleichmäßigen Ton, einen ſo einheitlich ausgeprägten Charakter, daß dieſer Zeitraum nicht naturgemäß irgendwie geteilt werden könnte. Dieſer Zeitraum iſt die „Epoche der Vollendung", nicht etwa weil er uns den Mann oder Greis als „fertig" vorführt (denn ſeine Vollendung hat ihr Weſen in einem beſtändigen Aufwärtsſtreben), ſondern deshalb, weil der „Werdende" von allen willkürlichen Bedingungen und Eindrücken der Außenwelt ſich innerlich befreit hat, und in einer ſicheren Bahn nach dem inneren Geſetze der Perſönlichkeit ſein Werden vollzieht und ſein Weſen entfaltet. Seit 1813 etwa iſt der Stoff des Denkens und Urteilens für Goethe im *Weſentlichen* [2]) fixiert und abgeſchloſſen; aber verarbeitet und geformt wird er fernerhin mit nie verſiegender Kraft und Regſamkeit des Geiſtes. Die reflektierenden Dichtwerke ſeines Alters, die Sprüche in Vers und Proſa, die periodiſchen Blätter von „Kunſt und Altertum", „Morphologie und Naturwiſſenſchaft", der faſt unüberſehbar aus-

1) Danzel p. 108 ff. führt aus, daß die Farbenlehre, welche 1810 erſchien, das letzte Werk ſei, in dem Goethe die ſpinoziſtiſche Betrachtungsweiſe rein ausgeſprochen, damit aber auch nach ſeiner Art dieſelbe überwunden und beiſeite gelegt habe. In ethiſcher Hinſicht können wir die „Wahlverwandtſchaften anreihen, die derſelben Zeit angehören, und nach H. Grimm's treffender Ausführung, das menſchliche Handeln im ſpinoziſtiſchen Sinne als naturbeſtimmt hinſtellen, zugleich aber doch auch auf die ſittliche Selbſtbeſtimmung des Individuums hinweiſen, die fortan für Goethe's Anſchauung der wichtigſte Faktor wurde. 2) Goethe's Rezeptionsfähigkeit blieb bekanntlich bis an ſein Ende ungeſchwächt; allein er ſtrebte in den letzten zwanzig Jahren nicht mehr danach, durch ſie neue Maßſtäbe und Geſichtspunkte zu gewinnen.

gesponnene Briefwechsel, die Gespräche, welche die Dankbarkeit der Freunde und Schüler uns aufbewahrt hat, zeigen das Bild der ausgebreitetsten geistigen Tätigkeit, welche aber durch die Weite nie an der Vertiefung gehindert wird.[1]) Den verbindenden Gedanken zwischen so zerstreuten und verschiedenartigen Äußerungen nachzugehen, soll in dem Folgenden versucht werden; den Reichtum, der hier offen liegt, in seiner Fülle auszubeuten, wird der Forschung eines Einzelnen immer unerreichbar bleiben.

1) Sehr schön hat Bernays (Goethe und Gottsched p. 101—114) die Bedeutung dieser Vollendungsepoche gewürdigt.

Erſter Abſchnitt.

Grundlage Goethiſcher Denkweiſe.

Wo wir Goethe seine Anschauungen darlegen sehen, — auch da, wo es nicht beiläufig, sondern mit entschiedener Absicht geschieht, treffen wir doch selten nur auf eine systematische, methodische Auseinandersetzung. Der poetischen Produktion widerstreitet eine solche ja ohnehin; aber auch in den „Sprüchen", in den „Zahmen Xenien", die doch wesentlich der Reflexion entsprungen sind, finden wir wohl eine lose Zusammenreihung von Aussprüchen, deren Gegenstände Verwandtschaft zeigen, aber nicht einen streng logisch fortschreitenden Gedankengang. Es entspringt dies aus der tiefsten Natur ihres Schöpfers; ein System der Philosophie oder Dogmatik hat er auf keinem Gebiete seines Denkens jemals formulieren wollen; niemals hat er sich damit beschäftigt, bestimmte Grundlagen der Erkenntnis, sei es als angeborene, sei es als aus der Erfahrung gewonnene, festzustellen und auf ihnen durch folgerechte Anwendung logischer Operationen ein Lehrgebäude aufzuführen; was er ausspricht, ist unmittelbar aus dem Leben gegriffen, durch Lebensereignisse veranlaßt; aber durch langjährige Erfahrung im Bunde mit steter Beobachtung und klarer Erwägung in die abgeschlossene, durchsichtige Form gebracht, zu der Geltung eines allgemeinen Gesetzes erhoben. So können jene Aussprüche einzeln sich oftmals widersprechen, weil der gegenwärtige Augenblick einmal dies, einmal jenes zeigt oder fordert; aber eine einheitliche Richtung des Denkens und Strebens liegt ihnen überall zu Grunde; die Richtung auf Bildung der Persönlichkeit zu einem Ganzen, zu einem dauernd stete Ziele verfolgen-

den Charakter. Die wechſelnden Bedingungen der Außenwelt ſind es, welche den ſcheinbaren Widerſpruch in den einzelnen Reflexionen erzeugen; die Geſinnung aber iſt dieſelbe, welche ſtets darauf ausgeht, gegenüber jenem Wechſel dem Menſchen eine würdige, dauerhafte Geſtaltung ſeines Lebens zur Pflicht zu machen, zu ermöglichen und zu ſichern. Aus der tiefſten Eigentümlichkeit der eigenen Seele, aus dem Bewußtſein ihrer perſönlichen Aufgaben entſpringen demnach jene Anſchauungen und ihre Äußerungen; daher ſind ſie original im höchſten und beſten Sinne des Wortes, eigenartig, aber nicht eigenmächtig, individuell, aber nicht willkürlich. Daher ſind ſie auch keinem beſtimmten Syſteme unterzuordnen, weder der Metaphyſik, noch der Äſthetik oder Politik. Der Lebensgang Goethes beweiſt, wie verſchiedene Syſteme ihm nahe getreten, ihm wertvoll geweſen ſind, für immer neue Beziehungen des Lebens ſein Auge geſchärft haben, wie aber keines ihn beherrſcht hat. Und ſo ſehen wir ihn auch in ſeiner Vollendungsepoche ſouverän überall ergreifen, was ihm angemeſſen iſt; ſtets aber es nach eigener Art verarbeiten, nie einer Gedankenreihe weiter folgen, als ſie auch ſeine eigene iſt. Mit Kant, Leibniz, Spinoza berührt er ſich öfters, ja macht ſelbſt ihre Worte zu den ſeinigen; allein es geſchieht dies nur ſo oft, als es ihm zuſagt, ſich einmal hergebrachter Ausdrücke zu bedienen, ſtatt ſich neue zu erſchaffen; ein wirklicher Anſchluß an die Syſteme jener Philoſophen iſt hieraus nicht abzuleiten. Es liegen hierüber die unzweifelhafteſten Zeugniſſe von Goethe ſelbſt vor. So ſchreibt er an Zelter, nachdem er ſich unmittelbar vorher der Ausdrücke der Leibnizſchen Monadenlehre bedient: „Verzeih' dieſe abſtruſen Ausdrücke! man hat ſich aber von jeher in ſolche Regionen verloren, in ſolchen Sprecharten ſich mitzuteilen verſucht, da wo die Vernunft nicht hinreichte und man doch die Unvernunft nicht wollte walten laſſen“ [1]). Und an anderer Stelle äußert er: „So viel Philoſophie,

1) An Zelter 19. März 27.

als ich bis zu meinem seligen Ende brauche, habe ich noch allenfalls; eigentlich brauche ich gar keine“ [1]). „Mögen die Philosophen ihre Philosophen begraben!“ [2]). Einen huronischen Zustand [3]) schreibt er sich in Bezug auf Philosophie zu und bezeichnet in den „Maximen und Reflexionen“ unzweifelhaft sich selbst als „Eklektiker“, „der aus dem, was ihn umgiebt, aus dem, was sich um ihn ereignet, sich dasjenige aneignet, was seiner Natur gemäß ist“ [4]). Wie einzelne Philosophen während seines Lebensganges in allmählicher Folge ihm wertvoll wurden, ist in dem einleitenden Abschnitt gezeigt worden; in der Vollendungsepoche finden sich einzelne Züge aus den Systemen aller jener Denker in Goethes Anschauungen vereinigt; versenkt er sich in die Natur als Ganzes, so glauben wir Spinoza zu hören; betrachtet er den Menschen als Einzelwesen, so fühlen wir uns an Leibniz erinnert; entschließt er sich, die sittlichen Probleme praktisch zu beurteilen, so erkennen wir den Zeitgenossen und Verehrer von Kant. Allein bei alledem dürfen wir nie den eigenen Ausspruch des Meisters vergessen, „daß keiner bei denselben Worten dasselbe wie der andere denkt“ [5]), und müssen auch Sätze, die so stark an Fremdes anklingen, nicht aus dem Zusammenhange jener fremden Systeme, sondern nur aus der Eigentümlichkeit Goethischer Denkweise zu verstehen und zu würdigen suchen. Und ebenso sei es im ganzen unsere Aufgabe, die Anschauungen Goethes nicht an anderen zu messen, nicht durch Feststellung von Ähnlichkeit und Verschiedenheit äußerlich zu begrenzen, sondern vielmehr sie rein aus sich selbst zu entwickeln und das sittliche Streben seines Geistes sich zu vergegenwärtigen, welches er selbst in die kurzen Worte gefaßt hat: „Ich bilde mir nicht ein, daß ich recht habe, aber das weiß ich, daß ich aufs Rechte losgehe“ [6]). Mit berechtigter Selbstgewißheit hat er die Frucht solcher Vertiefung gekennzeichnet, wenn er

1) Unterhaltung mit Müller 16. Juli 27. 2) An Knebel 21. Juni 17. 3) An Graf Reinhart 28. August 07. 4) Sprüche Nr. 448. 5) Dichtung und Wahrheit IV, 7. 6) An Schultz 25. Okt. 20.

ſagt: „Wer meine Schriften und mein Weſen überhaupt verſtehen gelernt, wird doch bekennen müſſen, daß er eine gewiſſe innere Freiheit gewonnen“ [1]).

Zunächſt iſt feſtzuſtellen, daß Goethe einem jeden Verſuche, die Summe menſchlicher Erkenntnis in das Ganze eines logiſch aufgebauten Syſtemes zu faſſen, grundſätzlich und vollbewußt mit unüberwindlicher Skepſis gegenüberſtand. Nach ſeiner Anſicht ſtößt der Verſtand bei aufrichtiger Erforſchung des Welträtſels zuletzt ſtets auf unvereinbare Widerſprüche, die vereinigen zu wollen nicht nur ein zweckloſes, ſondern auch anmaßendes Unternehmen wäre. „Der Menſch iſt nicht geboren, die Probleme der Welt zu löſen, wohl aber zu ſuchen, wo das Problem angeht, und ſich ſodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten“ [2]). „Kant hat unſtreitig am meiſten genützt, indem er die Grenzen zog, wie weit der menſchliche Geiſt zu dringen fähig ſei, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ“ [3]). Über das Problem des Verhältniſſes von ſittlicher Freiheit und Notwendigkeit äußert er, nachdem er es im Laufe eines Geſpräches berührt: „Dies führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wiſſen, und daß an göttlichen Geheimniſſen nicht gut zu rühren iſt“ [4]). „Eine unmögliche Syntheſe“, nennt er es, „Tod und Leben, Regiment und Freiheit, Meiſterſchaft und Bequemlichkeit, Leidenſchaft und Dauer, Gewalt und Sittlichkeit“ zu vereinigen [5]). Mit der größten Abneigung betrachtet er, mit der ſchärfſten Satire verſpottet er alle Verſuche, dieſe Gegenſätze dialektiſch hinwegzudisputieren oder gar ſpekulativ vermitteln zu wollen.

„Das geht ſo fröhlich Ins Allgemeine,
Iſt leicht und ſelig, Als wär's auch reine!
Sie wiſſen gar nichts Von ſtillen Riffen,
Und wie ſie ſchiffen,
Die lieben Heitern,
Sie werden wie gar nichts zuſammenſcheitern“ [6]).

---

1) Unterh. mit Müller 5. Jan. 31. 2) Eckermann I, 156. 3) Ibid. II, 101. 4) Ibid. I, 157. 5) An Schultz 19. Aug. 23. 6) Ged. II, 268.

Und scharf formuliert er seine Ansicht in dem Spruch: „Man sagt, zwischen zwei entgegengesetzten Anschauungen liegt die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewig tätige Leben, in Ruhe gedacht“ [1]). Und hiermit übereinstimmend schreibt er nach Vollendung des Faust einem Freunde: „Aufschluß erwarten Sie nicht! der Welt- und Menschengeschichte gleich, enthüllt das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neu aufzulösendes [2]).

Aber das „Problem“ ist in ein „Postulat“ zu verwandeln [3]); die theoretisch unmögliche Lösung ist an der Hand der Erfahrung im praktischen Handeln zu suchen; die „Skepsis“ soll eine „tätige“ sein; das heißt eine solche, „die unablässig bemüht ist, sich selbst zu überwinden und durch geregelte Erfahrung zu einer Art von bedingter Zuverlässigkeit zu gelangen“ [4]). Es sind also die in der Erfahrung sich bewährenden Überzeugungen, denen eine bedingte Zuverlässigkeit zugesprochen wird, und dieses Urteil wird dann dahin erweitert und gesteigert, daß derartige Überzeugungen auch mit Zuversicht als „wahr“ anerkannt werden: „Wer sich mit reiner Erfahrung begnügt und danach handelt, der hat Wahres genug“ [5]); und noch mehr in den großartigen Worten: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr“ [6]). Hiermit stehen in engstem Zusammenhang die beiden merkwürdigen Sätze, in welchen eine positive und eine negative Vorschrift für den nach Erkenntnis Strebenden enthalten ist: „Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß“ [7]), und: „Alles, was unseren Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderb-

---

1) Spr. Nr. 957; vgl. auch Wanderjahre p. 264. 2) An Graf Reinhart 7. Sept. 31. Aus Obigem geht hervor, daß G. der in seinen letzten Jahren so sehr verbreiteten Philosophie Hegels besonders feindlich gegenüber stehen mußte; mehrfach hat er dies ausgesprochen, so gegen Zelter noch am 27. Januar 32, und hat die jüngeren Schüler dieser Lehre in der Person des „Baccalaureus“ im Faust herb verspottet. 3) An Zelter 9. Sept. 28. 4) Spr. Nr. 551. 5) Nr. 50. 6) Gedichte III, 192. 7) Spr. Nr. 28.

lich“ [1]). Die „ſtille Tätigkeit“ wird geprieſen, „aus der denn doch zuletzt am ſicherſten und reinſten Weltumſicht und Erfahrung hervorgeht“ [2]). Neben dem, was demgemäß an Wahrheitserkenntnis durch die Erfahrung gewonnen wird, erſcheint das auf theoretiſchem Wege Erlangte als Dichtung; „die Theorie an und für ſich iſt nichts nütze, als inſofern ſie uns an den Zuſammenhang der Erſcheinungen glauben macht“ [3]). In jener Abmeſſung aber der Wahrheit nach ihrer Bewährung in der Tätigkeit liegt die Verſöhnung der „theoretiſchen“ und der „empiriſchen“ Betrachtung, wie ſie uns in einer Reihe von Sprüchen dargelegt wird. „Der Menſchenverſtand, der eigentlich aufs Praktiſche angewieſen iſt, irrt nur alsdann, wenn er ſich an die Auflöſung höherer Probleme wagt; dagegen weiß aber auch eine höhere Theorie ſich ſelten in den Kreis zu finden, wo jener wirkt und weſt“ [4]). „Alle Empiriker ſtreben nach der Idee und können ſie in der Mannigfaltigkeit nicht entdecken; alle Theoretiker ſuchen ſie im Mannigfaltigen und können ſie darin nicht auffinden“ [5]). „Beide jedoch finden ſich im Leben, in der Tat, in der Kunſt zuſammen“ [6]). „Der lebendig begabte Geiſt, ſich in praktiſcher Abſicht ans Allernächſte haltend, iſt das Vorzüglichſte auf Erden“ [7]).

Welcher Art aber iſt nun dieſe praktiſche Erfahrung, die als Kriterium der Wahrheit gelten ſoll? Iſt ſie bloß eine Sache der einzelnen Perſon und ihres individuellen Lebensganges oder iſt ſie das Ergebnis hiſtoriſcher Entwickelung, eine Sache ganzer Zeiten und ganzer Völker? Hier nehmen wir zunächſt wahr, daß eine förmliche hiſtoriſche Beſtimmung deſſen, was ſich als „fruchtbar“ erwieſen habe, für Goethe ganz unmöglich war durch ſeine grund-

1) Spr. Nr. 39. 2) Eckerm. I, 34. 3) Spr. Nr. 51. Goethe wünſchte eine Kritik des Menſchenverſtandes oder Gemeinverſtandes als Ergänzung zu Kants Kritik der Vernunft. Spr. Nr. 634. Eckerm. II, 50. 4) Nr. 636. 5) Nr. 639. 6) Nr. 640. 7) Nr. 553. In dem Obigen wird niemand den weſentlichen Einfluß Kants verkennen; insbeſondere in der Lebhaftigkeit, mit der Goethe den Nachweis der praktiſchen Vernunft als Erkenntnisquelle und als Vermittlerin der Antinomieen erfaßt hat.

sätzlich skeptische Stellung zur forschenden Geschichtsbetrachtung überhaupt: „Wenn man sich bei der Geschichte nicht beruhigt wie bei einer Legende", meinte er, „so löst sich zuletzt alles in Zweifel auf" [1]). Ja er äußert sogar: „Es geht wirklich ins Komische, wenn man ... von längst Vergangenem sich mit Gewißheit überzeugen will" [2]). So blieb ihm nur eine ästhetisch-gefühlvolle Auffassung der Geschichte offen, nach welcher „das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus ist, den sie erregt" [3]). Eine Erkenntnisquelle also konnte die Erforschung der Vergangenheit ihm nicht sein; von hoher Bedeutung dagegen war ihm der aus der Vergangenheit überlieferte, einen Besitz der Gegenwart bildende Schatz von Erfahrung und Erkenntnis. „Den törigsten von allen Irrtümern" nannte er es, „wenn junge gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von andern schon anerkannt worden" [4]). Oftmals verspottete er die, welche durchaus „original" sein wollten; so in dem Gedichte „Neologen" [5]) und in jenem anderen, welches mit den Worten schließt: „Das heißt, wenn ich ihn recht verstand, ich bin ein Narr auf eig'ne Hand" [6]). Aber doch sprach er auch diesem überlieferten Besitz ein schließlich entscheidendes Gewicht nicht zu; sondern sah in ihm nur das Material, auf welches der ernst arbeitende Geist in erster Linie hingewiesen sei: „Altes Fundament", schreibt er, „ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen" [7]). „Autorität, daß nämlich etwas schon einmal geschehen, gesagt oder entschieden worden sei, hat großen Wert ..." [8]). „Ohne Autorität kann der Mensch nicht existieren, und doch bringt sie ebensoviel Irrtum als Wahrheit mit sich; sie verewigt im Einzelnen, was einzeln vorübergehen sollte, lehnt ab und läßt vorüber-

1) An Zelter 4. Dez. 27. 2) Ibid. 27. März 24. 3) Spr. Nr. 30. 4) Spr. Nr. 175. 5) Gedichte II, 287. 6) Ibid. 259. Vgl. auch das bekannte Gedicht, in welchem er humoristisch sich selbst die Originalität abspricht. II, 396. 7) Spr. Nr. 889. 8) Spr. Nr. 888.

wissenschaftliches Interesse, weil er den Menschen vorzugsweise als natürlich bedingtes, weit weniger als historisch oder sozial bestimmtes Wesen betrachtete, während er das rein geistige Leben als etwas durchaus Mysteriöses der wissenschaftlichen Behandlung überhaupt nur sehr zurückhaltend und vorsichtig unterwarf. Allein zu befriedigender, durchdringend klarer Auffassung der Natur konnte ihn auch seine Naturforschung, welche wir im dritten Abschnitt darzustellen versuchen, nicht führen; denn indem die Wissenschaft nach seiner Ansicht wesentlich in sorgsam eindringender Beobachtung der Naturvorgänge und in innerlich begründeter Aneinanderreihung experimenteller Nachweise derselben bestand, verwarf er dagegen durchaus die Ableitung allgemeiner Gesetze vermittelst der Berechnung oder jeder mathematisch begründeten Schlußfolgerung, verwarf überhaupt die mechanische Betrachtung der Natur, welche einem solchen Verfahren zu Grunde liegt. Eine „dynamische" Auffassung war ihm eigen, und nicht eine Konstruktion logisch formulierter Gesetze, sondern eine Anschauung der in der Natur geregelt wirksamen Kräfte als etwas thatsächlich Vorhandenen verlangte er. „Leben gewahr zu werden", danach ging sein Forschen. Suchte die Wissenschaft dieser Forderung durch Erhebung zur „Idee" zu entsprechen, so fand er sie schon im Begriff, ihren eigenen Bereich zu verlassen und andere Kräfte zu Hilfe zu rufen. Er fand diese Hilfe bei der Kunst, mit deren Theorie er sich eindringend beschäftigte, wie der vierte Abschnitt es näher ausführen wird. Werden in der Kunst beide Seiten, die ideale und die reale, das allgemeingültige Gesetz und der charakteristische Einzelfall in gleichem Maße geschätzt und gewahrt, so zeigt sie uns nach Schillers Worten „das Bleibende in der Erscheinungen Flucht", giebt uns Einblick in das Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen, schließlich zum All der Natur, und wird so zu deren „würdigster Auslegerin" [1]). So ist

1) Spr. Nr. 214.

Goethe's Kunstinteresse innig mit seiner Naturverehrung verbunden, nicht weniger aber mit seiner ethisch-religiösen Gesinnung. Denn nicht weniger wie die Naturgesetze treten durch die Eigenschaft der Kunst, den Einzelfall mit dem Allgemeinen zu versöhnen, auch die dauernden sittlichen Gesetze in dem Kunstwerk ungewollt an das Licht. Religion, Naturwissenschaft und Kunst sind so die drei Mächte, welche den Einzelnen auf dem Wege nach dem ihm gesteckten Ziel kräftigen und erhalten. Allein niemals könnte der Einzelne auf diesem Wege fest und zuversichtlich vorschreiten, wenn nicht auch die äußeren Verhältnisse und umgebenden Zustände in einer dazu förderlichen Weise geordnet und geregelt wären. Dies geschieht durch die politischen und sozialen Verbände, durch Kirche, Staat und Gesellschaft, überhaupt durch die ganze Ordnung des Gemeinwesens. Auch dieses hat Goethe zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht; aber auch hier handelt es sich für ihn nur um ein praktisches Postulat, nicht um ein dogmatisch feststehendes Ideal. Die Gemeinschaft ist ihm nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel zur Förderung des Einzelnen, aber freilich aller Einzelnen zugleich, und darum nicht zur Förderung der Selbstsucht. So hat sie einerseits die Thätigkeit vor hemmenden und störenden Einflüssen abzuschließen und zu schützen, andererseits sie direkt zu begünstigen, ja in verwickelteren Verhältnissen schließlich zu richten und zu leiten, damit sie auch den Tätigkeiten anderer nur zur Unterstützung, nie zur Schädigung gereiche. Mit der näheren Ausführung dieser Gedanken wird sich der fünfte Abschnitt beschäftigen.

Zweiter Abſchnitt.

Goethes ethiſche und religiöſe Anſchauungen.

I.

„Das Höchste, was wir von Gott empfangen haben, ist das Leben, die rotierende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Rast, noch Ruhe kennt; der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, ist einem jeden unverwüstlich eingeboren, die Eigentümlichkeit desselben jedoch bleibt uns und anderen ein Geheimnis. Die zweite Gunst der von oben wirkenden Wesen ist das Erlebte, das Gewahrwerden, das Eingreifen der lebendig bewegten Monas in die Umgebungen der Außenwelt, wodurch sie sich selbst erst als innerlich Grenzenloses, als äußerlich Begrenztes gewahr wird .... Als Drittes entwickelt sich nun dasjenige, was wir als Handlung und Tat, als Wort und Schrift gegen die Außenwelt richten“ [1]). Mit diesen an Leibniz sich anschließenden Sätzen zeichnet Goethe die Grundzüge seiner Anschauung vom „Ich“, von der menschlichen Einzelpersönlichkeit. Das dieser von Natur innewohnende rastlose Leben zu dauernder, zielbewußter Tätigkeit zu steigern, sich selbst zum sittlichen Charakter, zur „Entelechie“ zu entwickeln, ist die allgemeine sittliche Aufgabe. „Die entelechische Monade muß sich in rastloser Tätigkeit erhalten“ [2]); er empfiehlt, die Überzeugung in sich zu nähren, daß „in jeder Lage des Lebens eine bestimmte Tätigkeit von uns gefordert werde“ [3]), daß „die vernünftige Welt

1) Spr. Nr. 1028—30. 2) An Zelter 19. März 27. 3) An Riemer. Goethe-Jahrbuch I, 242.

von Geſchlecht zu Geſchlecht auf ein folgerechtes Tun entſchieden angewieſen ſei“ [1]), daß „wir alles, was in uns und an uns iſt, in Tat zu verwandeln ſuchen“ [2]). „Charakter im großen und im kleinen“ nennt er, „daß der Menſch demjenigen eine ſtäte Folge giebt, deſſen er ſich fähig fühlt“ [3]). Die letzte Wendung deutet noch auf einen weiteren hochwichtigen Grundſatz Goethiſcher Ethik. In dem, deſſen er ſich fähig fühlt, in dem beſonderen Berufe, nicht in einer phantaſtiſch ins Allgemeine ſich verbreitenden und verlierenden Geſchäftigkeit hat jeder ſeine ſittliche Aufgabe zu ſehen. „Jedes einzelne Beginnen hat ſo viele Schwierigkeiten, daß es einen ganzen Menſchen, ja mehrere zuſammen braucht, um zu einem erwünſchten Ziele zu gelangen“ [4]).

„Ein jeder kehre vor ſeiner Thür, Und rein iſt jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe ſeine Lektion, So wird es gut im Rate ſtohn“ [5]).

Aber Ziel der Tätigkeit ſoll niemals das eigene Selbſt und ſein Wohl ſein; vielmehr kommen die Tätigkeiten „einander wechſelsweiſe zu Hilfe“ [6]); „wir bearbeiten uns ſelbſt, damit wir an dem, was andere tun und leiſten, deſto gründlicheren und herzlicheren Anteil nehmen können“ [7]); „nur inſofern gelten wir für etwas, als wir den Bedürfniſſen anderer auf eine regelmäßige und zuverläſſige Weiſe entgegenkommen“ [8]). Und ſo wird auch der allgemeine Satz verſtändlich, „daß wir unſere Exiſtenz aufgeben, um zu exiſtieren“ [9]); d. h. daß wir unſer wahres Leben in dem Aufgeben jener Beſchränktheit finden, die das Glück nur in dem perſönlichen Wohlergehen ſieht.

„Und Dein Streben, ſei's in Liebe,
Und Dein Leben ſei die Tat“ [10]).

1) An Beulwitz, 1825. (Briefwechſel zwiſchen Karl Auguſt und Goethe II, 319.) 2) An Zelter 30. Okt. 28. 3) Spr. Nr. 587. 4) Farbenlehre, Hiſt. Teil p. 449. 5) Gedichte III, 210; vgl. auch Aphorismen (bei Riemer) p. 284. 6) Farbenlehre a. a. O. 7) An Willemer 11. Juli 21. 8) An Riemer a. a. O. 9) Spr. Nr. 261. 10) Wanderjahre p. 289.

Auf dieſe Weiſe kann jener „allgemeine ſittliche Weltbund“ zuſtande kommen, der in den „Wanderjahren“ und im zweiten Teile des Fauſt ſchon in dichteriſcher Vorahnung dargeſtellt wird. — Welchen allentſcheidenden Wert aber Goethe auf die ethiſche Richtung jedes Strebens legte, wird erſichtlich aus Worten, wie: „Alles, was ſich unter Menſchen in höherem Sinne ereignet, muß aus dem ethiſchen Standpunkt betrachtet, beſchaut und beurteilt werden“ [1]). „Jedes Geſchäft wird eigentlich durch ethiſche Hebel bewegt“ [2]); „Wo ich aufhören muß, ſittlich zu ſein, habe ich keine Gewalt mehr“ [3]); und demgemäß urteilt er über einen Zeitgenoſſen: „Er beſitzt manche glänzende Eigenſchaften; aber ihm fehlt die Liebe, und ſo wird er auch nie ſo wirken, als er hätte wirken müſſen“ [4]). Für dieſe ſittlichen Forderungen gebraucht Goethe auch die Kantiſche Bezeichnung des „kategoriſchen Imperativs“ [5]); aber dennoch hat bei ihm die ſittliche Forderung einen durchaus anderen Charakter als bei Kant, weil ſie aus der innerſten Neigung der Perſönlichkeit ſelbſt hervorgehen, nicht bloß als zwingendes Geſetz hingenommen und gewaltſam erfüllt werden ſoll. Das zeigt vor allem der die menſchliche Freiheit im reinſten Sinne verehrende Spruch: „Pflicht: wo man liebt, was man ſich ſelbſt befiehlt“ [6]). Allein Goethe weiß es trotzdem ſehr wohl, daß man mit jenem Fordern und Sichſelbſtbefehlen „nicht am Ende, ſondern erſt am Anfang des ſittlichen Lebens ſtehe“ [7]), da in dem Menſchen entſchiedene Triebe vorhanden ſeien, der Tätigkeit eine andere als die ſittlich geforderte Richtung zu geben. Die hierdurch hervorgerufene Mangelhaftigkeit und Verfehltheit der Leiſtungen wird von Goethe ebenſowohl als Sünde wie als Irrtum bezeichnet, mit welch letzterem Ausdruck nach dem eben

1) Zur Naturwiſſenſchaft i. Allgem. p. 151. 2) Vogel, Goethe in amtlichen Verhältniſſen p. 324. 3) Spr. Nr. 473. 4) Über den Grafen Platen. Eckerm. I, 161. 5) Spr. Nr. 915. Auch mehrfach bei Eckermann. 6) Nr. 655. Schon von Loeper als Korrektur des Kantiſchen Pflichtbegriffs bezeichnet. 7) Nr. 915.

Entwickelten natürlich kein Irrtum des Verstandes, sondern das Einschlagen einer irrigen Richtung der Tätigkeit bezeichnet werden soll. Die Neigung hierzu ist eine nicht zu unterdrückende, bei allen Individuen ausnahmslos vorhandene: „Was heißt Du denn Sünde? — Wie jedermann: Wo ich finde, daß man's nicht lassen kann“ [1]). „Die Menschen sollten nur bewundern, daß ein Mensch noch Tugenden hat; die Fehler verstehen sich von selbst“ [2]). „Die empirisch-sittliche Welt besteht größtenteils nur aus bösem Willen und Neid“ [3]); ja Goethe scheut sich nicht es auszusprechen: „Gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur nötigen uns, ihr eine Art von radikalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben“ [4]). — Andererseits freilich ist er ebenso davon durchdrungen, daß ein Trieb, seine Tätigkeit sittlich zu regeln, in dem Menschen gleichfalls von Natur vorhanden sei: „Andere Manifestationen der menschlichen Natur fordern, ihr auch eine Erbtugend zuzugestehen“ [5]). In dem Gewissen beweist diese ihr Dasein, wie der Dichter dies in den großartigen Worten seines philosophischen Gedichtes „Vermächtnis“, das wir schon einmal zitierten, ausgesprochen hat:

„Sofort nun wende Dich nach innen!
Das Zentrum findest Du dadrinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag;
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne Deinem Sittentag“ [6]).

„Der Wille muß, um vollkommen zu werden, sich im Sittlichen dem Gewissen, das nicht irrt, . . . fügen. Das Gewissen bedarf keines Ahnherrn; mit ihm ist alles gegeben; es hat nur mit der inneren eigenen Welt zu thun“ [7]). Der Wille kann auch dem Ge-

---

1) Gedichte II, 360. 2) Aphorismen 4. Juni 1809. 3) Spr. Nr. 183. 4) Zur Litteratur p. 721 (1824). Dreißig Jahre früher urteilte Goethe in seinem „entschiedenen Heidentum“ durchaus anders, wenn er in Anlaß Lavaters spöttisch an Jacobi über den „Quark des radikalen Übels“ schrieb (7. Juli 1793). 5) Ebenda. 6) Gedichte III, 192. 7) Spr. Nr. 779.

wissen sich direkt widersetzen, es zu „belügen“ suchen; aber: „Je moralischer, je vernünftiger der Mensch ist, desto lügenhafter wird er, sobald er irrt; desto ungeheurer muß der Irrtum werden, sobald er darin verharrt“ [1]).

Ein Streit verschiedener, ja entgegengesetzter Triebe ist es demnach, der den Menschen an wahrhaft zweckvoller Tätigkeit hindert und ihn in jene „Verworrenheit“ treibt, welche Goethe als das eigenste Kennzeichen eines unheilvollen Zustandes erscheint. So sagt er in seiner „Trilogie der Leidenschaft“:

„Des Menschen Leben scheint ein herlich Los;
Der Tag, wie lieblich! so die Nacht, wie groß!
Und wir, gepflanzt in Paradieses-Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne;
Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung
Bald mit uns selbst und bald mit der Umgebung“ [2]).

Aus dieser Schwankung das Leben zu befreien, es „dauerhaft“ zu machen, ist allein „beständige Gesinnung“ fähig [3]), und es ergiebt sich demnach aus allem Bisherigen, daß die Gesinnungen, welche dem Menschen die einheitliche sittlich zweckvolle Ausübung seiner Tätigkeit verbürgen, die für ihn fruchtbare und darum für ihn einzig gültige Wahrheit sind. Und hier sind wir an den Punkt gelangt, in welchem die ethischen Anschauungen Goethes sich mit den religiösen nicht nur berühren, sondern dieselben fordern und erzeugen. Denn das Mittel, zu jener oben geschilderten Stufe der reinsten Kultur zu gelangen, ist, wie Goethe sich mit möglichst schlichten Worten ausdrückt: die Frömmigkeit.

1) Farbenlehre, Histor. Teil p. 301. 2) Gedichte I, 185. 3) Gedichte II, 427.

II.

„Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen“ [1]). Hiemit ist zugleich ausgesprochen, in welchem Sinne und auf welche Weise die Frömmigkeit die Erreichung jenes Zieles sichern soll: durch Gewährung der höchsten Gemütsruhe. Die Frömmigkeit wird freilich nicht durch den sittlichen Willen erzeugt; sie ist in dem Menschen als selbständiger Trieb vorhanden; aber geregelt und fruchtbar gemacht werden soll sie durch jenen Willen.

„In unſ'res Buſens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtſelnd ſich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's fromm ſein“ [2]).

„Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick sehnend zum Himmel auf, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen“ [3]). Diese Sehnsucht nach dem Übersinnlichen, Ewigen ist niemals gewaltiger und tiefer ausgesprochen als in dem ersten Teile des „Faust“. Aber wie sie dort ungebändigt, ins Ziellose verloren, den, welchen sie beseelt, der Magie überliefert und zu den unfruchtbarsten Versuchen anspornt, das Göttliche bald hier bald da gewaltsam zu erfassen, so warnt auch in seinen persönlichen Aussprüchen Goethe vor der regellosen, willkürlichen Befriedigung dieses Triebes, welche nicht zum wirksamen und wertvollen Glauben, sondern zum Aberglauben führe: „Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen“ [4]); „wer kann sagen, daß er seine unerläßlichen Bedürfnisse immer auf eine reine, richtige, wahre, untadelhafte und vollständige Weise befriedige,

1) Spr. Nr. 41. 2) Gedichte I, 185. 3) Unterhaltungen mit Müller 29. April 18. 4) Spr. Nr. 35.

daß er sich nicht neben dem ernstesten Tun und Leisten wie mit Glauben und mit Hoffnung, so auch mit Aberglauben und Wahn, Leichtsinn und Vorurteil hinhalte?“ [1]). Demgegenüber wünscht Goethe, daß ein Jeder, wenn ihm auch freistehe nach seiner Weise zu denken, dennoch „sich nicht gehen lasse, sich kontroliere; der bloße nackte Instinkt zieme nicht dem Menschen“ [2]). Diese Kontrole aber liegt in der Schätzung des Glaubens und der Frömmigkeit als eines Mittels zur Erreichung jenes sittlichen Zweckes: Die Religion „hat ganz allein mit dem Gewissen zu tun“ [3]), wogegen „Diejenigen, welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufstecken, meistens Heuchler werden“ [4]). Jene höchste Gemütsruhe aber, durch welche die Frömmigkeit uns auf jene Stufe der reinsten Kultur erheben soll, bezeichnet er an anderer Stelle als: „Den Frieden Gottes, welcher euch hienieden mehr als Vernunft beseliget“ [5]), und welcher „kräftig genug ist, uns mit uns selbst und der Welt ins Gleiche zu setzen“ [6]), und demnach den schärfsten Gegensatz zu der oben gekennzeichneten „Verworrenheit“ bildet. „Was gar nicht aufzulösen ist, überlassen wir zuletzt Gott als dem allbedingenden und allbefreienden Wesen“ [7]).

Suchen wir nun die Gottesvorstellung Goethe's zu bestimmen, so ist vor allem daran zu erinnern, daß er auch hier den rein individuellen Charakter einer solchen Vorstellung scharf betont:

„Wie einer ist, so ist sein Gott;
Darum ward Gott so oft zu Spott“ [8]).
„Im Innern ist ein Universum auch,
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergiebt,
Ihn fürchtet und womöglich liebt“ [9]).

1) Farbenlehre. Hist. Teil p. 80. 2) Spr. Nr. 8. 3) Wanderj. p. 99. 4) Spr. Nr. 42. 5) Gedichte I, 185. 6) An Nees von Esenbeck 22. Aug. 23. Abgedruckt in „Goethe's naturwissenschaftlicher Briefwechsel“ Bd. II, p. 58. 7) Wanderj. p. 99. 8) Gedichte II, 224. 9) Ebenda 368.

Es war ferner Goethe's ganzer Natur und Denkweise entsprechend, daß er weniger auf das Wesen, als auf die Lebensäußerungen, die „Manifestationen" der Gottheit sein Augenmerk richtete. Wie er ganz allgemein sich dahin äußert: „Eigentlich unternehmen wir umsonst, das Wesen eines Dinges auszudrücken; Wirkungen werden wir gewahr" [1]); so sagt er insbesondere: „Vom Absoluten in theoretischem Sinne wag' ich nicht zu reden; behaupten darf ich aber, daß wer es in der Erscheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird" [2]). Und demgemäß urteilt er auch: „Ich glaube einen Gott; dies ist ein schönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden" [3]). Die Manifestationen Gottes lassen ihn einen Abglanz seines Wesens wahrnehmen:

„So im Kleinen, wie im Ewig-Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengeist, und Beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unsichtbar alle Welt erleuchtet" [4]).

Am herrlichsten hat er dieses sein Bekenntnis in den Versen ausgesprochen:

„Im Namen dessen, der sich selbst erschuf, Vor Ewigkeit in schaffendem Beruf;
In seinem Namen, der den Glauben schafft, Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft;
In jenes Namen, der so oft genannt, Dem Wesen nach blieb immer unbekannt:
Soweit das Ohr, soweit das Auge reicht, Du findest nur Bekanntes, das ihm gleicht,
Und Deines Geistes höchster Feuerflug, Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug" [5]).

Die „Doppelingredienzien des Universums" Geist und Materie, werden ihm „Stellvertreter Gottes" [6]). Über ihn selbst wird nichts

1) Farbenlehre, Didakt. Teil p. 73. 2) Spr. Nr. 344. 3) Spr. Nr. 569. 4) Vorspiel für Weimar 1807 p. 94. 5) Gedichte II, 223. Vgl. auch Sprüche Nr. 430. Zur Meteorologie p. 47. 6) An Knebel 8. April 12.

ausgesagt, außer dem Schaffen, welches von Ewigkeit her ihm zugeschrieben wird. Auch hier also geht die Frage nicht auf das Sein, sondern auf das Wirken. Es leuchtet ein, daß bei dieser Grundanschauung die spezielle Vorstellung über das Wesen Gottes eine wechselnde sein und jeweilig von der Art der Wirkung und Offenbarung Gottes abhängen muß, auf welche augenblicklich die Betrachtung sich richtet. Unumwunden schreibt Goethe: „Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eines so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt“ [1]). Der Aufgabe dieses Abschnittes gemäß werden wir uns zunächst mit der letztgenannten Seite der Gottesvorstellung Goethes zu beschäftigen haben. Sie hat nichts mit dem Pantheismus zu tun, welchen er selbst nur als Naturforscher sich zuschreibt und mit dem man ungerechtfertigter Weise so oft die Gesamtheit Goethischer Weltanschauung hat identifizieren wollen. Aber selbst jene pantheistische Vorstellung, welche Gott nicht als Persönlichkeit der Natur gegenüberstellt, sondern ihn in derselben leben und wirken läßt, ist, wo sie bei Goethe sich findet, nicht eine derartige, daß sie zu den Postulaten des Individuums als des „sittlichen Menschen“ in Widerspruch träte; denn die von Gott erfüllte Natur wird in ihrer Gesamtheit aufgefaßt als bestimmt der sittlichen Entwickelung der Menschheit dienstbar zu sein. „Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus, jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte Gott wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, auf dieser materiellen Unterlage sich eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen“ [2]).

1) An Jacobi 6. Januar 13. 2) Eckermann III, 258. Man könnte die Stelle anzweifeln, aber nur im Zusammenhange mit dem gesamten längeren Gespräche, welchem sie angehört, und welches freilich, wie manche andere des

Läßt die Ausdrucksweise hier schon auf eine persönliche Gottesvorstellung schließen und erscheint daher in diesem Zusammenhang überraschend, so ist doch unzweifelhaft, daß Goethe auch sonst den in der Natur wirksamen Gott zugleich als die höchste Vernunft gedacht hat: „Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, die Vernunft selber. Alle Wesen sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon so viel, daß er Teile des Höchsten erkennen kann“ [1]). Und das Walten dieses höchsten Wesens in der Natur empfindet er als fortwährende Äußerung der höchsten Liebe, wie er dies in den ergreifenden Versen des „pater profundus“ im Schlußakte des Faust ausgesprochen hat.

Schon diese Stufe der Gottesvorstellung gewährt in einem bedeutsamen Punkte jene „Gemütsruhe“, welche die Frömmigkeit in uns erzeugen soll, indem sie das Vertrauen erweckt, daß den Bedingungen der empirischen uns umgebenden Welt gegenüber unser sittliches Streben dennoch keine willkürliche Chimäre, vielmehr mit jenen Bedingungen im Einklange sei, ja sogar durch sie gefördert werde. Trotzdem kann diese Betrachtungsweise den Menschen nur bis in die „Vorhöfe der Religion“ [2]) führen, und die „Enträtselung des ewig Ungenannten“ bleibt dem einzelnen Menschen und seinem innersten Seelenleben vorbehalten, indem er jene oberste leitende Macht auch als die Leiterin seiner persönlichsten Geschicke anzuerkennen sich gedrungen fühlt und auf diese Weise jene ersehnte

---

bekanntlich erst spät, aus der Erinnerung niedergeschriebenen dritten Bandes als Komposition Eckermanns erscheint. Allein ich bin der Ansicht, daß sowohl Form und Ausdruck der Goethischen Aussprüche als auch Eckermanns grenzenlose Vertrautheit und Pietät seinem Meister gegenüber die Echtheit des Einzelnen völlig verbürgen, wenn auch die Anordnung Eckermann angehört. — Daß Goethe übrigens diese teleologische Ansicht nur auf das Ganze der Natur, nicht auf die Einzelerscheinungen bezogen wissen wollte, zeigen vielfache Aussprüche, so z. B. Eckermann II, 191.

1) Eckermann II, 195. 2) Schriften zur Litteratur p. 211.

„Ruhe“ in einer ferneren und entscheidenden Beziehung sich aneignet. „Gott fügt es mit uns, wie er es für gut findet“ [1]); „Gott ist mächtiger und weiser als wir, darum macht er es mit uns nach seinem Gefallen“ [2]); „Wir leben, so lange Gott es bestimmt hat“ [3]), Von seinem „Wilhelm Meister“ äußert Goethe: er scheine nichts anderes sagen zu wollen, „als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen von einer höheren Hand geleitet, dennoch zum glücklichen Ziele gelange“ [4]). Und anderwärts wagt er den Ausspruch: „Allen denen, welche auf rechtem Wege wandeln, kann nur Gutes und Rechtes begegnen“ [5]). „Ein höherer Einfluß begünstigt die Standhaften, die Tätigen, die Verständigen, die Geregelten und Regelnden, die Menschlichen, die Frommen, und hier erscheint die moralische Weltordnung in ihrer schönsten Offenbarung, da wo sie dem Guten, dem wacker Leidenden mittelbar zu Hilfe kommt“ [6]). In seinen eigenen Erlebnissen sieht er die „geneigte Manifestation der moralischen Weltordnung, die er nicht genug verehren kann“ [7]); und die Schlußworte der Eos in seiner „Pandora“ geben seine eigenste Ansicht wieder: „Was zu wünschen sei, ihr unten fühlt es; was zu geben sei, die wissens droben; Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten zu dem Ewig-Guten, Ewig-Schönen ist der Götter Werk; die laßt gewähren!“. Begünstigt demnach die Gottheit das Fortschreiten des Menschen auf der richtigen Bahn seiner Tätigkeit, so darf sich der Mensch ferner auch darüber beruhigt fühlen, daß die falschen Richtungen, welche er selbst etwa eingeschlagen und auf welche von Neuem abzuirren er sich täglich versucht fühlt, den Willen der Gottheit, ihn auf

---

1) Eckermann II, 4. 2) Sprüche Nr. 572. 3) Unterhaltung mit Müller im August 1827 p. 115. 4) Eckermann I, 235. 5) An Schultz 1. Sept. 20. 6) Zur Litteratur p. 206. 7) An Boisserée 20. März 31. Um auch in diesem Punkte die Veränderung oder vielmehr Festigung der Anschauungen Goethes in seiner letzten Lebensepoche zu erkennen, vgl. man mit den obigen Citaten den Brief an Frau von Stein 16. Aug. 1808.

rechten Weg zu leiten, nicht hemmen noch irre machen können, daß sein Irren und Sündigen ihm vergeben ist, sobald er selbst nur der richtigen Bahn zu folgen nicht mehr widerstrebt. Daß dies die Bedeutung der abschließenden Scenen des Faust sei, hat Goethe ausdrücklich gegen Eckermann geäußert. Als den „Schlüssel zu Fausts Rettung" bezeichnete er die Verse der Schlußscene:

„Und hat an ihm die Liebe gar Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar Mit herzlichem Willkommen".

Und er fährt fort: „Es steht dies mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigne Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade. .... In Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe" [1]). Hierzu wäre aus dem fünften Akte des Faust noch eine ganze Reihe von Parallelstellen anzuführen; indes will ich mich begnügen nur noch auf eine andere Äußerung Goethes, den Abschluß des Faust betreffend, hinzuweisen. Förster hatte die Vermutung ausgesprochen, die Rechtfertigung der Worte: „Ein guter Mensch in seinem dunkelen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt", — werde die Lösung des Faust-Problems bilden: Goethe verneinte dies mit der Einwendung: „Das wäre ja Aufklärung; Faust endet als Greis, und im Greisenalter werden wir Mystiker" [2]).

Endlich nun verleiht die Frömmigkeit dem Menschen auch das beruhigende Vertrauen auf eine unbegrenzte Dauer der von der Gottheit begünstigten und geförderten Tätigkeit. Allbekannt ist der Brief Goethes an Auguste von Stolberg, welcher diese Zuversicht aufs entschiedenste ausspricht; und ähnlich schreibt er an

---

1) II, 236. 2) Kunst und Leben. Aus F. Foersters Nachlaß p. 216. Unterhaltung vom 16. Okt. 29. (Man vergleiche hiermit die acht Jahre früher gesprochene Lobpreisung des Rationalismus bei Müller 8. Juni 21.)

Zelter (am 19. März 1827): „Wirken wir fort, bis wir vom Weltgeist berufen, in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns reine Tätigkeiten, denen analog, in denen wir uns schon erprobt, nicht versagen".

III.

Hiermit sind die Hauptpunkte bezeichnet, in welchen die Frömmigkeit dem Menschen die Gemütsruhe als Bedingung ersprießlicher Tätigkeit sichern soll. Fragen wir nun, durch welche Lebensäußerungen die Frömmigkeit dieses Ziel erreichen soll, so sind es Gott selbst gegenüber Ergebung und Dank, seinen Manifestationen gegenüber die Ehrfurcht. „Zuversicht und Ergebung sind die ächten Grundlagen jeder besseren Religion und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft, unser Verstand ist" [1]). Diese Unterordnung aber, weil vertrauensvoll und selbstgewollt, kann sich nicht anders als im Danke gegen die Leitung Gottes zu erkennen geben, und so nennt Goethe in der That in den schon einmal angeführten Versen der „Elegie aus Marienbad", die Dankbarkeit als den tiefsten Grund des „Frommseins". In dem unmittelbaren Verhältnis zu Gott tun sich diese Empfindungen in der Form des Gebetes kund: „So wie der Weihrauch einer Kohle Leben erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens" [2]). „Nicht zu viel sage ich", schreibt Goethe an Boisserée, „wenn ich Sie versichere, daß ich täglich und stündlich Ihrer gedenke, und nicht zu fromm drücke ich mich aus, wenn ich hinzusetze, in meiner Art von Gebet" [3]). Um was aber soll gebeten werden? „Große Gedanken

---

1) Unterhaltung mit Müller 28. März 19. 2) Sprüche Nr. 466. 3) Brief v. 2. Juni 15.

und ein reines Herz", antwortet Goethe, „das ist es, was wir uns von Gott erbitten sollten" [1]).

Vielmehr aber steht ihm doch das Verhältnis zu den Manifestationen Gottes im Vordergrunde, und die sittliche Beziehung, in welche der Mensch zu diesen zu treten hat, bezeichnet er mit dem Gesamtnamen der Ehrfurcht oder Pietät. Zu ihr aus sich selbst zu gelangen, ist der Mensch nicht fähig; „es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß" [2]). Die Ehrfurcht richtet sich auf alles, was über uns, neben uns und unter uns ist. In der erstgenannten Richtung fällt sie zusammen mit der Ergebung und Dankbarkeit gegen Gott; in der zweiten Richtung hat sie sich zunächst der uns umgebenden Natur gegenüber zu erweisen; deutlich tritt hier das pantheistische Element Goethischer Anschauungsweise zu Tage. „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, der Sonne anbetende Verehrung zu erweisen, so sage ich; durchaus! denn sie ist eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Menschenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch wir allein leben, weben und sind" [3]). „Hinter jedem organischen Wesen steckt die höhere Idee; das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu schauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen" [4]). Wer diese Ehrfurcht vor der Natur ihm antastete, von dem fühlte Goethe sich durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden; Zeuge dessen sein nie zu völliger Harmonie gestaltetes Verhältnis zu Jacobi, welchem er noch in späten Jahren schrieb: „Ich bin nun einmal einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und Nachbildung ihrer ge-

1) Wanderjahre p. 131. 2) Wanderjahre p. 166. Im zweiten Buche dieses Werkes findet der Begriff der Ehrfurcht in seinen drei Beziehungen sich ausführlich behandelt. 3) Eckermann III, 255. 4) Unterhaltung mit Müller, Mai 1830 p. 141.

heimnisvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formlosen Gott aufdringen will“ [1]). „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?“ [2]).

Von hier aus steigt Goethe dann an der Reihe der göttlichen Manifestationen zum Menschen empor: „Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft, wie könnt' uns Göttliches entzücken!“ [3]). „Je mehr Du fühlst ein Mensch zu sein, desto ähnlicher bist Du den Göttern“ [4]). Demnach gebührt Ehrfurcht jeder menschlichen Individualität als einer Manifestation der Gottheit; daher der Spruch: „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein; sie muß zur Anerkennung führen“ [5]). Tadelnd hebt Goethe hervor: „Die wenigsten Menschen lieben an dem Andern, das was er ist; nur das was sie ihm leihen; sich, ihre eigene Vorstellung von ihm lieben sie“ [6]), und stellt dagegen die Forderung: „Kindlein, liebt Euch! oder wenn das nicht gehen will, laßt wenigstens einander gelten!“ [7]) denn in ihm lebt die Überzeugung, „daß gar vieles neben uns bestehen kann und muß, was sich gerne wechselseitig verdrängen möchte; der Weltgeist ist toleranter als man denkt“ [8]).

„Soll das Rechte zu Dir ein,
Fühl' in Gott was Rechts zu sein;
Wer von reiner Lieb' entbrannt,
Wird vom lieben Gott erkannt“ [9]).

In besonders hervorragender Weise sieht indes Goethe das Göttliche in den genial-schöpferischen Individualitäten manifestiert: „In Dingen der Wissenschaft und Künste“ glaubt man, „es sei lauter Irdisches und ein Produkt rein menschlicher Kräfte. Versuche es

1) Brief vom 10. Mai 1812. Vgl. hierzu das Gedicht: „Groß ist die Diana der Epheser“. 2) Gedichte III, 191. 3) Gedichte II, 364. 4) Ebenda 377; vgl. auch Spr. Nr. 570. 5) Spr. Nr. 575. 6) Aphorismen a. a. O. p. 347. 7) An Zelter 7. Novemb. 16. 8) An Graf Reinhart 12. Mai 26. 9) West-O. Div. IV, 8.

aber doch nur einer, und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse“ [1]). „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in Niemandes Gewalt, und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten. ... In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höhern Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses“ [2]). Neid, Geringschätzung, kleinliche Beurteilung des Großen ist es, was ihn im Tiefsten empört. „Das ist eine alte Sache der Erfahrung: sobald sich etwas Bedeutendes hervorthut, alsbald erscheint als Gegensatz die Gemeinheit, die Opposition“ [3]); demgegenüber preist er sich selbst glücklich ob der Fähigkeit, „das Gute, Schöne und Vortreffliche mit Enthusiasmus anzuerkennen“ [4]), und wünscht, es möge Sitte werden, „daß man die Heroen aller Art feiert, welche über die Atmosphäre des Neides und Widerstrebens erhaben sind“ [5]); das Extrem müsse man auch extrem behandeln, frei, grandios, imposant“ [6]). Scharf unterscheidet er dennoch von dieser Art Größe die sittliche Größe. „Große Menschen haben Tugenden und Fehler mit den mindesten gemein, nur in größerer Quantität; das Verhältnis kann dasselbe sein“ [7]). „Außerordentliche Menschen treten aus der Moralität heraus; sie wirken zuletzt wie physische Ursachen“ [8]). Und ebenso kann ein außerordentliches künstlerisches Talent mit Unmoralität verbunden sein; dennoch ist es „an sich zu schätzen“ [9]). Und es ist das um so mehr als „alles Hohe, im Wissenschaftlichen

1) Eckermann III, 257. 2) Ebenda 162. 3) Unterhaltung mit Müller 23. Nov. 23. 4) An Graf Sternberg 30. Juni 31. 5) An Zelter 2. Mai 20. 6) Müller 16. Juni 19. 7) Aphorismen 29. Dez. 1811. 8) Ebenda 3. Febr. 1807. 9) Ebenda 30. Juni 11.

und so durchaus, alsbald ethisch wirkt und so viel sittlichen Vorteil bringt“ [1]). Denn wie schon oben gezeigt, betrachtet Goethe stets die ethische Wirkung als die wertvollste, die ethische Beziehung als die wichtigste. Die sittliche Größe und Vollkommenheit war es, welche ihn am tiefsten ergriff; nur das Gewahrwerden dieser könne ihn noch zu Tränen rühren, bekannte er [2]).

In dem Sittlichen ist die höchste Manifestation der Gottheit erschienen; auf die Frage, wie das Sittliche in die Welt gekommen, antwortet Goethe: „Durch Gott selber, wie alles andere Gute; ... es ist mehr oder weniger den Menschen im Allgemeinen angeschaffen, in hohem Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemütern“ [3]). Als „die göttliche Offenbarung des höchsten Prinzipes der Sittlichkeit“ [4]) verehrte er die Person Jesu Christi. „Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, sowie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen“. „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Verehrung zu erweisen, so sage ich: ‚Durchaus!‘“ [5]). Und die Wirksamkeit Christi schildert er mit den Worten: „Indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichtums, seiner Kraft teilhaftig werden läßt und sich deshalb ihnen gleich zu stellen scheint, so verleugnet er doch auf der anderen Seite nicht seinen göttlichen Ursprung; er wagt sich Gott gleich zu stellen, ja sich selbst für Gott zu erklären“ [6]). Die christliche Religion ist in der Person Jesu „göttlich verkörpert“ [7]); die „Hoheit“ der Person Christi ist „so göttlicher Art, wie das Göttliche nur je auf Erden erschienen ist“ [8]).

---

1) An Nees von Esenbeck 22. Aug. 23. a. a. O. p. 58. 2) Müller 28. April 19. 3) Eckermann III, 98. 4) Ebenda 255. 5) Ebenda. 6) Wanderjahre p. 172. 7) Ebenda p. 167. 8) Eckermann III, 255. Metaphysische Bestimmungen über die göttliche oder menschliche Natur Jesu Christi mußten der rein auf das Praktische gerichteten Denkweise Goethes völlig fern liegen;

Und wie ſich ſo in der Verehrung der Perſon und des Lebens Chriſti jene zweite Form der Ehrfurcht „vor dem was neben uns iſt“ vollendet, ſo vollzieht ſich in der Betrachtung und Verehrung ſeiner Leiden die dritte und letzte Betätigung der Ehrfurcht: „vor dem was unter uns iſt“. „Dieſe“, ſagt Goethe, „iſt ein Letztes, wozu die Menſchheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter ſich liegen zu laſſen und ſich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, ſondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja ſelbſt Sünde und Verbrechen nicht als Hinderniſſe, ſondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen“ [1]). So entſchieden hier die Ehrfurcht vor dem Leiden Chriſti ausgeſprochen wird, ſo ſelten ſind doch andererſeits ſolche Stellen: „Denn“, leſen wir anderwärts [2]), „wir ziehen einen Schleier über dieſe Leiden, eben weil wir ſie ſo hoch verehren; wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit mit dieſen tiefen Geheimniſſen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu ſpielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, als bis das Würdigſte gemein und abgeſchmackt erſcheint“. Höhnend läßt er im Schlußakte des Fauſt den Satan zu den Seinen reden:

„Ihr wißt, wie wir in tief verruchten Stunden
Vernichtung ſannen menſchlichem Geſchlecht;
Das Schändlichſte, was wir erfunden,
Iſt ihrer Andacht eben recht.“

---

dieſe Fragen gehörten für ihn zu den oben gekennzeichneten theoretiſch unlösbaren Problemen; wolle man theoretiſche Konſequenz, meinte er, ſo müſſe man entweder am traditionellen Glauben feſthalten oder den Glauben ganz aufgeben; dagegen war für ſeine Anſchauung Chriſtus „ein problematiſches Weſen“. (Müller 8. Juni 30.)

1) Wanderjahre p. 166. 2) Wanderjahre p. 173. Dieſer Abneigung, Leiden und Tod Chriſti dargeſtellt zu ſehen, hat Goethe bekanntlich ſehr oft Ausdruck gegeben; es wirkten hierbei auch äſthetiſche Gründe mit.

Mit dieſen Formen der Ehrfurcht vor dem, was über uns, neben uns und unter uns iſt, iſt nun der Kreis abgeſchloſſen, in welchem die Ehrfurcht ſich zu betätigen hat; „aus dieſen drei Ehrfurchten entſpringt die oberſte Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, und jene entwickeln ſich abermals aus dieſer, ſodaß der Menſch zum Höchſten gelangt, was er zu erreichen fähig iſt, daß er ſich ſelbſt für das Beſte halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja daß er auf dieſer Höhe verweilen darf, ohne durch Dünkel und Selbſtheit wieder ins Gemeine herabgezogen zu werden“ [1]).

Die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt wird hier als die oberſte, letzte dargeſtellt, und in der That iſt ſie die notwendigſte Bedingung der von Goethe vor allem anderen geforderten Tätigkeit; nur wer ſeinen und ſeiner Tätigkeit Wert zu ſchätzen weiß, wird Luſt zur Tätigkeit empfinden. Aber nur in Verbindung mit jenen drei anderen Ehrfurchten iſt die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt gegen die Gefahr des Dünkels und der Selbſtheit geſichert. Denn nicht vor der Beſchränktheit des eigenen Ich empfindet der auf dieſe Art ſittlich geläuterte Menſch Ehrfurcht, ſondern vor der hohen Beſtimmung, die höchſte und vollkommenſte Manifeſtation des Göttlichen darzuſtellen, einer Beſtimmung, die zu erfüllen den Gegenſtand ſeiner unabläſſigen Arbeit an und mit ſich ſelbſt darſtellt.

IV.

Deshalb erſcheinen auch die ethiſchen Wirkungen der zu allgemeiner Herrſchaft gelangten Ehrfurcht Goethe als völlig unbegrenzt: „Sie umfaßt alles, und indem ihr die Welt gehört, wendet

1) Wanderjahre p. 167.

ſie ihr Letztes, Beſtes dem Himmel zu; ſie allein hält der Egoiſterei das Gegengewicht; ſie würde, wenn ſie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menſchen hervorträte, die Erde von allen den Übeln heilen, an welchen ſie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt“ [1]). Um dieſe Wirkungen der Ehrfurcht zu erzielen, iſt es entſcheidend, daß ſie ſtets nur als Motiv der Tätigkeit, nicht als quietiſtiſcher Gemütszuſtand aufgefaßt wird. Nie ſoll ſie in unfruchtbarem Anſtaunen oder untätiger Sehnſucht ſich äußern: „Ich ſtatuiere keine Erinnerung in Euerem Sinne“, ſagt Goethe, „das iſt nur eine unbeholfene Art ſich auszudrücken. Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erſt von außen her wieder erinnert, gleichſam erjagt werden; es muß ſich vielmehr gleich von Anfang her in unſer Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neues beſſeres Ich in uns erzeugen und ſo ewig bildend in uns fortleben und ſchaffen. Es giebt kein Vergangenes, das man zurückſehnen dürfte; es giebt nur ein ewig Neues, das ſich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen geſtaltet, und die ächte Sehnſucht muß ſtets produktiv ſein, ein neues Beſſeres erſchaffen“ [2]).

Noch mehr iſt jede myſtiſche Verſenkung, jede untätige Kontemplation, ſei es der Gottheit, ſei es des eigenen Ich, ſei es des gegenwärtigen oder zukünftigen Lebens ſchlechterdings verwerflich, weil ſittlich unfruchtbar. Hinſichtlich der Gottheit iſt dies ſchon dadurch gefordert, daß wir ſie ja nach Goethes Anſicht nur aus ihren Manifeſtationen erkennen, über ihr eigentliches Weſen aber nichts ausſagen können; Verſenkung in den Gedanken des zukünftigen Lebens, im Gegenſatz gedacht zu der gegenwärtigen von Gott belebten und geleiteten Welt, iſt durch die Empfindung der Ehrfurcht vor dem, was neben uns iſt, ausgeſchloſſen. Den Satz: Alles iſt eitel — nennt Goethe falſch, ja gottesläſterlich [3]); „es

1) Zur Litteratur p. 721. 2) Unterh. mit Müller 4. Nov. 23. 3) Dichtung und Wahrheit IV, p. 7.

wäre nicht der Mühe wert", meint er, „siebzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Torheit wäre vor Gott" [1]); er bedauert die Menschen, welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Wesens machen, denn „wir sind ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen; das kann ja nur dadurch geschehen, daß man beides zu schätzen weiß" [2]); und von der Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen meint er: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein. ... Ein tüchtiger Mensch, der hier schon etwas Ordentliches zu sein gedenkt und dadurch täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser" [3]). Ebenso ist auch die Selbstversenkung, die Grübelei über den eigenen Zustand durchaus zu verbannen; unumwunden sagt Goethe: „Mit allem Streben nach Selbstkenntnis, das die Priester, das die Moral uns predigen, kommen wir nicht weiter im Leben, gelangen wir weder zu Resultaten, noch zu wahrer innerer Besserung" [4]). „Gesundes Hineinblicken in sich selbst, ... ohne sich zu untergraben, ist eine seltene Gabe" [5]); „Der Mensch kann sich nie selbst kennen lernen, sich nie rein als Objekt betrachten. Andere kennen mich besser als ich selbst" [6]); und auf die Frage, wie man sich denn selbst kennen lernen könne, antwortet er: „Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche Deine Pflicht zu tun, und Du weißt gleich, was an Dir ist! Was aber ist Deine Pflicht? Die Forde-

---

1) Sprüche Nr. 429. 2) Nr. 146. 3) Eckermann I, 85. Auch die Unsterblichkeit rechnete Goethe zu den unmittelbaren Postulaten des sittlichen Bewußtseins, deren theoretische Behandlung aber den Verstand stets auf Widersprüche führe; s. die Unterhaltung mit Müller 19. Okt. 23. 4) Müller 8. März 24. 5) Zur Naturwissenschaft p. 120. 6) Müller a. a. O.

rung des Tages“ [1]). „Was ist die Tugend anders als das wahrhaft Passende in jedem Zustande? ... Eine tägliche Übersicht des Geleisteten und Erlebten macht erst, daß man seines Tuens gewahr und froh werde; sie führt zur Gewissenhaftigkeit. Fehler und Irrtümer treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst hervor“ [2]). Jeder aber hat nur auf seine spezielle Aufgabe zu achten. „Das Gemüt über das Allgemeine, was der Welt droht und sie bedrückt, zu beruhigen, hält schwer ... ich habe kein anderes Vergnügen, als meine Arbeit gefördert zu sehen“ [3]). „Ein paar Verse die ich zu machen habe, interessieren mich mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein Jeder das Gleiche thut, wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen“ [4]). „Da mich Gott und seine Natur so viele Jahre mir selbst gelassen haben, so weiß ich nichts Besseres zu tun, als meine dankbare Anerkennung durch jugendliche Tätigkeit auszudrücken“ [5]). Bei dieser durchaus auf positives Handeln gerichteten Sittlichkeit ist es begreiflich, daß das Begehen unsittlicher Handlungen kaum so schwer beurteilt wird, als das Unterlassen sittlicher; daher tadelt auch Goethe die meist negative Form der zehn Gebote, und bedauert, daß in dem lutherischen Katechismus die positive Form nur kümmerlich in dem „Was ist das?“ nachgeschleppt werde [6]). Ein Verbot ergiebt sich zunächst nur aus der Forderung, Alles, was die Ausübung der sittlichen Tätigkeit hemmen oder schädigen kann, möglichst von sich fern zu halten. Selbstverleugnung, Entsagung ist somit die Forderung, die in jedem Augenblick an den Menschen gestellt wird; und Goethe führt daher folgenden Satz Salvandys als das höchste Resultat der Lebensweisheit an: „Die erste Pflicht auf dieser Erde ist die Laufbahn zu ermessen, die der Zufall uns

---

1) Sprüche Nr. 2 und 3. 2) Müller 23. Aug. 27. S. die praktische Ausführung dieses Gedankens in den Wanderj. p. 99. 3) An Zelter 27. Juli 13. 4) Aphorismen p. 284. 5) An Boisserée 22. Okt. 26. 6) Wahlverwandtschaften p. 240. 41.

angewiesen hat, unsere Wünsche auf diese zu beschränken“ [1]). Für ihn selbst hatte diese Anschauung zur Folge die strenge Festhaltung einer Diätetik des Geistes und der Seele, in seinem Alter besonders ein Fernhalten von Gemütserschütterungen, welches Mißverstand ihm oft als Egoismus vorgeworfen hat. Allein seine eigenen Aussprüche zeigen dies Verfahren in einem ganz anderen Licht: „Es kostet mich mehr mich zusammenzuhalten als es scheint, und nur die Überzeugung der Notwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der passiven Diät bringen können, an der ich jetzt so fest hange“ [2]). Ja hier paßt aufs Treffendste jener Ausspruch, den er gegen Riemer tat: „Gewisse Tugenden scheinen, wo sie sind, nur aus einer Abwesenheit von Kraft und Tätigkeit zu bestehen, und sie sind die höchste Kraft, nur nach innen gewandt“ [3]). Ausführlich zur Darstellung gelangt ist dieser Gedanke in den „Wanderjahren“, deren zweiter Titel „Die Entsagenden“ schon auf diese Seite des Inhalts hindeutet. Indem nun aber das sittlich tätige Individuum jedem hemmenden Einfluß sich entziehen soll, so soll es dies doch nicht in Vermeidung, sondern in Überwindung, Beherrschung, Umschaffung, Aneignung alles Begegnenden vollführen; denn es ist in seine Macht gestellt, Alles, was ihm als Widerstand und Hemmnis sich entgegenstellt, zur Steigerung seiner sittlichen Tätigkeit zu verwerten. Der eben zitierte Ausspruch Salvandys ermahnt weiter: „den höchsten und süßesten Genuß in dem Gefühl zu suchen, das aus überwundenen Schwierigkeiten und bezwungenem Seelenschmerz entspringt“, und Goethe selbst schreibt, daß „das Leben immerfort, wenn es gut geht, als ein stets kämpfendes, überwindendes zu betrachten ist“ [4]). Ein Mensch sein „heißt ein Kämpfer sein“ [5]). Aber dieses Kämpfen soll immer ein positiv schaffendes sein: Anfeindungen ist nichts anderes entgegenzusetzen

---

1) Zur Litteratur p. 722. 2) Aphorismen p. 282. 3) Aphorisma aus dem April 1806. 4) An Zelter 26. Januar 29. 5) West-O. Div. XII, 4.

„als eine fortwährende Tätigkeit“ [1]). Am herrlichſten hat er dieſe Eigenſchaft an Schiller geprieſen in den Verſen:

Es glühte ſeine Wange rot und röter Von jener Jugend, die uns nie entfliegt.
Von jenem Mut, der früher oder ſpäter Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme, Damit der Tag dem Edlen endlich komme!

Nicht minder iſt es in die Macht des auf ſittliche Tat gerichteten Individuums geſtellt, alles was ihm an Leid und Schmerz widerfährt, ſich im höchſten Sinne zu Nutze kommen zu laſſen. Denn jedes Leid, jeder Verluſt bedeutet für den Tätigen nichts anderes als eine Verengung und Beſchränkung der äußeren Grenzen ſeiner Tätigkeit, welche ihn nur dazu auffordern kann, ſein Wirken deſto entſchiedener auf dem ihm noch belaſſenen Gebiete zu geſtalten. Die Ausſprüche Goethes hierüber, gerade bei Gelegenheit der ſchmerzlichſten Erfahrungen, die er in ſeinem Alter durchlebt, ſind im höchſten Maße bedeutſam. „Bei dem größten Verluſt müſſen wir ſogleich umherſchauen, was uns zu erhalten übrig bleibt“ [2]). „Hier nun allein kann uns der große Gedanke der Pflicht aufrecht halten; der Körper muß, der Geiſt will, und wer ſeinem Wollen die notwendigſte Bahn vorgeſchrieben hat, der braucht ſich nicht viel zu beſinnen“ [3]). „So lange wir noch hervorbringen können, werden wir nicht nachlaſſen“ [4]). „Und ſo über Gräber vorwärts!“ [5]). Noch wenige Wochen vor ſeinem Tode ſprach er es als ſeine Lebensregel aus, „dem Dulden ſogleich eine Tätigkeit entgegenzuſetzen“ [6]), und zu aller Zeit bewährte er die Wahrheit der großartigen Verſe, welche er die „Genien“ ſeinem Epimenides zurufen ließ:

---

1) Dieſer Grundſatz findet ſich oft ausgeſprochen; z. B. Nachträge zur Farbenlehre p. 507; auch öfters gegen Eckermann. 2) An Zelter 19. März 27. 3) Ebenda 21. Nov. 30. 4) Eckermann III, 202. 5) An Zelter 23. Febr. 31. 6) An Willemer 10. Febr. 32.

„Komm! wir wollen Dir versprechen Rettung aus dem tiefsten Schmerz,
Pfeiler, Säulen kann man brechen, Aber nicht ein freies Herz;
Denn es lebt ein ewig Leben. Es ist selbst der ganze Mann;
In ihm wirken Lust und Streben, Die man nicht zermalmen kann".

Diejenigen nun, welche sich in solcher auf das gleiche Ziel gerichteter stetiger Tätigkeit zusammenfinden, müssen sich naturgemäß als eng unter einander verbunden, als durch ihr gegenseitiges Anteilnehmen und Wohlwollen gestärkt und gefördert fühlen; denn „Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens anderer erfreut" [1]); und „edlen Seelen vorzufühlen ist wünschenswertester Beruf" [2]). Aber gerade dieses erhebendste Verhältnis kann nur durch das Bewußtsein gemeinsam erstrebter Ziele erzeugt werden, wie Goethe dies vorzüglich an seinem Freundschaftsbunde mit Schiller nachweist [3]), während er den Mangel solchen gegenseitigen Verständnisses als Erklärung angiebt, daß in seiner Freundschaft mit Jacobi trotz Neigung, Liebe, Vertrauen doch der lebendige Anteil sich nach und nach völlig verlor. „Freundschaft kann sich bloß praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. Die wahre, tätige, produktive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß er meine Zwecke billigt, ich die seinigen" [4]). „Eine begeisterte Gemeinschaft der im höchsten Grade Guten und Weisen" [5]) ist das letzte, was hierdurch erreicht werden soll, und „Friede mit Gott und ein Wohlgefallen an wohlwollenden Menschen!" [6]) ist daher der Wahlspruch, mit welchem Goethe einen Brief an den nächsten Freund seines Alters, an Zelter, schließt.

Solch gemeinsames Streben aber nach praktisch gebotenen, der Gemeinschaft förderlichen sittlichen Zielen kann sich nur betätigen in den empirischen Gemeinschaften des sozialen Lebens und seinen traditionellen Formen, — und sie zu achten, sich ihnen einzufügen,

---

1) Sprüche Nr. 40. 2) Gedichte III, 192. 3) Sprüche Nr. 363. Biographische Einzelheiten p. 321. 4) Sprüche 366. 5) Wanderjahre p. 167. 6) 20. Sept. 31.

ſie zu erhalten und zu feſtigen iſt daher die Aufgabe des ſittlich tätigen Menſchen. Der Übertretung der innerhalb dieſer Gemeinſchaftsformen gültigen Regeln und Schranken wird das Verbot entgegengeſetzt, für welches wir oben in dem Ausgangspunkt der Goethiſchen Ethik keine rechte Stelle finden konnten. „Der Menſch, wo er bedeutend auftritt, verhält ſich geſetzgebend, ... im Sittlichen durch Anerkennung der Pflicht“ [1]). „Der Charakter der Roheit iſt es, nur nach eigenen Geſetzen zu leben, in fremde Kreiſe willkürlich übergreifen zu wollen. Darum wird der Staatsverein geſchloſſen, ſolcher Roheit und Willkür abzuhelfen“ [2]). „Alles was wirken ſoll, muß ſich an ein Vorhandenes anſchließen, ſich auf irgend etwas gewohntes gründen“ [3]); und auch das entſchiedenſte und aufrichtigſte Streben wird erfolglos und wertlos, wenn es dieſen notwendigen Schranken ſich nicht fügt, wie Goethe beſonders an dem Beiſpiel Byrons hervorhebt:

„Doch Du raunteſt unaufhaltſam Frei ins willenloſe Netz;
So entzweiteſt Du gewaltſam Dich mit Sitte und Geſetz“ [4]).

Je mehr aber die Tätigkeit durch die ſichere Feſthaltung des individuellen Zieles wie durch die Einfügung in die feſten Normen des ſittlichen Lebens eine ſichere, ſtetige Richtung erhält, um ſo mehr trägt ſie auch in ſich ſelbſt die Bürgſchaft einer unbegrenzten Dauer. „Die Überzeugung unſerer Fortdauer entſpringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende raſtlos wirke, ſo iſt mir die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daſeins anzuweiſen, wenn die jetzige meinem Geiſt nicht ferner auszuhalten vermag“ [5]). „Das Beſtändige der ird'ſchen Tage Verbürgt uns ewigen Beſtand“ [6]). „Ich zweifele nicht an unſerer Fort-

1) Zur Naturwiſſenſchaft p. 103. 2) Müller 29. April 18. Es ſei hier nur kurz bemerkt, daß Goethe in dieſen Worten nicht etwa eine Geſchichtskonſtruktion im Sinne des „Contrat social“ geben will. Ausführlicher wird der fünfte Abſchnitt hiervon zu handeln haben. 3) An Knebel 10. März 13. 4) Fauſt II. Teil, Akt III. 5) Eckermann II, 40. 6) Gedichte II, 427.

dauer; denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein“ [1]). Demnach sinkt die einzelne Monade wieder in die unpersönliche Natur zurück, wenn sie nicht durch ihre Tätigkeit sich die Bürgschaft der ewigen Dauer erworben [2]). „Jede Entelechie“ dagegen „ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt“ [3]). Wer sich aber jene erwarb, für den kann naturgemäß die Unsterblichkeit auch nur in fortdauernder Tätigkeit bestehen. „Ich wüßte auch mit der ewigen Seligkeit nichts anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte. Aber dafür ist wohl gesorgt; wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken“ [4]). Und an der schon früher zitierten Stelle: „Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in denen wir uns bisher erprobt, nicht versagen!“ fährt Goethe fort: „Fügt er sodann noch Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen. Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Tätigkeit erhalten; wird ihr diese zur anderen Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen“ [5]).

Wir brechen hier ab, obgleich Äußerungen über das zukünftige Leben von noch viel tieferer religiöser Empfindung sich bei dem

---

1) Eckermann II, 101. 2) Poetisch ausgeführt hat Goethe diesen Gedanken in dem Helena-Akte des Faust; vgl. hierzu den fünften Abschnitt. 3) Eckerm. III, 161. Nach dieser Stelle und ihrem Zusammenhange scheint Goethe auch der Gedanke der Seelenwanderung nicht völlig fern gelegen zu haben. Unwillkürlich fühlt man sich an die Aussprüche der „Erziehung des Menschengeschlechts“ erinnert. 4) Müller 26. Januar 25. Hier wie auch an anderen Stellen, z. B. in dem Gespräche mit Falk an Wielands Todestage setzt Goethe die künftige Tätigkeit der Monade in Beziehung zu den Gestirnen. 5) An Zelter 19. März 27.

Meiſter finden. Allein dieſe hat er nur in poetiſcher Form zu geben gewagt, und wir werden auf ſie hinweiſen, wenn wir im letzten Abſchnitte uns dem Schlußakte des Fauſt zuwenden.

V.

Eine Skizze der durchaus eigenartigen religiös-ethiſchen Anſchauungen des Dichters habe ich in Obigem zu geben verſucht; es erübrigt nunmehr, ſeine Stellung zu den hiſtoriſchen Religionsformen, Kirchen und Konfeſſionen klar darzulegen [1]). Welchen Wert Goethe der Entwickelung der Religionen in der Geſchichte der Menſchheit beilegte, zeigt ſchon ſein berühmter Ausſpruch, daß der Konflikt des Unglaubens und Glaubens, das eigentliche einzige und tiefſte Thema der Weltgeſchichte und Menſchengeſchichte ſei [2]); die Epoche des Glaubens glänzend, herzerhebend und fruchtbar, die des Unglaubens vergänglich und unfruchtbar. Des Namens der Religion hält Goethe überhaupt nur die auf Ehrfurcht, nicht die auf bloßer Furcht baſierten Verehrungsweiſen Gottes für würdig. Unter den erſteren bezeichnet er als die frühſte und niedrigſte, die ethniſch-jüdiſche, welche nur Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, kenne. Dieſe Stufe, ſofern ſie ethniſch iſt, fällt mit dem zuſammen, was Goethe ſonſt auch die „natürliche Religion“ nennt, die „auf der Überzeugung einer allgemeinen Vorſehung ruht, welche die Welt im Ganzen leite“ [3]). In der jüdiſchen wie in anderen Volksreligionen erhält dieſe Überzeugung nur eine ſpecifiſche nationale Beſchränkung. Die zweite Stufe weiſt er der philoſophiſchen Re-

1) Dieſer ganze Abſchnitt ſtützt ſich hauptſächlich auf die Ausführungen in den Wanderjahren p. 166—169. 2) Weſt-öſtl. Divan. Nachträge. Israel in der Wüſte. Daß Goethe hierbei jedoch nicht an die äußeren Kämpfe der offiziellen Kirchen dachte, iſt klar. Man vergleiche nur ſeinen Ausſpruch: „Es iſt die ganze Kirchengeſchichte ein Miſchmaſch von Irrtum und Gewalt“. (Ged. III, 274.) 3) Dichtung u. Wahrheit I, 125.

ligion zu, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was neben uns ist, welche in ihrer vollendetsten Gestalt Leben und Wandel Christi als ihren Mittelpunkt und als Vorbild für den Wandel ihrer Bekenner verehre. Als die dritte und höchste endlich nennt er die christliche, weil sich in ihr die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, am Reinsten offenbare; Spuren hiervon finden sich freilich zu allen Zeiten; „aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden könne, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag". „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat: und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben, und bedarf von ihr keiner Stütze" [1]). „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten ... der menschliche Geist sich erweitern, wie er will; über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums ... wird er nicht hinauskommen [3]). Als einen Christen bekannte er sich selbst offen denen gegenüber, die ihn einen Heiden nannten [3]); wie er aber den Gegensatz zwische Heiden und Christen faßte, bezeugt sein Wort: „Christen giebt es unter den Heiden, die Stoiker; Heiden unter den Christen — die Lebemenschen" [4]).

In der Bibel verehrte er die Fundgrube und Quelle der christlichen Anschauungsweise. „Deshalb ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, weil, so lange die Welt steht, Niemand auftreten und sagen wird: „Ich begreife es im Ganzen und verstehe es im Einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: im Ganzen ist es ehrwürdig und im Einzelnen anwendbar" [5]). „Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet

---

1) Eckermann II, 39. 2) Ebenda III, 256. 3) Müller 7. April 30. 4) Aphorismen p. 315. 1. Aug. 1807. 5) Sprüche Nr. 294.

worden, verdankt sie ihrem inneren Wert. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte derselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwickelung, notwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt .... Wenn man die jüdische Geschichte bis auf die Neuzeit ergänzte, und die Ausbreitung des Christentums hinzufügte, wenn man vor der Offenbarung Johannis die reine christliche Lehre im Sinne des neuen Testamentes zusammengefaßt aufstellte ...., so verdiente dieses Werk .... nicht nur als allgemeines Buch, sondern als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und würde gewiß, je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, immer mehr zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genutzt werden können“ [1]). Was die religiöse Verwertung der Bibel anlangt, so mußte Goethe jede kritische Betrachtungsweise, jede Scheidung des Echten und Unechten, Geschehenen oder Erdichteten wegen seiner schon oben gekennzeichneten skeptischen Stellung zur gesamten Geschichtsforschung notwendig ablehnen. „Wenn die vernichtende Kritik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionssachen; denn hierbei beruht alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat“ [2]). „Man tut immer besser, sich ohne weiteres an das zu halten, was wirklich da ist, und sich davon anzueignen, was man für seine sittliche Kultur und Stärkung gebrauchen kann“ [3]). Echt und unecht meinte er, seien bei Dingen der Bibel wunderliche Fragen. Es komme nicht darauf an, ob das Überlieferte Geschehenem durchaus entspreche, sondern darauf, ob es heute unserer höchsten Entwickelung diene. In diesem Sinne nannte er vor allem die Evan-

---

1) Farbenl., Histor. Teil p. 95. 2) Eckerm. I, 234. 3) Ebenda II, 180.

gelien durchaus echt; denn in ihnen ſchimmere und leuchte die ſittliche Kultur des Chriſtentums; in ihnen ſei der Abglanz einer Hoheit göttlichſter Art wirkſam, welcher von der Perſon Chriſti ausging [1]). Über die Abweichungen in den evangeliſchen Berichten geht er leicht hinweg:

„Verſchieden! es hat nichts zu bedeuten!
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können ſich die Chriſten
Bis zu dem jüngſten Tage friſten“ [2]).

In einem anderen Sinne jedoch wünſchte er durchaus eine hiſtoriſche Betrachtung der Bibel: „Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer ſchöner wird, je mehr man ſie verſteht; d. h. je mehr man einſieht und anſchaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffaſſen und im Beſondern auf uns anwenden, nach gewiſſen Umſtänden, nach Zeit- und Ortsverhältniſſen einen eigenen, beſonderen, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat“ [3]). Entſchieden ſprach er ſich gegen den dogmatiſchen und phantaſtiſchen Gebrauch, dagegen zu Gunſten des didaktiſchen und gefühlvollen aus [4]). Allein er war zugleich der Überzeugung, daß eine derartige Unterſcheidung nur wenigen möglich ſei, eben den „wahrhaft Weiſen“, der großen Maſſe, der gegenüber die Kirche als wohltätige Vermittlerin einträte, „damit allen geholfen werde und damit vielen wohl werde“ [5]). Die Kirche werde als ein notwendiges, wenn auch in ewiger Umwandlung begriffenes Inſtitut dauern, „ſo lange ſchwache menſchliche Weſen ſein werden“. Wie ſehr Goethe die Aufrechterhaltung des feſten kirchlichen Verbandes für nötig hielt, beweiſt ſeine Entrüſtung über die Geſtattung von Miſchehen zwiſchen Chriſten und Juden [6]). — Jedoch dieſe Anerkennung der Notwendigkeit einer Kirche hinderte ihn durchaus nicht, einen ſehr ſcharfen Unterſchied

1) Ebenda III, 255. 56. 2) Weſt-O. Div X, 9. 3) Sprüche Nr. 467. 4) Ebenda Nr. 332. 5) Eckermann III, 254. 6) Müller 23. Sept. 23.

zwiſchen dem als wirkliches Bedürfnis Geforderten und dem nach ſeiner Anſicht Entarteten, Übertriebenen in der kirchlichen Entwickelung zu machen. Er rechnete hierzu jeglichen Verſuch angeblich zwingender philoſophiſcher Begründung der chriſtlichen Wahrheiten; ſo äußert er gegen Zelter: „Daß ein Philoſoph durch einen Umweg über die Ur- und Ungründe des Weſens und Nichtweſens ſeine Schüler wiederum zum Kreuze hinführt, will mir nicht behagen. Das kann man wohlfeiler haben und beſſer ausſprechen“ [1]). Dieſe urſprünglich gegen Hegel gerichteten Worte verdammen doch zugleich jede Art chriſtlich dogmatiſcher Spekulation. Aber auch die bloße Formulierung feſter dogmatiſcher Religionslehren war ſeiner Natur fernliegend, ja verhaßt. „Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edlen über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug; ich ſollte auch glauben, daß Drei Eins ſei und Eins Drei; das aber widerſtrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch ſah ich nicht ein, daß mir damit im mindeſten wäre geholfen geweſen“ [2]). Noch energiſcher aber richtet ſich ſein Zorn gegen jedes hierarchiſche Weſen, welches nicht nur innerhalb des Chriſtentums, ſondern der geſamten Menſchheitsentwickelung er als einen der mächtigſten und verderblichſten Faktoren erachtet und verurteilt. Die ägyptiſchen Mumien belehren ihn, „daß die Prieſter überall, beſonders auch in Ägypten, ihr Handwerk recht gut verſtanden haben; „ſie machten mit den Todten ſo viele Umſtände, um die Lebenden zu beherrſchen“ [3]), und am Todestage Jeſu erinnert er ſich, „wieviel Vorteil aus dieſem jammervollſten aller Ereigniſſe die Pfaffen zu ziehen gewußt haben“ [4]); „Laßt Euch nur von Pfaffen ſagen, was die Kreuzigung eingetragen!“ [5]). Den Anſpruch der Kirche, Sünden hinwegnehmen und behalten zu können, bezeichnet er als eine große Machtquelle der Kirche, welche ſich zu

---

1) An Zelter 27. Jan. 32. 2) Eckermann III, 30. 3) An Karl Auguſt 22. April 26. 4) An Zelter 28. April 24. 5) Gedichte III, 275.

ſichern der chriſtlichen Prieſterſchaft hauptſächliches Augenmerk ſei. Demgemäß betrachte auch die Kirche das Chriſtentum hauptſächlich aus dem Geſichtspunkt der Verſöhnungslehre, mit Beiſeitelaſſung vieler anderer wichtiger Punkte. Um ihre Herrſchaft zu erhalten, habe ſie dem Volke ſo lange den Gebrauch der Bibel verſagt; „was ſollte auch ein armes chriſtliches Gemeindeglied von der fürſtlichen Pracht eines reichdotierten Biſchofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Dürftigkeit Chriſti ſieht, der mit ſeinen Jüngern zu Fuße ging, während der fürſtliche Biſchof in einer von ſechs Pferden gezogenen Karoſſe einherbrauſt“ [1]). Bis zur ſchärfſten Satire ſteigert Goethe ſeine Angriffe gegen die kirchliche Hierarchie [2]), und es liegt auf der Hand, daß unter dieſen Umſtänden ſein Widerwille gegen beſtimmte kirchliche Gemeinſchaften, ſich vorzüglich gegen den Katholizismus richten mußte [3]). Zwar war er durchaus empfänglich ſowohl für die äſthetiſche Seite des katholiſchen Kultus, als auch für die Großartigkeit des einheitlichen Zuſammenhanges ſeiner Lehre und Lebensgeſtaltung [4]); allein deſſen ungeachtet betrachtete er ihn doch als eine niedere Stufe des religiöſen Lebens, die Reformation Luthers als eine im höchſten Sinne befreiende und kulturfördernde Tat, als eine unmittelbar von göttlichem Geiſte getragene Wendung der Menſchheitsgeſchicke. Den Übertritt Friedrich Schlegels bezeichnet er kurzweg als deſſen „Untergang“, als ein „Erſticken am Wiederkäuen ſittlicher und religiöſer Abſurditäten [5]). Auch über die politiſchen Gefahren, die von Seiten des Katholizismus drohten, war er ſich

1) Eckermann III, 254—256. 2) Ebenda 223—226. 3) Ebenſo auch gegen die proteſtantiſche Gemeinſchaft, welche jenem am ähnlichſten geblieben, die engliſche Hochkirche; ſo in der eben zitierten Stelle. 4) Der Heiligenkultus findet ſich äſthetiſch verwertet im Abſchluſſe des Fauſt, wie auch der Wahlverwandtſchaften; die einheitliche ſyſtematiſche Beherrſchung des Lebens preiſt jene bekannte Ausführung in „Dichtung und Wahrheit“ über die ſieben Sakramente; die Einheit der Lehre hob Goethe auch rühmend hervor im Geſpräche mit dem Katholiken Grüner. 2. Auguſt 22. 5) An Zelter 26. Oktober 31.

vollständig klar, wie sein prophetisches Wort über Concordate beweist:

„Ja, fangt mit Rom nur einmal an;
Da seid ihr angeführt“ [1]).

Von Luther äußert er dagegen: „Wir wissen gar nicht, was wir Luther und der Reformation im allgemeinen zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen“ [2]). Die Lehre Luthers charakterisiert er folgendermaßen: „Der Hauptbegriff des Luthertums ... beruht auf dem entschiedenen Gegensatz von Gesetz und Evangelium, sodann auf der Vermittelung solcher Extreme. Setzt man nun, um auf einen höheren Standpunkt zu gelangen, anstatt jener zwei Worte die Ausdrücke Notwendigkeit und Freiheit mit ihren Synonymen, mit ihrer Entfernung und Annäherung, so siehst Du deutlich, daß in diesem Kreise alles enthalten ist, was den Menschen interessieren kann. Und so erblickt denn Luther in dem alten und neuen Testament das Symbol des großen sich immer wiederholenden Weltwesens. Dort das Gesetz, das nach Liebe strebt, hier die Liebe, die gegen das Gesetz zurückstrebt und es erfüllt, aber nicht aus eigener Macht und Gewalt, sondern durch den Glauben, und zwar durch den ausschließlichen Glauben an den allverkündeten und alles bewirkenden Messias. Aus diesem Wenigen überzeugt man sich, wie das Luthertum mit dem Papsttum nie vereinigt werden kann, der reinen Vernunft aber nicht widerstrebt, sobald diese sich entschließt, die Bibel als Weltspiegel zu betrachten, welches ihr eigentlich nicht schwer fallen sollte“ [3]). Demgemäß bezeichnete er sich selbst als „der protestantischen Kirche treu und anhänglich gewidmet“ [4]); und begrüßt das Reformationsfest in einem Briefe mit

---

1) Ged. III, 276. 2) Eckermann III, 256. 3) An Zelter 14. Nov. 16. 4) Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen p. 419. (1830. 26. Juni.)

den Worten: „Sie läuten soeben mit unseren sonoren Glocken das Reformationsfest ein. Ein Schall und Ton, bei dem wir nicht gleichgiltig bleiben dürfen. Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steure!“ [1]). Als Schattenseiten innerhalb des Protestantismus bezeichnete er dagegen einerseits dessen Zersplitterung [2]), andererseits den aus Verwerfung der katholischen Werkheiligkeit hervorgehenden Hang zu untätiger Gefühlsüberschwänglichkeit und egoistischem Mysticismus. „Sobald die guten Werke und das Verdienstliche derselben aufhören, sogleich tritt die Sentimentalität dafür ein, bei den Protestanten“ [3]). „Die Protestanten ... wollen nun einen Mysticismus machen, da ja gerade der Mysticismus entstehen muß“ [4]). Als ein Beispiel dieser falschen Richtung rezensierte er mit beißender Schärfe die Predigten Krummachers als „narkotische“, da sie den Hörern die Täuschung beibrächten, gebessert zu werden, während sie in Wirklichkeit über ihre Mängel nur in Schlaf gelullt würden [5]).

So konnte er die volle Verwirklichung des christlichen Ideals freilich nur in einem Zukunftsbilde sehen, in welchem die Schranken der einzelnen Konfessionen gefallen waren. „Je tüchtiger wir Protestanten vorschreiten, desto schneller werden die Katholiken nachfolgen; — — es wird endlich dahin kommen, daß alles nur eins ist. — — Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bischen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen. Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Glaubens und des Wortes zu einem Christentum der Gesinnung und der Tat kommen“ [6]). Demgemäß stellte er auch selbst die Lebensregel auf:

---

1) An Zelter 30. Okt. 24. 2) Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und Grüner (Katholik) p. 98. Gespräch vom 2. August 22. 3) Sprüche Nr. 276. 4) Gespräch mit Boisserée 4. Aug. 1815; s. Bd. I, p. 257; vgl. auch Sprüche Nr. 297. 5) Zur Litteratur p. 213. 6) Eckermann III, 256. 257.

„Höhere Maximen ſollen wir nur ausſprechen, in ſofern ſie der Welt zu Gute kommen; andere ſollen wir bei uns behalten; aber ſie mögen und werden auf das, was wir tun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten“ [1]). „Es iſt nicht immer nötig, daß das Wahre ſich verkörpere; ſchon genug, wenn es .... wie Glockenton ernſt freundlich durch die Lüfte wogt“. Daß er aber dieſen Verzicht dennoch nur als einen notwendigen anerkannte, ihn darum ſchmerzlich empfand und ſich bewußt war, daß er nicht ewig währen ſolle, zeigen die tief empfundenen Verſe:

„Ziehn wir nun die achtzig Jahr'
Durch des Lebens Mühen,
Müſſen auch im Silberhaar
Unſ're Pflüge ziehen.

Führt doch durch des Lebens Tor
Traun ſo manche Gleiſe
Zieh'n wir einſt im Engelchor,
Geht's nach einer Weiſe“ [3]).

---

1) Ebenda I, 157. 2) Sprüche Nr. 14. 3) Gedichte III, 352.

Dritter Abſchnitt.

Goethes Naturbetrachtung.

Erstes Kapitel.

Grundanschauung.

In Goethes Beschäftigung mit der Natur sich zu vertiefen, bietet ein doppeltes Interesse; einerseits blicken wir dabei tief in sein Gemütsleben, da er ja mit besonderer Liebe, mit Ehrfurcht die Beziehungen des Menschen zur Natur empfand und betrachtete; andererseits erkennen wir daraus des Meisters Verhältnis zur Wissenschaft überhaupt, da, wie wir schon früher gesagt, die Richtung seines Geistes vorzugsweise der Erforschung der natürlichen, nicht der historischen Bedingungen des menschlichen Daseins zugewandt war. Goethes Naturforschung vollzog sich durchaus selbständig, leider auch durchaus einsam. Als Künstler den gewohnten wissenschaftlichen Bahnen fremd und auch als Gelehrter durchaus eigenartig, mußte er schon bei dem ersten wertvollen Ergebnisse seiner Forschung, der Entdeckung des Zwischenknochens, die Erfahrung machen, daß die wissenschaftliche Zunft die Mitarbeit eines Draußenstehenden zurückwies, selbst ihr sicheres Resultat nicht anerkannte. So erwuchs nun auch in ihm das entschiedenste Mißtrauen gegen die naturwissenschaftlichen Schulen und gegen die gelehrte Welt überhaupt. Selbstüberhebung und Neid gab er den Meistern, Gedankenlosigkeit den Schülern, Cliquenwesen der Gesamtheit Schuld. „O mein Freund! Wer sind die Gelehrten! und was

ſind ſie"? Ohne daß wir auf die Stimmung, die in dieſem Ausruf ſich Luft machte, näher eingehen wollen, mußten wir doch auf ſie hinweiſen, weil ſie, obgleich teilweiſe nur zu berechtigt, es doch auch verſchuldet hat, daß Goethe ſich auch begründeten Einwänden gegen ſeine Anſichten, wenn ſie von Angehörigen einer beſtimmten wiſſenſchaftlichen Schule ausgingen, unbedingt verſchloß und ſogar in manchen irrigen Vorſtellungen über die Anſichten ſeiner Gegner verharrte. Die nachträgliche Zuſtimmung dagegen, welche wichtige Ergebniſſe ſeiner Studien, beſonders über die Metamorphoſe der Pflanzen, über vergleichende Anatomie, welche man anfangs entſchieden bekämpfte, in ſpäterer Zeit fanden, konnte ſein Selbſtgefühl, das Gefühl der Sicherheit gegenüber den zünftigen Gelehrten nur ſteigern und die Zuverſicht in ihm feſtigen, daß auch andere Zweige ſeiner Studien, vor allem die Farbenlehre, in ſpäterer Zeit die jetzt verſagte Anerkennung ſich noch erringen würden. So ſchritt er im Ganzen einſam ſeinen Weg, doppelt erfreut aber immer, wenn er ausnahmsweiſe in ſeinen Beſtrebungen mit einem gelehrten Forſcher zuſammentraf, mit dem er dann meiſt auch ein perſönliches Verhältnis anzuknüpfen ſuchte. In ſeiner letzten Lebenszeit hatte er die Freude, durch die Anerkennung, welche ſeine morphologiſchen Arbeiten fanden, dieſe ihm beſonders wertvollen, wiſſenſchaftlich-perſönlichen Beziehungen weiter und weiter ſich ausbreiten und verzweigen zu ſehen. Hierdurch angeregt nahm die naturwiſſenſchaftliche Tätigkeit in den letzten Jahren einen immer wichtigeren Platz in ſeiner Geſamtleiſtung ein, und mit dem immer noch ſteigenden Intereſſe wuchs auch ſeine Hochſchätzung dieſes Zweiges menſchlicher Arbeit immer mehr und mehr.

„Das ſchädlichſte Vorurteil iſt, daß irgend eine Art von Naturunterſuchung mit dem Bann belegt werden könnte"[1]; in dieſem Satz ſpricht ſich ſeine ganze Hochſchätzung des Naturſtudiums aus.

---

1) Spr. Nr. 858.

Ob nun aber der Betrieb der Wiſſenſchaft an ſich oder ob der praktiſche Nutzen, der aus ihr erwachſe, vor allem ſchätzenswert ſei, darüber finden ſich die widerſprechendſten Äußerungen. An der einen Stelle urteilt er, nur die Menge frage bei einer neuen bedeutenden Erſcheinung, was ſie nutze; der wahre Weiſe frage, wie ſich die Sache verhalte in ſich ſelbſt und zu anderen Dingen, unbekümmert um den Nutzen, d. h. um die Anwendung auf das Bekannte und zum Leben Notwendige[1]); — an anderer Stelle ſpottet er darüber, daß man nicht begreifen wolle, die Wiſſenſchaft ſei um des Brauchbaren willen da[2]), er bedauert die Eigentümlichkeit der Deutſchen, „die Wiſſenſchaften unzugänglich zu machen, während der Engländer das Entdeckte gleich wieder zu nutzen wiſſe“[3]), und erklärt, daß ſeine Art, die Natur zu erforſchen, überall ins Praktiſche eingreife, welches darin beſtehe, verſtändig zu benutzen und klug zu gebrauchen, was die Natur uns darbiete[4]). Allein die Löſung dieſes ſcheinbaren Widerſpruchs iſt nicht ſchwer, und klare Ausſagen Goethes ſelber ermöglichen ſie uns. Nicht den kleinlichen Vorteilen des Augenblicks, wohl aber Zielen der höchſten, menſchlichen Kultur kann und ſoll die Naturwiſſenſchaft dienen: einerſeits indem ſie die Herrſchaft des Menſchen über die ſinnliche Welt ausbreitet und befeſtigt; in dieſem Sinne iſt ſie „Handhabe, Hebel, womit man die Welt anfaſſen und bewegen ſoll“[5]), und „praktiſch, wohlthätig für die Menſchheit“[6]); andererſeits aber, indem ſie als Grundlage für die Bildung einer Weltanſicht dienen kann, und in dieſem Sinne hat ſie Goethe für ſeine perſönlichſte Ausbildung lebenslang verwertet. Wie er ſchon als ſechsundzwanzigjähriger an Jacobi ſchrieb: „Ehe ich eine Silbe *μετὰ τὰ φυσικὰ* ſchreibe, muß ich notwendig die *φυσικὰ* beſſer abſolviert haben[7]), ſo urteilte er noch als ſechsundſiebenzigjähriger über denſelben Freund, deſſen ſpekulativen Sinn

1) Nr. 855. 856. 2) An Schultz 24. Sept. 17. 3) Nr. 930. 31. 4) Farbenlehre, Didakt. Teil 369. 5) An Schultz 24. Nov. 17. 6) Aphor. 29. Jan. 1804. 7) 12. Jan. 1785.

er nicht hatte umschaffen können: „Die Spekulation ist Jacobis Unglück geworden .... ihm haben die Naturwissenschaften gemangelt“ [1]) und bekannte dagegen von sich: „Ich bin nun einmal einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben in Anschauen, Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin ... zugebracht hat“ [2]). In wieweit die Naturbetrachtung und Naturerkenntnis für Goethes Weltanschauung maßgebend gewirkt, wie aus ihr besonders der pantheistische Faktor dieser Anschauungen abzuleiten, hatten wir schon im vorigen Abschnitte Gelegenheit anzudeuten. Unternehmen wir es nun, tiefer in jene pantheistische Gesamtbetrachtung der Natur einzudringen, besonders aber festzustellen, welche Konsequenzen sich wiederum für die Erforschung der Naturerscheinungen im Einzelnen aus ihr ergeben.

I.

Ein geheimnisvolles Ganzes, die uns umgebende Materie, untrennbar verbunden, innig durchdrungen von beständig schaffender und bildender Kraft, das ist für Goethe die Natur, eine Collectivmacht, für den Menschen ein Gegenstand staunender Ehrfurcht und zugleich doch die ursprüngliche freundlich vertraute Quelle seines Lebens. Nur mit ernstem und sicherem Wollen soll er sich an ihre Erforschung wagen; „den Unzulänglichen verschmäht sie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergiebt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse“ [3]). Nicht oberflächlich als geistlosen

1) Unterh. mit Müller 26. Jan. 25. 2) Vgl. p. 30. — Beide Gesichtspunkte, aus denen Goethe die Naturforschung würdigt, finden sich ausgedrückt in dem Spruche Nr. 1054: Die Wissenschaft hilft uns vor allem, daß sie das Staunen, wozu wir von Natur berufen sind, einigermaßen erleichtere, sodann aber daß sie dem immer gesteigerten Leben neue Fertigkeiten erwecke, zur Abwendung des Schädlichen, zur Einleitung des Nutzbaren“. 3) Eckerm. II, 47.

Mechanismus soll er sie betrachten, andererseits ihr auch nicht den kleinlich berechnenden Verstand zuschreiben, der seinen eigenen nächsten Bedürfnissen überall entgegenkäme, — wohl aber in ihr die höchste Vernunft verehren [1]), und darum, will er zu ihr hinaufreichen, sich selbst zur höchsten Vernunft erheben [2]). In seinen früheren Jahren hatte Goethe, wie wir wissen, sich nicht vor der Anforderung gescheut, das Ich in der Natur aufgehen zu lassen und hatte diesen Entwickelungsprozeß des Individuums, der in seinem endlichen Aufhören gipfelt, als die höchste Lebensäußerung desselben hingestellt; so in dem Gedichte „Eins und Alles“ [3]): „Denn Alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will“; — und ähnlich in dem „Westöstlichen Divan“, welcher „das Lebendige preist, das sich nach Flammentod sehnet“.

„Und so lang du das nicht hast, dieses Stirb und Werde,
Bist Du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde“.

In seinen letzten Jahren jedoch, je mehr ihm der Wert des sittlichen Einzelwillens alles überragend und vor allem ehrwürdig schien, trat er von jenen Anschauungen zurück. In absichtlichem Gegensatze [4]) zu den oben zitierten Versen begann er sein gedankenschweres Gedicht „Vermächtnis“ mit den Worten:

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen;
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte Dich beglückt!“

und reihte daran die uns schon bekannte Mahnung:

„Sofort nun wende Dich nach innen,
Das Zentrum findest Du dadrinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne Deinem Sittentag“ [5]).

---

1) Farbenlehre, Histor. Teil p. 201. 2) Eckerm. a. a. O. 3) Ged. II, 226. 4) Eckermann II, 44 (1829). 5) Ged. III, 191.

Und von dem Gedicht „Weltſeele“ ſchrieb er an Zelter, es ſtamme aus der Zeit, „wo ein reicher jugendlicher Mut ſich noch mit dem Univerſum identifizierte, es auszufüllen, ja es in ſeinen Teilen wieder hervorzubringen glaubte“ [1]). Was ihm aber dauernd von jener Epoche blieb, das war das Gefühl innigſter Verwandtſchaft mit der Natur, das Gefühl der ehrfurchtvollen Dankbarkeit gegen ſie, die ewige Mutter, das Gefühl der geſchwiſterlichen Verbindung mit allen ihren Kindern von den einfachſten Gebilden an bis hinauf zu dem Menſchen. Das Gefühl, das er einſt gegen Jacobi ausgeſprochen, daß wir mit der Natur eins ſeien [2]), das er noch in weit früheren Jahren in der Naturſehnſucht und der Naturfreude ſeines Fauſt hatte mächtig hervordringen laſſen, jenes Gefühl, das ihn im Lichte des Mondes, ſeinem Dämmern, ſeinem Thau ſich geſund baden ließ, das ihm in Buſch, in Luft und Waſſer ſeine Brüder erkennen, in Wald und Höhle ſich in den geheimnisvollen Reiz der umgebenden Geſtalten wie in den Buſen eines Freundes verſenken ließ, iſt ihm bis ins höchſte Alter geblieben. Er lebte in und mit der Natur. Wie liebevoll in die Natur vertieft, wie leidenſchaftlich von ihr fortgeriſſen, beweiſt er ſich noch in den Gedichten ſeines höchſten Alters: „Dämmrung ſenket ſich von oben“ [3]); „Willſt Du mich ſogleich verlaſſen“ [4]), „Früh wenn Tal, Gebirg und Garten“ [5]); „Und wenn mich am Tag die Ferne“ [6])! Und wie produktiv in echt Goethiſchem Sinne, wie fruchtbar für die reinſte ſittliche Entwickelung dieſe Empfindung geweſen, das bezeugen die Worte Wilhelm Meiſters, zu denen das Anſchauen des geſtirnten Himmels ihn begeiſtert: „Was bin ich gegen das All? Wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in ſeiner Mitte ſtehen? .... Wie kann ſich der Menſch gegen das Unendliche ſtellen, als wenn er alle geiſtigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in ſeinem Inner-

1) 20. Mai 26. 2) Jacobi 23. Nov. 1801. 3) Ged. III, 159. 4) Ibid. 99. 5) Ibid. 100. 6) Ibid. 166.

ſten, Tiefſten verſammelt, wenn er ſich fragt: ‚Darfſt Du Dich in der Mitte dieſer ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, ſobald ſich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreiſend hervortut?“ [1]).

Eben dasſelbe innige Empfindungsverhältnis zur Natur fordert er aber auch von dem Naturforſcher: „Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollſtändiger die Kenntnis werden ſoll, deſto ſtärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenſchaft ſein“ [2]).

Vergegenwärtigen wir uns nun zuerſt die allgemeinen Ausſagen Goethes über das Weſen der geſamten Natur an und für ſich. Sie ſind nicht häufig, aber ſie finden ſich doch und ſind mit vollem Bewußtſein geſagt; denn Goethe konſtatiert ausdrücklich: „Man kann in den Naturwiſſenſchaften über manche Probleme nicht gehörig ſprechen, wenn man die Metaphyſik nicht zu Hülfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wortweisheit: es iſt dasjenige, was vor, mit und nach der Phyſik war, iſt und ſein wird“ [3]). Eine Tätigkeit und eine Unterlage, auf die ſie wirkt, und „dieſe Tätigkeit mit dieſer Unterlage immerfort zuſammenbeſtehend und ewig gleichzeitig vorhanden“, mit dieſen Worten faßt er ſeine Gedanken über das Weltganze zuſammen [4]). Durchaus belebt aber erſcheint dieſes Ganze nicht als mechaniſch ſich bewegend, ſondern von einem innenwohnenden Willen geleitet, der jeden einzelnen Teil mit empfindendem Leben erfüllt, ihn beſeelt. Der Unterſchied zwiſchen Körper und Geiſt verſchwindet vor dieſer Betrachtungsweiſe, welche Goethe treffend als [5])

---

1) Wanderj. 131. Die Paralleliſierung des Weltſyſtems und ſeiner Sonne mit dem menſchlichen Organismus und ſeinem Gewiſſen findet ſich auch in dem berühmten von uns oft zitierten Gedichte „Vermächtnis“. Auch dies iſt ein Kantiſcher Gedanke, worauf Loeper in der zweiten Ausgabe der Gedichte (II, 523) hingewieſen hat. 2) An Jacobi 10. Mai 12. 3) Spr. 887. 4) Zur Naturwiſſenſch. im allgem. p. 101. 5) Campagne in Frankreich p. 132. Der Ausdruck „Hylozoismus“ findet ſich auch noch in einem Briefe an Nees von Eſenbeck 13. Nov. 25 (Goethes naturwiſſenſch. Briefwechſel).

„Hylozoismus“ bezeichnet, und die er in Gegensatz zu jener Denkweise stellte, welche „eine tote Materie“ annehme. „Dynamisch“ nennt er die erstere, die letztere „mechanisch“ [1]). Jener lebendige Wille aber, der alles durchdringt, ist ferner im vollkommensten Sinne vernunftgemäß, und darum auch das gesamte Weltganze „vernünftig“. „Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und sich dadurch sogar über das Zufällige zum Herrn macht“ [2]). Und zugleich ist jener alles erfüllende Wille der Herd der alles durchglühenden ewigen Liebe, wie sie die herlichen Verse des pater profundus in der Schlußscene des Faust verkünden, die in den Worten gipfeln:

„So ist es die allmächt'ge Liebe, Die alles bildet, alles hegt.“

So gestaltet sich schließlich das Weltganze zur Gottheit, und die pantheistische Seite der Gottesvorstellung Goethes geht unmittelbar aus seiner Naturbetrachtung hervor. In Blitz, Donner und Sturm empfindet er die Nähe einer übergewaltigen Macht, im Blütenduft und lauen Luftsäuseln ein liebevoll sich annäherndes Wesen; diese Empfindungen gelten zwar nicht der kritischen Vernunft, wohl aber dem Gefühl als ein Beweis für das Dasein Gottes [3]). Aber nicht nur empfunden wird Gott in der Natur; „als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimsten Gesetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieser Konsequenz des unendlich Mannigfaltigen sehe ich Gottes Handschrift am allerdeutlichsten“ [4]). „Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen“, war ihm unverbrüchliches Gesetz [5]).

---

1) Sprüche Nr. 637; ebenso im Briefe an Windischmann 28. Dez. 12 (Naturwissensch. Briefw.). 2) Sprüche Nr. 4. Einen Gegensatz hierzu könnte man in den Ausführungen Dichtg. u. Wahrh. IV, 8 sehen. Aber dort ist augenscheinlich von einer dem Menschen zwar naheliegenden, aber doch falschen Betrachtungsweise die Rede, welche das Vernunftgemäße in der Natur nicht sehen will. 3) Nr. 571. 4) Zur Litteratur p. 220 (gegen Jacobi). 5) Annalen p. 203.

„Wenn im Unendlichen Dasselbe Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe Sich kräftig in einander schließt,
Strömt Lebensluft aus allen Dingen, Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen Ist ew'ge Ruh in Gott dem Herrn“ [1]).

Allein diese Vergeistigung, diese Vergöttlichung der Natur bewog Goethe durchaus nicht, ihr ein unmittelbar auf die Befriedigung des Menschen abzielendes Zweckbestreben zuzusprechen; ein entschiedener Gegner vielmehr der teleologischen Betrachtungsweise in der Wissenschaft [2]), stellte er das Schaffen der Natur dem des Künstlers in dieser Hinsicht gleich: „Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und haben's auch nicht nötig; denn Bezüge giebts überall, — und Bezüge sind das Leben“ [3]).

„Halte Dich ans Weil und frage nicht Warum!“ [4]).

Wenn er nun trotzdem sagt, die „plumpe Welt“ sei nur ins Dasein getreten, um als Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu dienen [5]), so ist ein Widerspruch dennoch nicht vorhanden; denn nicht als Fremdes einem fremden Herrscher dient dem Menschen die Natur, sondern sie hat ihn selbst als die höchste Form der als Vorstufen ihm vorausgehenden Gebilde, als letztes von Anbeginn erstrebtes Ziel ihrer Tätigkeit erschaffen.

„Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollen, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich verteidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichtum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle

---

1) Ged. II, 394. 2) Eckerm. II, 190. 3) An Zelter 29. Januar 30. 4) Ged. II, 315. Ich kann hier der Erklärung Loepers nicht beistimmen, der in diesem Spruch den Verzicht auf Einsicht in den Causalzusammenhang ausgedrückt findet. Obwohl ein solcher Gedanke Goethe nicht fremd wäre, so scheint mir doch hier gerade die Causalität im Gegensatz zur teleologischen Betrachtung festgehalten. 5) Eckerm. III, 258.

Übrigen enthalten, und nach tauſendfältigen Tieren ein Weſen, das ſie alle enthält: den Menſchen“ [1]).

II.

Verlieren wir uns indes nicht zu tief in dieſe Diſtinktionen des Unfaßbaren; wir wiſſen ja, wie zurückhaltend Goethe ſelbſt hierin ſtets geweſen. Folgen wir ihm vielmehr auf dem Pfade, welcher von der ſeltenen feierlich ſtaunenden Ahnung des Unerforſchlichen zu der täglichen arbeitsvollen, aber fruchtbaren Erforſchung ſeiner Manifeſtationen führt. Dieſe Forſchung iſt überall lohnend; aber niemals erſchöpfend: „Die Natur .... iſt Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum zu einer nicht erkennbaren Grenze. Naturbetrachtung iſt daher endlos“ [2]). „Alle Wirkungen, von welcher Art ſie auch ſeien, die wir in der Erfahrung bemerken, hängen auf die ſtetigſte Weiſe zuſammen, gehen in einander über; — — — vom Ziegelſtein, der dem Dach entſtürzt, bis zum leuchtenden Geiſtesblick, der Dir aufgeht und den Du mitteilſt, reihen ſie ſich an einander. Wir verſuchen es auszuſprechen: Zufällig, Mechaniſch, Phyſiſch, Chemiſch, Organiſch, Pſychiſch, Ethiſch, Religiös, Genial“ [3]) Symboliſch nennt Goethe alle Erkenntnis [4]), ein „Symbol“ jedes „Wahre“, das wir zu „ſchauen“ glauben [5]), und es iſt dies im doppelten Sinn, im weiteren Sinn für das verborgene Wahre, im engeren für die nächſt höhere Manifeſtation. Aber wir können uns mit dieſer Erkenntnis befriedigt fühlen, weil wir die Wahrheit in dieſen Symbolen nicht verzerrt oder entſtellt, ſondern immer lauter und untrüglich erhalten. Goethe wird nicht müde zu betonen, daß in der Natur kein Unterſchied zwiſchen Innerem und Äußerem ſei, ſondern das erſte ſich in dem zweiten rein abſpiegele.

---

1) Ibid. II, 190. 2) Naturwiſſenſch. im Allgem. p. 102. 3) Nachträge zur Farbenlehre p. 558. 4) An Riemer 21. Okt. 1805. 5) Zur Meteorologie p. 47.

„Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles iſt ſie mit einem Male“ [1]).

„Denn das iſt der Natur Gehalt,
Daß außen gilt, was innen galt“ [2]).

„Müſſet im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts iſt drinnen, nichts iſt draußen;
Denn was innen, das iſt außen“ [3]).

Eben derſelbe Gedanke wird ausgedrückt, wenn Goethe das Ganze in dem Einzelnen ausgedrückt ſein läßt.

„Willſt Du ins Unendliche ſchreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten!
Willſt Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinſten erblicken“ [4]).

So wagt denn Goethe ſogar das Paradoxon:

„Was iſt das Allgemeine? Der einzelne Fall.
Was iſt das Beſondere? Millionen Fälle“ [5]).

Der einzelne Fall iſt typiſch für alle, und darum ein Symbol des Allgemeinen; die Millionen individualiſierter Fälle ergeben, verglichen, durch Feſtſtellung ihrer Verſchiedenheiten das Beſondere.

Eine wechſelnde Färbung erhält jener lautere Spiegel der Wahrheit, den ihre Äußerungsweiſen bieten, aber dennoch durch die Verſchiedenheit der auffaſſenden Organe und Individuen. Einerſeits ſind dieſe ſelbſt zwar Kinder der Natur und beſtimmt ſie aufzufaſſen:

„Wär' nicht das Auge ſonnenhaft, Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft, Wie könnt' uns Göttliches entzücken“ [6]).

---

1) Ged. II, 237. 2) Ebenda 392. 3) 230. 4) 315. 5) Spr. Nr. 899. Deutlicher wird dieſe Betrachtungsweiſe durch Goethes ſpäter zu behandelnde Lehre vom „Urphänomen“. Vgl. übrigens Loepers Anmerkung zu dieſem Spruche. 6) Ged. II, 364.

Aber andererſeits gewinnt doch in jedem das Bild eine andere Geſtalt, und der ſubjektive Charakter der Wahrnehmungen wird von Goethe entſchieden betont. So in Bezug auf die Organe: „Die Natur, immer dieſelbe, redet zu verſchiedenen Sinnen anders“ [1]); „Die Phänomene ſind das, was ſie ſind, nur für den reſpektiven Sinn“ [2]), ſo auch in Bezug auf die Individuen: „Jeder ſpricht ſich nur ſelbſt aus, indem er von der Natur ſpricht“ [3]). Er redet von der „Wunderlichen Bedingtheit des Menſchen auf ſeine Vorſtellungsart, durch welche der Menſchen gegenſeitiges Verſtändnis unmöglich werde, ſodaß er ſelbſt oft bei ſich ſagen müſſe: „Darüber und darüber kann ich nur mit Gott reden, wie das an der Natur iſt und das“ [4]). „Trotzdem“, meint er, „dürfe Niemand die Anmaßung aufgeben, wirklich von der Welt zu ſprechen“ [5]); und gewiß mit Recht, denn woher wäre ſonſt Freude und Mut für den Forſcher zu ſchöpfen?!

Für deſſen Tätigkeit des Forſchens aber wird von höchſter Bedeutung jene Unterſcheidung des weſentlichen Wahren und ſeiner Manifeſtationen. Überall beginnt er mit der Betrachtung dieſer und überall leiten ſie ſchließlich zu dem letzten Unerforſchlichen. Dies Urteil, was zu erforſchen ſei und was nicht, die Enthaltſamkeit gegenüber dem letzteren iſt daher eine der notwendigſten Eigenſchaften des Naturforſchers. An ſehr vielen Stellen hat Goethe gerade hierüber ſich ausgeſprochen; er vergleicht das Unerklärliche mit einem Bruch, der nicht aufgehe; wolle man ihn rein auflöſen, ſo gehe es nicht, man verwirre das Ganze, man müſſe wiſſen, daß da noch etwas Unauflösbares ſei und es zugeben [6]). Hieraus folgte für ihn beiſpielsweiſe die praktiſche Maxime, ſich auf nähere Prüfung der

---

1) An Riemer 2. Aug. 07. 2) An Riemer 28. Juni 1809. 3) An Schultz 8. Jan. 19. 4) Geſpräch mit Boiſſerée 2. Aug. 15. 5) In dem zitierten Briefe an Schultz; vgl. auch Spr. Nr. 904 und 517, wo die praktiſch günſtige Wirkung ſolcher Illuſionen hervorgehoben wird. 6) Geſpräch mit Boiſſerée 11. Aug. 15.

Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus (Somnabulismus ꝛc.) nicht einzulaſſen; er haſſe dieſes Treiben, äußerte er, weil die Menſchen es zu weit führten und doch ſicherlich nie dahinter kämen; deshalb bekümmere er ſich auch gar nicht darum; er ehre und anerkenne die Erfahrung, damit ſei es aber auch abgetan [1]). „Unſer Fehler beſteht darin, daß wir am Gewiſſen zweifeln und das Ungewiſſe fixieren möchten. Meine Maxime bei der Naturforſchung iſt: das Gewiſſe feſtzuhalten und dem Ungewiſſen aufzupaſſen“ [2]). „Wo ich nicht klar ſehen, nicht mit Beſtimmtheit wirken kann, da iſt ein Kreis, für den ich nicht berufen bin“ [3]).

Die empiriſche Form, in welcher das Unerforſchliche dem Beobachter ſein Daſein kund giebt, iſt das Problem, der für die Theorie unauflösliche Widerſpruch. An dieſelben Sätze, die wir früher für die allgemeine Beſtimmung dieſes Begriffes verwandt, müſſen wir auch hier erinnern, wo es ſich ſpeziell um Probleme der Naturwiſſenſchaft handelt. Jene Sätze, daß zwiſchen zwei entgegengeſetzten Anſchauungen nicht die Wahrheit mitten inne liege, ſondern das Problem, das ewig tätige Leben in Ruhe gedacht, daß der Menſch nicht geboren ſei, die Probleme zu löſen, ſondern zu ſehen, wo ſie angehen und ſich ſodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten, werden aber noch durch ſpeziellere ergänzt; daß man auch in den Wiſſenſchaften die Probleme „ruhig liegen laſſen“ müſſe [4]), aber zu ehren habe [5]). „Das ſchönſte Glück des denkenden Menſchen iſt, das Erforſchliche erforſcht zu haben und das Unerforſchliche ruhig zu verehren“ [6]). Beſonders warnt Goethe davor, an die Stelle der Probleme „Theorieen hinzufabeln“, „Hirngeſpinnſte“, „Phantaſiebilder“, „Übereilungen eines ungeduldigen Verſtandes“, des „tätigen Kupplers“, der „auf ſeine Weiſe das Edelſte mit dem Gemeinſten vermitteln will“. Dieſe „Luftgeſpinnſte“

1) Ebenda 2. Aug. 15. 2) Spr. Nr. 921. 3) Geſpräch mit Müller 10. Febr. 30. 4) Spr. Nr. 837. 5) Spr. Nr. 917. 6) Nr. 1019.

drängen sich „zwischen Erkenntnis und Gebrauch“ der Natur ein, verwirren den Blick und hindern uns, „das gestaltlose Wirkliche“, d. h. dasjenige, was für unsere Sinne nicht Gestalt gewonnen hat, in seiner eigensten Art zu fassen“ [1]).

Wenn demnach dem Forscher dies einschränkende Gesetz auferlegt ist, nicht nach der Erkenntnis des Unerforschlichen zu streben, so wird ihm dafür andererseits die positive Weisung erteilt, unter den Manifestationen, welche er sich zur Forschung erwählt, diejenigen zu erkennen und zu ergreifen, welche für die Masse der Manifestationen typisch sind, die Urphänomene. Diese Aufgabe zu erfüllen ist schwer: „Die Menschen sind durch die unendlichen Bedingungen des Erscheinens dergestalt obruirt, daß sie das eine Urbedingende nicht gewahren können“ [2]). „Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erscheinungen und wissen keineswegs, wie wir zur Urfrage kommen sollen“ [3]); d. h. wir sind durch die tausend wechselnden einmaligen begleitenden Umstände so eingenommen, daß wir hinter ihnen nicht die entscheidenden, stets wiederkehrenden Ursachen zu erkennen wissen. „Es fällt dem Menschen so schwer Grund und Ursache zu finden, weil sie so einfach sind, daß sie sich dem Blick verbergen“ [4]). Ja selbst eine gewisse Scheu empfinden wir gegenüber dem Letzten, Einfachen, nicht weiter Erklärbaren, dem gegenüber unser Forschen machtlos ist. „Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst, wir fühlen unsere Unzulänglichkeit“ [5]). Aber jene Schwierigkeit wie diese Angst müssen überwunden werden: „Wer nicht gewahr werden kann, daß ein Fall ... Tausende in sich schließt, wer nicht das zu fassen und zu ehren im Stande ist, was wir Urphänomene genannt haben, der wird weder sich noch andern jemals etwas zur Freude und zum Nutzen fördern können“ [6]). Dagegen ist zu hoffen, „daß die Naturgeschichte auch

---

1) Nr. 784. 793. 932. 933. 1049. 2) Nr. 874. 3) Nr. 834; vgl. auch Eckermann II, 31. 4) Nr. 808. 5) Nr. 789. 6) Farbenl. Hist. Teil p. 154.

nach und nach sich in eine Ableitung der Naturerscheinungen aus höhern Phänomenen umbilden wird“ [1]). „An der Mannigfaltigkeit der Welterscheinungen freut sich der Lebemensch, an der Einheit dieser Mannigfaltigkeit der höhere Forscher“ [2]). Das Vordringen bis zu den Urphänomenen, das Zurückführen der komplizierten Vorgänge auf die sich ewig wiederholenden einfachen ist demnach die Hauptaufgabe des Forschers, und zwar eine solche, über die nicht weiter hinausgegangen werden kann. Das Urphänomen kann nicht weiter erklärt werden; es ist als Tatsache zu konstatieren und staunend zu verehren. „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen; hier ist die Grenze. Aber den Menschen ist der Anblick eines Urphänomens gewöhnlich noch nicht genug; sie denken, es müsse noch weiter gehen, und sie sind den Kindern ähnlich, die, wenn sie in einen Spiegel geguckt, ihn sogleich umwenden, um zu sehen, was auf der anderen Seite ist“ [3]). Nicht also noch weiter gehen, vielmehr zurückkehren ist die Aufgabe des Forschers nach Feststellung des Urphänomens; zurückkehren und die unendliche Zahl empirischer Vorgänge vermöge der gewonnenen Einsicht des „Urbedingenden“ erklären. Das Urphänomen „ist in seiner hohen Bedeutung zu erkennen und damit zu wirken“ [4]), es ist „in tausendfältig bedingten und verhüllten Erscheinungen immer wiederzuerkennen“ [5]). So wird es hochwichtig und fruchtbar für die gesamte weitere Forschung; es wird aber zugleich aufs höchste bedeutsam für das Denken des Philosophen, welches sich in ihm mit der empirischen Beobachtung des Physikers berührt und versöhnt. Ausführlich hat sich Goethe hierüber in dem Didaktischen Teil der Farbenlehre geäußert, die

---

1) Farbenl. Didakt. Teil p. 274. 2) An Ernst Meyer 23. April 29. Goethe-Jahrb. V, 158. 3) Eckerm. II, 50. 4) Ebenda 237. 5) Ebenda 190.

Hauptſätze mögen hier folgen: „Man kann von dem Phyſiker nicht fordern, daß er Philoſoph ſei; aber .... er ſoll von den Bemühungen des Philoſophen Kenntnis haben, um die Phänomene bis an die philoſophiſche Region hinanzuführen. Man kann von dem Philoſophen nicht verlangen, daß er Phyſiker ſei, und dennoch iſt ſeine Einwirkung auf den phyſiſchen Kreis ſo notwendig und ſo wünſchenswert. Dazu bedarf er nicht des Einzelnen, ſondern nur der Einſicht in jene Endpunkte, wo das Einzelne zuſammentrifft ... Kann der Phyſiker zur Erkenntnis desjenigen gelangen, was wir ein Urphänomen genannt haben, ſo iſt er geborgen und der Philoſoph mit ihm; Er, denn er überzeugt ſich, daß er an die Grenze ſeiner Wiſſenſchaft gelangt ſei, daß er ſich auf der empiriſchen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren Stufen überſchauen und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philoſoph iſt geborgen: denn er nimmt aus des Phyſikers Hand ein Letztes, das bei ihm nun ein Erſtes wird“ [1]).

Nicht minder bedeutend aber iſt die Feſtſtellung des Urphänomens für die Kunſt. Wir werden ſpäter zeigen, wie die Kunſt das Bleibende, Entſcheidende, Typiſche aus der Maſſe der empiriſchen Erſcheinungen hervorheben und individuell nachbilden ſoll; was iſt dies anderes als ein Zurückgehen auf das Urphänomen und ein Anwenden desſelben auf den Einzelfall?! Und ſo nennt auch Goethe die Kunſt „die wahre Vermittlerin“ des „Edelſten mit dem Gemeinſten“, des Urphänomens mit dem Alltäglichen [2]), die „würdigſte Auslegerin des offenbaren Geheimniſſes der Natur“, nach der jeder unwiderſtehliche Sehnſucht empfinde, dem jenes Geheimnis enthüllt zu werden beginne [3]). Eine Auslegerin iſt ſie zu nennen, weil in dem Schönen, das ſie darſtellt, „geheime Naturgeſetze“ ſich

---

1) Farbenlehre. Didakt. Teil p. 269. 70. 2) Sprüche Nr. 1049. 1050. 3) Nr. 214.

manifeſtieren, „die uns ewig verborgen geblieben wären“ [1]); denn in der Erfahrung finden wir Geſetz und Ausnahme vermiſcht, das erſtere uns dadurch oft verdeckt; „der Durchſchnitt von beiden giebt keineswegs das Wahre“ [2]).

III.

Immerhin aber können Philoſophie oder Kunſt nicht als die regulären Hilfsmittel des Naturforſchers, als die bewegenden Hebel ſeiner täglichen Arbeit gelten; kehren wir demnach auf das eigentliche Gebiet dieſes Abſchnittes zurück, und ſuchen wir zu erkennen, welche ſpeziellen wiſſenſchaftlichen Mittel dem Forſcher nach Goethes Anſchauung zur Erreichung der oben gekennzeichneten Ziele zu Gebote ſtehen! Das hauptſächlichſte Mittel iſt die Beobachtung, die Goethe nicht müde wird zu empfehlen, zu preiſen: „Der wahre Weg der Naturforſchungen beruhe auf dem einfachſten Fortgange der Beobachtung“ [3]). Und hierauf iſt auch jener eigentümliche Satz zu beziehen: „Auch in Wiſſenſchaften kann man eigentlich nichts wiſſen; es will immer getan ſein“ [4]); d. h. es muß alles praktiſch erprobt, nachgewieſen ſein. Nicht genug kann Goethe vor der Beimengung theoretiſcher, phantaſievoll ſpekulativer oder mathematiſch deduktiver Aufſtellungen in die Ergebniſſe der Beobachtung warnen, nicht genug anraten, dieſe Ergebniſſe rein zu erhalten. Nur die Tatſache ſoll zunächſt konſtatiert, nicht einmal nach Urſache und Wirkung ſoll gefragt werden; ſie beide zuſammen machen das unteilbare Phänomen“ [5]). Wohl iſt „der Begriff von Urſache und Wirkung der eingeborenſte und notwendigſte“ [6]); aber trotzdem giebt

---

1) Spr. Nr. 197. 2) Nr. 956. Über den Begriff der Ausnahme, die ſelbſtredend nur eine ſcheinbare iſt, vergleiche man: Zur Morphologie p. 102. 103, ein Abſchnitt, auf den ich ſpäter noch eingehen werde. 3) Nr. 1008. 4) Nr. 1052. 5) Nr. 641. 6) Nr. 798.

es für den Beobachter keine derartige Verknüpfung, sondern nur eine Aufeinanderfolge der Erscheinungen; für ihn ist „das Zurückführen der Wirkung auf die Ursache bloß ein historisches Verfahren“ [1]). Dementsprechend warnt Goethe nun auch andererseits davor, „mit einer Anschauung sogleich eine Folgerung zu verknüpfen und beide für gleichgeltend zu achten“ [2]); er warnt ferner stets von neuem vor allem „Theoretisieren“, „Systematisieren“ 2c. [3]). Wie scharf er gegen „Hirngespinnste“, „Phantasiebilder“, die sich an Stelle der Probleme zu setzen wagen, vorzugehen pflegt, haben wir schon früher gezeigt; einzelnen genialen Geistern gestand er zwar dieses Herrscherrecht einer souveränen Phantasie, die intuitiv mit dem Wahren übereinkommt, zu, hielt aber auch bei diesen den etwaigen Irrtum für den allerverderblichsten: „Genial, produktiv und gewaltsam bringen sie eine Welt aus sich hervor, ohne viel zu fragen, ob sie mit der wirklichen übereinkommen werde. Gelingt es, daß dasjenige, was sich in ihnen selbst entwickelt, mit den Ideen des Weltgeistes zusammentrifft, so werden Wahrheiten bekannt, wovor die Menschen erstaunen und wofür sie Jahrhunderte lang dankbar zu sein, Ursache haben. Entspringt aber in so einer tüchtigen, genialen Natur ein Wahnbild, . . . so kann ein solcher Irrtum nicht minder gewaltsam um sich greifen“ [4]).

Weit häufiger jedoch wandte er sich gegen das Anwenden mathematischer Operationen zum Zwecke der Schlußfolgerung aus beobachteten Tatsachen und gegen die auf solche Weise gefundenen mathematisch formulierten Gesetze. Eine unleugbare persönliche Abneigung gegen die Mathematik, die er oftmals selbst bekannt hat [5]), verstärkte hier noch die aus den Grundgesetzen seiner Forschungsweise folgerecht sich er-

---

1) Nr. 801. Ebenso an Riemer 20. Jan. 11. 2) Spr. Nr. 780. 3) z. B. Nr. 1007. Zur Naturwissensch. im Allg. p. 104. 4) Farbenl. Histor. Teil p. 255. 5) z. B. An Zelter 12. Dez. 12; an Naumann 10. Jan. 26 (Naturw. Briefw.).

gebende abweisende Haltung. Jene Abneigung aber wurde ihrerseits wiederum verstärkt durch den im Wesen der Mathematik begründeten Anspruch auf untrügliche Sicherheit und ausnahmslose Geltung ihrer Resultate. Demgegenüber betonte er, daß der Mathematiker, sobald er in das Feld der Erfahrung eintrete, ebenso wie jeder andere dem Irrtum unterworfen sei [1]), daß „so rein und sicher die Mathematik in sich selbst behandelt werden könne, sie doch auf dem Erfahrungsboden — — ebenso gut wie jede andere ausgeübte Maxime zum Irrtum verleiten könne“ [2]). Den ganzen Weg überhaupt erklärte er für einen unzulänglichen: „Es ist vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt“ [3]). Aber noch mehr: seiner tiefsten und innersten Auffassung der Natur widersprach dieser Weg; denn er lebte der Überzeugung: „Die Natur hat sich soviel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen oder sie in die Enge treiben können“ [4]). „Das Wahre in allen Phänomenen der faßlichen Welt . . . . werden wir gewahr als unbegreifliches Leben“ [5]). Wir haben schon früher erkannt, daß eine dynamische Naturanschauung im Gegensatz zur mechanischen ihm eignete, deren Konsequenzen hier deutlich hervortreten. Dieselbe Anschauung sträubte sich auch gegen die Erklärung der Phänomene aus bloß quantitativen, also meßbaren und zählbaren Verhältnisbestimmungen, demgemäß auch gegen eine atomistische Betrachtungsweise, welcher alles im letzten Grunde aus gleichartigen Bestandteilen zusammengesetzt erscheint. Der qualitativ verschiedene Charakter der Faktoren des Universums ist ihm unzweifelhaft, und alle Versuche der Mathematik, diesen auszudrücken, müssen trotz äußerster Anstrengung unzulänglich erscheinen [6]). — „Denn jedes Organ ist specifisch und für das Specifische“ [7]). Man würde jedoch völlig irren, wenn man Goethe nicht andererseits die

---

1) Farbenl. Hist. Teil p. 421. 2) Ibid. p. 298. 3) Nr. 865. 4) Nr. 795. 5) Zur Meteorologie p. 47. 6) Nr. 995. 7) Aphorism. 14. Jan. 1807.

Objektivität zusprechen wollte, den eigenartigen ideellen Wert der Mathematik erkannt zu haben. Soll sich die Physik von der Mathematik frei erhalten, so soll die Mathematik „sich dagegen unabhängig von allem Äußeren erklären, ihren eigenen großen Geistesgang gehen und sich selber reiner ausbilden als es geschehen kann, wenn sie wie bisher sich mit dem Vorhandenen abgiebt und diesem etwas abzugewinnen oder anzupassen trachtet“ [1]). Von der Geometrie insbesondere äußert er, sie sei „die vollkommenste Vorbereitung, ja Einleitung in die Philosophie“. „Wenn der Knabe zu begreifen anfängt, daß einem sichtbaren Punkte ein unsichtbarer vorhergehen müsse, daß der nächste Weg zwischen zwei Punkten schon als Linie gedacht werde, ehe sie mit dem Bleistift aufs Papier gezogen wird, — — so ist ihm die Quelle alles Denkens aufgeschlossen, Idee und Verwirklichung, potentia et actu ist ihm klar geworden, der Philosoph entdeckt ihm nichts Neues“ [2]). — — Und auch in der Anwendung auf gewisse einzelne Zweige der Erfahrung erkannte er den Wert der Mathematik an. Als ihre Sphäre bezeichnete er das „Räumliche“ [3]), und erklärte: „Wenn man die Mathematik verehren, ja lieben will, so muß man sie da betrachten, wo sie sich als Priesterin der Astronomie darstellt. Hier hat sie Gelegenheit, alle ihre Tugenden zu entwickeln; sie ist ganz eigentlich an ihrem Platze“ [4]).

IV.

Verlassen wir jedoch diese Wege weiterer Folgerung, um der Hauptsache getreu zu bleiben, um tiefer in das Wesen der Beobachtung, des einzigen Mittels strenger Forschung, einzudringen. Die Aufgabe derselben ist, wie wir schon früher gesehen,

---

1) Spr. Nr. 914. 2) Nr. 454. 455. 3) Aphorism. a. a. O. 4) Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen p. 25. (Offiz. Bericht von 1812.)

ſchließlich bis zur Auffindung und zum praktiſchen Nachweis des Urphänomens vorzudringen. Dieſer Aufgabe zu genügen, muß ſie ſelbſtredend nicht der Willkür überlaſſen bleiben, ſondern regelmäßig und zweckvoll geordnet werden. Dieſen Charakter nimmt ſie an in dem „Verſuch“ [1]). Eingehende Studien hat Goethe der Frage nach der zweckmäßigſten Geſtaltung des Verſuchs gewidmet, — Studien, welche unterſtützt wurden durch die eigene praktiſche Erfahrung, welche er vor allem in optiſchen und morphologiſchen Experimenten gewann. Schon im Jahre 1793 verfaßte er die Abhandlung: „Der Verſuch als Vermittler von Objekt und Subjekt“, welcher er durch ihre erſt 1823 erfolgte Veröffentlichung noch ein ſpätes Placet erteilte. Die Überſchrift dieſes Aufſatzes wird aufs Beſte durch einen Paſſus der Farbenlehre erläutert, wo es heißt: „Die Verſuche ſind Vermittler zwiſchen Natur und Begriff, zwiſchen Natur und Idee, zwiſchen Begriff und Idee. Die zerſtreute Erfahrung zieht uns allzuſehr nieder und iſt ſogar hinderlich auch nur zum Begriff zu gelangen. Jeder Verſuch aber iſt ſchon theoretiſierend, er entſpringt aus einem Begriff oder ſtellt ihn ſogleich auf. Viele einzelne Fälle werden unter ein einzig Phänomen ſubſumiert; die Erfahrung kommt ins Enge; man iſt imſtande, weiter vorwärts zu gehen“ [2]). Hier haben wir alſo ein, ſo zu ſagen, praktiſches Theoretiſieren, welches Goethe durchaus billigt. Welche Nachteile aber der Mangel ſolch zielbewußter Verſuche mit ſich bringe, zeichnet er ebenda, indem er die Naturforſchung des Altertums charakteriſiert: „Zerſtreute Fälle ſind aus der gemeinen Empirie aufgegriffen; — — nun tritt der Begriff ohne Vermittlung hinzu; — — das Begriffene wird wieder durch Begriffe verarbeitet, anſtatt daß man es nun deutlich auf ſich beruhen ließe, einzeln vermehrte, maſſenweiſe zuſammenſtellte und erwartete, ob eine Idee daraus entſpringen wolle, wenn ſie ſich nicht gleich von Anfang an dazu geſellte“.

1) Das Fremdwort Experiment gebraucht Goethe ſelten. 2) Farbenl. Hiſtor. Teil p. 82.

Unter den Fehlern, welche bei der Anstellung von Versuchen das Erreichen richtiger Ergebnisse hindern, pflegt Goethe das Aufstellen künstlicher Bedingungen, sowie die zu große Kompliziertheit der Apparate und Operationen zu rügen. Ein hauptsächliches Beispiel für diesen Fehler waren ihm die optischen Versuche Newtons [1]), deren Resultate von ihm so eifrig bekämpft wurden. Er redet von der „düstern empirisch-mechanisch-dogmatischen Marterkammer", aus welcher die Phänomene vor die „Jury des gemeinen Menschenverstandes" gebracht werden müßten [2]); von einer „Folter", auf der die Natur „verstumme" [3]). Und selbst von den bloßen Bewaffnungen der Sinne, welche deren Fähigkeiten nur steigern, äußert er sich paradox: „Mikroskope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn" [4]). „Das ist eben das größte Unheil der neueren Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will" [5]). Er war überzeugt, daß die Natur, die den Menschen als ihre höchste Schöpfung hervorgebracht, ihn auch mit den vollkommensten und geeignetsten Organen ausgestattet habe, um seine Geschwister rings umher zu erkennen und zu würdigen; die menschlichen Sinne erschienen ihm als „der größte und genaueste physikalische Apparat" [6]). „Die Sinne selbst sind schon die eigentlichen Experimentierer, Prüfer und Bewahrer der Phänomene" [7]). Ja die Sinne sind der feinste Apparat, der überhaupt zu finden, die höchste unerreichbare Schöpfung der Natur. „Der Mensch steht so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers?" [8]). So empfahl er die bloße Beobachtung

1) Siehe z. B. Spr. Nr. 787; Gedichte III, 303; an Schultz 24. Nov. 17. 2) Nr. 786. 3) Nr. 965. 4) Nr. 37. Daher auch die leidenschaftliche Abneigung Goethes gegen die Brille als gegen etwas Unnatürliches. 5) Spr. Nr. 864. 6) Ebenda. 7) An Riemer 28. Juni 1809. 8) Spr. Nr. 866.

durch Auge und Ohr als die glücklichſte, und am Untrüglichſten zum Ziel führende. Was aber empfahl er in betreff der Richtung, die die Unterſuchung zu nehmen habe, um ſchließlich bis zum Urphänomen vorzudringen? Er warnte vor allem davor, den einzelnen Verſuch von vorn herein als Beweis der Hypotheſe zu unternehmen, da der einzelne Verſuch zu ſehr verſchiedenen Folgerungen benutzt werden und ſomit ſehr vieles durch einen einzelnen Verſuch ſcheinbar bewieſen werden könne. „Bei der Methode, wo wir irgend etwas, das wir behaupten, durch iſolierte Verſuche gleichſam als durch Argumente beweiſen wollen, wird das Urteil öfters nur erſchlichen“. In Verfolg dieſer Anſchauung riet er überhaupt davon ab, einen einzelnen Verſuch als etwas Iſoliertes zu unternehmen und zu betrachten, und verlangte ſtatt deſſen „die Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Verſuches“, verlangte „nicht abzulaſſen, alle Seiten und Modifikationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Verſuches nach aller Möglichkeit durchzuforſchen und durchzuarbeiten“[1]). Verſuchsreihen alſo, nach einem konſequenten Plane werden gefordert. „Die iſoliert ſcheinenden Phänomene“ ſind „in methodiſcher Folge darzuſtellen“[2]). Hierbei iſt nun zu erſtreben, „das komplizierte Phänomen auf ſeine erſten Elemente zurückzubringen“[3]); d. h. es unter möglichſt einfachen Bedingungen darzuſtellen; gelingt es unter der Maſſe der Verſuche ſchließlich in einem die denkbar einfachſten Bedingungen vorauszuſetzen und hierdurch ein Ergebnis zu erzielen, welches für eine unendliche Menge komplizierter Einzelfälle typiſch iſt, in ihnen allen, nur verdeckt, wiederkehrt, ſo iſt dies der „Urverſuch“[4]), welcher dem „Urphänomen“ entſpricht und es reproduziert. Hiermit iſt die weſentliche Aufgabe gelöſt: „Alles kommt in der Wiſſenſchaft auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden deſſen, was eigent-

1) Dieſe Ausführungen finden ſich in dem im Text erwähnten Aufſatz über den Verſuch; ſ. auch zur Naturwiſſenſch. im Allg. p. 94. 2) An Grüner 15. März 32. 3) An Boiſſerée 25. Febr. 32. 4) Spr. Nr. 954.

lich den Erscheinungen zum Grunde liegt. Und ein solches Gewahrwerden ist bis ins Unendliche fruchtbar“[1]). Denn nun beginnt die in dem einen typischen Fall gewonnene Erkenntnis für andere, abgeleitete, kompliziertere verwertet zu werden; an den Urversuch reihen sich sekundäre, tertiäre Versuche, zwar nicht von gleichem Werte, wie jene, auf die feste und sichere Resultate gebaut werden[2]), aber geeignet, in den Reichtum der uns umgebenden Erscheinungen verständnisvoll einzudringen und sie zu erläutern.

Ist aber eine Reihe von Urversuchen gelungen, von Urphänomenen erkannt worden, eine Reihe „Erfahrungen der höheren Art“ zusammengebracht, so ist damit nun auch die Grundlage zur systematischen Erkenntnis, zur philosophischen Erfassung der Einheit, die Existenzbedingung für die Idee gegeben, welche nunmehr in ihre Rechte tritt[3]).

V.

Aus der Erfahrung unmittelbar hat sie hervorzugehen; „Begriff ist Summe, Idee Resultat der Erfahrung“[4]). „Viele Phänomene zusammen überschaut, methodisch geordnet, geben zuletzt etwas, was für Theorie gelten könnte“[5]). „Jedes Ansehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisieren“[6]). Aber ebendies hat mit der beständigen sorgsamsten Rücksicht auf den Tatbestand des Erfahrenen zu geschehen: „Es giebt eine zarte Empirie, die sich

---

1) Farbenl. Histor. Teil p. 160. Auch hier findet sich der schon einmal zitierte Satz, daß Ein Fall Tausende wert ist. 2) Spr. Nr. 953. 954. 3) S. auch hierüber den erwähnten Aufsatz. 4) Spr. Nr. 1016. 5) Nr. 810. 6) Farbenl. Did. Teil, Vorwort p. 75.

mit dem Gegenstande innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird“ [1]). Paradox ausgedrückt liefert diese Anschauung den Satz, „daß alles Faktische schon Theorie ist“ [2]). Ein eigentümlicher vertrauensvoller Optimismus des empirischen Forschers spricht sich hierin aus, — ein Optimismus, der sich eben aus der tief innersten Überzeugung Goethes von der Gleichartigkeit des Erforschenden und Erforschten erklärt. Wie weit ist unter diesen Umständen die Kluft, welche ihn von den oft bekämpften Anschauungen seines ihn gerade durch den Gegensatz ergänzenden Freundes Schiller trennt, wenn dieser ausruft: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigentümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könne“ [3]).

Doch auch Goethe selbst fühlte sich in jenem Optimismus oft durch Schwanken und Bedenken beunruhigt [4]); es kommt ihm zum Bewußtsein, daß in der Praxis doch ein Konflikt zwischen Denkkraft und Anschaun unvermeidlich sei [5]), „daß eine jede Idee immer als ein fremder Gast in die Erscheinung tritt“ [6]) und er beruhigt sich nur kümmerlich mit der Antithese, „daß keine Idee der Erfahrung völlig kongruiere, aber — — daß Idee und Erfahrung analog sein können, ja müssen“ [7]). Es bedrückt ihn ferner die Unmöglichkeit, durch Formeln der Sprache das Geschaute und Verknüpfte in allgemeiner Fassung wiederzugeben: „Metaphysische Formeln haben eine große Breite und Tiefe; jedoch sie würdig auszufüllen wird ein reicher Gehalt erfordert; sonst bleiben sie hohl. Mathematische Formeln lassen sich in vielen Fällen sehr be-

---

1) Spr. Nr. 906. 2) Nr. 916. 3) Biograph. Einzelheiten p. 311; auch Zur Morphologie p. 93. 4) Die merkwürdigste pessimistische Äußerung, s. Zur Morphologie p. 133, wo Goethe fast mit Schiller übereinstimmt. 5) Zur Mineralogie p. 350. 6) An Ernst Meyer 26. Juni 29. Goethe-Jahrb. V, 165. 7) Zur Naturwissensch. im Allgem. in dem charakteristisch betitelten Aufsatze „Bedenken und Ergebung“.

quem und glücklich anwenden; aber — — wir fühlen bald ihre Unzulänglichkeit, weil wir selbst in Elementarfällen sehr früh ein Inkommensurables gewahr werden. Mechanische Formeln — — verwandeln das Lebendige in ein Totes; sie töten das innere Leben, um von außen ein unzulängliches heranzubringen. Korpuskularformen sind ihnen nahe verwandt; das Bewegliche wird starr durch sie, Vorstellung und Ausdruck ungeschlacht. Dagegen erscheinen die moralischen Formeln, welche freilich zartere Verhältnisse ausdrücken, als bloße Gleichnisse und verlieren sich wohl auch in Spiele des Witzes“ [1]).

Aber das schließliche Ergebnis dieses Schwankens war doch immer das „Wagen, die letzte Stufe zu steigen“ [2]); ähnlich wie der große Historiker der Jetztzeit über den Versuch, von der Feststellung der Einzeltatsache zur Universalgeschichte fortzuschreiten, äußert: den höchsten Anforderungen zu genügen, sei unmöglich, notwendig aber es zu versuchen. Es ermutigte ihn dabei der Ausspruch Kants, „Wir können uns einen Verstand denken, der, weil er nicht wie der unsrige diskursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch-Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen zum Besonderen geht, das ist, von dem Ganzen zu den Teilen“. „Wenn wir ja im Sittlichen“, äußerte er hierüber, „durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen, so dürft' es wohl im Intellektuellen derselbe Fall sein, daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig machten. Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen, war es mir sogar geglückt, eine naturgemäße Darstellung aufzubauen, so konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königs-

1) Farbenl. Didakt. Teil p. 280. 2) Ged. II, 230.

berge selbst nennt, mutig zu bestehen“ [1]). Diesem „mutigen Bestehen“ verdanken wir den weitaus wertvollsten Erfolg Goethescher Naturforschung, die Konstruktion seiner durchaus von der einheitlichsten Gesamtidee getragenen morphologischen Anschauungen.

1) Aus dem Aufsatz: Anschauende Urteilskraft Zur Naturwissensch. im Allgem. p. 97. Man hat hieraus auf eine unbedingte Übereinstimmung Goethe's mit Kant's Andeutungen über die Entwickelungsgeschichte schließen wollen Allein auch hier findet sich auf Goethe's Seite nur ein völlig eigenartiges „Analogon Kantischer Vorstellungsart“. (Vgl. ebenda p. 96.)

Zweites Kapitel.

Die Hauptrichtungen der Forschung.

I.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, der Naturforschung Goethes in die Einzelheiten ihrer verschiedenen Wirkungsgebiete zu folgen[1]); nur die Betätigung gewisser charakteristischer Grundzüge seiner Gesamtanschauung soll hier in den einzelnen Zweigen kurz nachgewiesen werden, und näher eingegangen auf die Morphologie, deren Behandlung durch Goethe in verschiedener Richtung für sein gesamtes Streben wertvoll geworden, und ja auch einen seiner vollgültigsten und bleibendsten Ruhmestitel begründet hat. Sie ist auch diejenige naturwissenschaftliche Disziplin, der er die dauerndste Tätigkeit gewidmet hat; mit der Schrift über den Zwischenknochen begann Goethe 1784 seine schriftstellerische Tätigkeit als Naturforscher, mit der Schrift über den Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire schloß er 1832 ab; zwischen diesen liegen seine sonstigen Studien eingeschaltet. Widmen wir zunächst diesen eine kurze Betrachtung, so sind die optischen Untersuchungen, die schließ-

1) Es ist dies in letzter Zeit von Fachmännern vielfach geschehen. Ich erinnere nur an Helmholtz' Vorträge und an Kalischers Einleitungen zu den betreffenden Bänden der Hempelschen Goethe-Ausgabe. Am nächsten dürfte meiner Auffassungsweise die von Rudolf Steiner kommen, welche im 114. Bande von Kürschners Sammelwerk „Deutsche Nationallitteratur" niedergelegt ist.

lich in dem großen dreiteiligen Werke der Farbenlehre niedergelegt wurden, aus praktisch-ästhetischen Gründen entstanden. „Malerische Farbengebung war zu gleicher Zeit (1790) mein Augenmerk, und als ich auf die ersten physischen Elemente dieser Lehre zurückging, entdeckte ich zu meinem großen Erstaunen, die Newtonsche Hypothese sei falsch“[1]). Es ist bekannt, daß Goethes Anschauung, die Farben seien nicht durch Zerlegung des Lichtes zu gewinnen, sondern seien Übergangsstufen zwischen Licht und Dunkel, — von keiner Seite Zustimmung gefunden hat, ebenso daß er durch diese Zurückweisung zu den leidenschaftlichsten Angriffen auf das Cliquenwesen und den Unfehlbarkeitsdünkel der Gelehrtenwelt getrieben worden ist, daß er schließlich in Newton einen Verderber und Unheilbringer für die Wissenschaft sah. Der Grund dieser Erregung war aber schließlich doch nicht persönliches Gekränktsein oder Empfindlichkeit, sondern ein Gefühl der Empörung über einen angeblichen Fehler in der Forschung Newtons, welcher seinen tiefsten und innersten Grundsätzen zuwiderlief. Er meinte, die in der „dunklen Kammer“ mit dem Prisma angestellten Versuche Newtons brächten die Natur auf jene Folterbank, die er so sehr verabscheute, gingen nicht darauf aus, sie in ihrem wahren Wesen zu verstehen, sondern unter künstlichen, unnatürlichen Bedingungen verzerrte, erkünstelte Bilder von ihr zu erhalten. Er übersah dabei jedoch, daß jene komplizierten Bedingungen des Versuches durchaus nicht das Phänomen selbst komplizieren, sondern im Gegenteil nur darauf ausgehen, alle fremden Nebenbeziehungen von ihm fern zu halten, es zu isolieren, also um so reiner darzustellen, und so gerade jene Forderungen beständiger Vereinfachung der Phänomene bis zur Erreichung des Urphänomens[2]), welche Goethe selbst aufstellt, zu erfüllen.

1) Annalen p. 9. 2) Goethe sah freilich das Urphänomen schon in dem ungeteilten Lichte, nicht in den einzelnen Farben, aus denen es sich zusammensetzt.

Eine bedeutend geringere Rolle in seiner Tätigkeit spielte die Beschäftigung mit der Meteorologie, welche er erst im Greisenalter zu betreiben begann. Auch sie nahm ihren Ausgang von der unmittelbaren Betrachtung des durch keine Hilfsmittel verstärkten Auges, welches durch die wechselnden Wolkengestalten aufmerksam gemacht und angezogen wurde. Es war die Bestimmung und Einteilung durch die Terminologie Howards „Formung des Formlosen", „gesetzlicher Gestaltenwechsel des Unbegrenzten"[1]), also ein Zusammentreffen gewonnener wissenschaftlicher und ästhetischer Einsicht durch Aufstellung bestimmter Typen, das ihm erwünschte Befriedigung gab und zur weiteren Tätigkeit auf diesem Felde anspornte. Wenn er nun im Verlaufe dieser Tätigkeit darauf drang, die Witterungserscheinungen nicht „kosmisch, noch planetarisch", sondern „rein tellurisch" zu erklären[2]), und selbst sie „einer veränderlichen, pulsierenden Schwerkraft der Erde" zuschrieb, so können wir auch hier das Bestreben wiedererkennen, nicht fernliegende, sondern überall nur die nächsten einfachsten Ursachen zur Erklärung herbeizuziehen.

Eine ungleich angestrengtere, konsequentere Arbeit wandte er aber auf mineralogische Forschungen, die ihn besonders auf seinen Reisen oft völlig einnahmen. Bekannt ist seine Klage, als er in den letzten Lebensjahren seine sommerlichen Reisen hatte aufgeben müssen, — daß er nichts so empfindlich hierbei vermisse als „für mineralogische und geognostische Studien aller Nahrung zu entbehren"[3]).

Auch bei diesen Studien wirkte ein ästhetisches Interesse, welches darauf ausging, das Gesetz der Form zu finden, entschieden mit. Die Kryſtallographie interessierte ihn in dieser Weise; andererseits erblickte er in ihr doch nur ein vergleichsweise niederes Gebiet der Wissenschaft, weil sie bloß mathematisch-mechanisch arbeite, da sie in sich selbst abgeschlossen sei, und nicht für eine umfassende

---

1) Zur Meteorologie p. 26. 2) Ebenda p. 89. 3) An H. Meyer 25. Juli 28.

Erkenntnis des Ganzen typiſch verwertet werden könne[1]). Sein Hauptintereſſe war dagegen auf die Geſtaltung der Erdoberfläche im Großen und auf die Veränderungen gerichtet, welche ſie erleidet. Auch hier liebte er es von dem Nächſten auszugehen, und nur Veränderungen ins Auge zu faſſen, wie ſie auch in der Gegenwart noch ſich vollziehen. Eine „Geſchichte der Erde“ zu liefern lag ihm gänzlich fern; wenn er ſogar, wie wir wiſſen, es nicht für möglich hielt, zuverläſſige Einſicht in die fernere Vergangenheit des Menſchengeſchlechts zu gewinnen, wieviel weniger noch in die Zuſtände und Umwälzungen innerhalb von Zeiträumen, die jenſeit jeder menſchlichen Kunde liegen. „Wie wir Menſchen in allem Praktiſchen auf ein gewiſſes Mittlere gewieſen ſind, ſo iſt es auch im Erkennen. Die Mitte, von da aus gerechnet, wo wir ſtehen, erlaubt wohl auf- und abwärts mit Blick und Handeln uns zu bewegen, nur Anfang und Ende erreichen wir nie, weder mit Gedanken noch Tun; daher es rätlich iſt, ſich zeitig davon loszuſagen. Ebendies gilt von der Geognoſie; das mittlere Wirken der Welt-Geneſe ſehen wir leidlich klar und vertragen uns ziemlich darüber; Anfang und Ende dagegen, jener in den Granit, dieſes in den Baſalt geſetzt, werden uns ewig problematiſch bleiben“[2]). So konnte er die verſchiedenen Theorieen über die Bildung der Erdoberfläche in den „Wanderjahren“ mit heiterer Ironie als im Streit unter ſich begriffen darſtellen, und ſein Urteil den ſkeptiſchen Zuhörer mit den Worten ausſprechen laſſen: „Ich weiß ſoviel wie ſie und möchte darüber gar nicht denken“[3]).

Handelt es ſich alſo nur um die Erklärung der Veränderungen und Umbildungen, nicht um eine Theorie der Entſtehung, ſo bleibt Goethe auch in jener Erklärung dem Grundgeſetz ſeines Forſchens getreu, von dem unmittelbar zu beobachtenden auszugehen, aus der

---

1) Spr. Nr. 821—23. 879. 80. Zur Mineralogie p. 329. 2) Zur Mineralogie p. 426. 3) Wanderjahre p. 263. 64.

Summe der Beobachtungen eine allgemeine Erklärung abzuleiten, nicht aber fernliegende, hypothetiſche Urſachen herbeizuziehen. Es war beſonders der Vulkanismus, die Lehre von dem plötzlichen eruptiven Hervorſteigen der Gebirgsmaſſen aus dem Erdinnern, der ihm, beſonders in der extremen Geſtalt, welche er damals durch Humboldt und Buch erhalten hatte, verhaßt war. Zwar ſuchte er bis zuletzt ſich immer wieder unparteiiſch in ihn zu verſenken und ihm etwas abzugewinnen[1]); und mit ſtürmiſcherer Sicherheit läßt ſich jene Theorie gar nicht ausſprechen, als er es in der gewaltigen Rede des „Seismos“ in der „Claſſiſchen Walpurgisnacht“ getan hat:

„Wie ſtänden Eure Berge droben in prächtig reinem Ätherblau,
Hätt' ich ſie nicht hervorgeſchoben zu maleriſch entzückter Schau?“

Allein dieſer unparteiiſchen poetiſchen Begeiſterung ſteht eine vollbewußte und begründete, ja gewaltſame wiſſenſchaftliche Ablehnung gegenüber. Es war das Sprunghafte, Unorganiſche einer derartigen Erklärungsweiſe, es war die Unmöglichkeit eine ſinnliche Anſchauung von dem plötzlichen Hervorgehen eines ausgedehnten Gebirgsſyſtems gewinnen zu können, was ihn dieſe Anſchauung als ein Attentat zügelloſer Hypotheſendichtung gegen die ehrwürdige Ruhe und Majeſtät der Natur empfinden ließ.

„So wäre denn die liebe Welt Geognoſtiſch auch auf den Kopf geſtellt“[2]).

„Daß ſich die Himalaja-Gebirge auf 25000 Fuß aus dem Boden gehoben und doch ſo ſtarr und ſtolz, als wäre nichts geſchehen, in den Himmel ragen, ſteht außer den Grenzen meines Kopfes, in den düſteren Regionen, wo die Transſubſtantiation hauſe“. Die Autorität Humboldts war für ihn gänzlich ohne Gewicht, da er ihn zwar als geiſtreichen anregenden Schriftſteller, aber bei weitem nicht

1) S. den Brief an Naumann 10. Juni 26 (Naturw. Briefw. II, 53) und an W. v. Humboldt 1. Dez. 31. 2) Ged. II, 393.

ebenſo als Forſcher ſchätzte. „Unſer Welteroberer“, ſchreibt er über ihn, „iſt vielleicht der größte Redekünſtler; . . . wer aber vom Metier iſt, ſieht ziemlich klar, wo das Schwache ſich am Starken hinanrankt“ [1]). „Dieſer Freund hat eigentlich nie höhere Methode gehabt; bloß viel geſunden Verſtand, viel Eifer und viel Beharrlichkeit“ [2]). Ausführlich hat er ſich über den Vulkanismus in den Aufſätzen: „Geologiſche Probleme“ und „Verſchiedene Bekenntniſſe“ geäußert. „Die Sache mag ſein wie ſie will“, heißt es hier, „ſo muß geſchrieben ſtehen, daß ich dieſe vermaledeite Polterkammer der neuen Weltſchöpfung verfluche! .... Was iſt die ganze Heberei der Gebirge zuletzt als ein mechaniſches Mittel, ohne dem Verſtand irgend eine Möglichkeit, der Einbildungskraft irgend eine Tunlichkeit zu verleihen? Es ſind bloß Worte, ſchlechte Worte, die weder Begriff noch Bild geben“ [3]). „Was ſieht denn hier alſo ein Mitglied der alten Schule? Übertragungen von einem Phänomen zum andern, ſprungweis angewendete Induktionen und Analogieen, Aſſertionen, die man auf Treu' und Glauben annehmen ſoll“ [4]).

Goethes eigene Anſchauung würde man nun freilich mißverſtehen, wenn man ſie demgegenüber etwa als eine rein „neptuniſtiſche“ auffaſſen wollte. Die Worte des Thales in der Claſſiſchen Walpurgisnacht: „Alles iſt aus dem Waſſer entſprungen ꝛc.“ ſind ebenſoſehr poetiſcher Empfindung, nicht wiſſenſchaftlicher Erwägung entſprungen wie jene des „Seismos“, die wir oben zitierten. Das Charakteriſtiſche der Goethiſchen Anſchauung liegt vielmehr darin, daß er überhaupt nicht eine einzelne durchgreifende, *mechaniſch* wirkende Urſache annehmen wollte, ſondern ſich ſoviel als möglich in jedem Falle zur *chemiſchen* Erklärung neigte, demnach langſam ſich vollziehende innere Prozeſſe, nicht gewaltſame, von außen her eindringende Veränderungen annahm [5]). Zudem teilte er die An-

1) An Zelter 5. Okt. 31. 2) Mit Müller 18. Sept. 23. 3) Zur Mineralogie p. 466. 4) Ibid. 469. 5) Zur Mineralogie p. 328.

ſicht von einem feuerflüſſigen Zuſtande der Erdmaſſe nicht, welche die Vorausſetzung jener eruptiven Erſcheinungen bildet [1]). Wo eine äußere gewaltſam eintretende Urſache angenommen werden mußte, ſo vor allem bei erratiſchen Granitblöcken, da neigte er ſich zum Herbeiziehen der Kraft des Eiſes und zog ſogar die Konſequenz eine einſtmalige allgemein herrſchende „Eiszeit“ zu behaupten: „eine Epoche großer Kälte, etwa zur Zeit als die Waſſer das Kontinent noch bis auf Tauſend Fuß Höhe bedeckten“ [2]). Um ſeine Geſamtanſchauung zu kennzeichnen, ſtehe hier das folgende umfaſſende und entſcheidende „Bekenntnis“: „Wiederholt viele Jahre ſchaut' ich mir die Felſen des Harzes, des Thüringer Waldes, Fichtelgebirges, Böhmens, der Schweiz und Savoyens an, eh' ich auszuſprechen wagte: unſer Ur- oder Grundgebirg habe ſich aus der erſten großen chaotiſchen Infuſion kryſtalliniſch gebildet.... Ebenſo betrachtete ich ferner das Übergangsgebirg und konnte durchaus das Beſtreben ſelbſt der größten Maſſen zu gewiſſen Geſtaltungen nicht mehr zweifelhaft finden. .... Nach dieſem Lebens- und Unterſuchungsgange, wo nur Beſtändiges zu meinem Anſchauen gekommen, ... kann ich denn meine Sinnesweiſe nicht ändern zu Lieb' einer Lehre, die von einer entgegengeſetzten Anſchauung ausgeht, wo von gar nichts Feſtem und Regelmäßigem mehr die Rede iſt, ſondern von zufälligen, unzuſammenhängenden Ereigniſſen. Nach meinem Anſchauen baute ſich die Erde aus ſich ſelbſt aus; hier erſcheint ſie überall geborſten und dieſe Klüfte aus unbekannten Tiefen von unten herauf ausgefüllt“ [3]).

---

1) Ibid. 334; vgl. auch die ſatiriſche Behandlung jener Anſicht im zweiten Teile des Fauſt. 2) Ibid. 464. 3) Ibid. 469.

II.

„Die Erde baute sich aus sich selbst aus", diesem Ausspruche dürfen wir aber eine weit umfassendere Bedeutung beilegen, als sie hier zunächst ins Auge fällt. Der Begriff der stetige Entwickelung aus gegebenen einfachen Formen zu den mannigfaltigen, die uns gegenwärtig umgeben, leitete Goethe vor allem auch in der Betrachtung der organischen Natur, und führte ihn zur Begründung der Morphologie, welche den in Bezug auf die Resultate wichtigsten Zweig seiner Naturbetrachtung bildet und zugleich als am meisten charakteristisch für die Gesamterscheinung des Dichters gewertet werden muß. Das Ganze der Pflanzen- wie der Tierwelt aus dem gesetzmäßigen, aber doch mannigfaltigen Wirken ebenso naturnotwendiger als ästhetisch begründeter Bildungsgesetze begreifen zu lernen, war ihm eine Aufgabe von unerschöpflichem Reiz. Scharf trennte er die organische Welt von der anorganischen: „In der mineralogischen Welt ist das Einfachste das Herrlichste, und in der organischen ist es das komplizierteste. Man sieht also, daß beide Welten ganz verschiedene Tendenzen haben, und daß von der einen zur andern keineswegs ein stufenartiges Fortschreiten stattfindet"[1]). Auf die organische Welt vor allem beziehen sich jene begeisterten Dithyramben, in denen er so oft das unergründliche Leben, das unerschöpfliche Schaffen der Natur gefeiert. Nicht müde wird er die Anschauung zu bekämpfen, als sei die Natur etwas unbeweglich abgeschlossenes, ihre Formen etwas unveränderlich fertiges Totes. „Die Überzeugung", schreibt er, „daß alles fertig und vorhanden sein müsse, wenn man ihm die gehörige Aufmerksamkeit schenken solle, hatte das Jahrhundert ganz umnebelt"[2]); er beklagt, daß uns „der Begriff vom Entstehen ganz und gar versagt sei", deshalb das „System der Einschachtelung uns begreiflich" vorkomme, und wir deshalb uns nicht scheuten, auch in organischen Fällen diesen

1) Eckerm. II, 195. 2) Naturwissensch. Einzelheiten 217.

„atomiſtiſchen Begriff“ anzuwenden [1]). Dem gegenüber nun ſeine eigene Anſchauung von der „Grundeigenſchaft der lebendigen Einheit: ſich zu trennen, ſich zu vereinen, ſich ins Allgemeine zu ergehen, im Beſonderen zu verharren, ſich zu verwandeln, ſich zu ſpezifizieren, und wie das Lebendige unter tauſend Bedingungen ſich dartun mag, hervorzutreten und zu verſchwinden, zu ſolideszieren und zu ſchmelzen, zu erſtarren und zu fließen, ſich auszudehnen und ſich zuſammenzuziehen“ [2]).

„Und es iſt das ewig Eine, Das ſich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine. Alles nach der eignen Art.
Immer wechſelnd, feſt ſich haltend, Nah und fern, und fern und nah;
So, geſtaltend, umgeſtaltend — Zum Erſtaunen bin ich da“ [3]).

Welche Aufgabe er aber dieſem unendlich reichen Leben gegenüber dem Forſcher zuwies, ſprach er in einer ſeiner letzten Unterhaltungen aus: „Die Natur ſpielt immerfort mit der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erſcheinungen; aber es kommt darauf an, ſich dadurch nicht irren zu laſſen, die allgemeine ſtetige Regel zu abſtrahieren, nach der ſie handelt“ [4]). Und überzeugt war er, daß ein ſolches Verfahren nicht fruchtlos ſei; denn jedes Individuum ſei Repräſentant einer ganzen Gattung; die Natur ſchaffe nichts Einzelnes oder Einziges [5]). Vorzüglich intereſſierte ihn nun, ſchon ſeit der Zeit, da er in der Schule der Antike den Blick für die plaſtiſche Kunſt und damit überhaupt das Intereſſe für die Bildung der Form gewonnen, die Verſchiedenheit und Geſetzmäßigkeit der Geſtalt aller organiſchen Gebilde. Dieſe Neigung führte ihn zur Entwickelung der Lehre von der Metamorphoſe der Pflanzen wie der Tiere, die ihn ſeit ſeiner italieniſchen Reiſe erfaßt hatte, mit ſteigendem Alter ihn aber immer einflußreicher und bedeutender beherrſchte. „Der Deutſche“, ſchreibt er, „hat für den Complex des Daſeins

1) Spr. Nr. 882. 83. 2) Spr. Nr. 912. 3) Ged. II, 227; vgl. auch An Zelter 13. Aug. 31. 4) Unterhaltung mit Müller 26. Febr. 32. 5) Aphorismen p. 305.

eines wirklichen Wesens das Wort Gestalt. Er abstrahiert bei diesem Ausdruck von dem Beweglichen; er nimmt an, daß ein Zusammengehöriges festgestellt, abgeschlossen und in seinem Charakter fixiert sei. Betrachten wir aber alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles in einer steten Bewegung schwanke“[1]). Diesem Wechsel der Erscheinung gegenüber wird sodann, um das Gesetz, das ihm zu Grunde liegt, zu erkennen, die Feststellung eines „Typus“ vorgeschlagen, d. h. „eines allgemeinen Bildes, worin die Gestalten sämtlicher Tiere der Möglichkeit nach enthalten wären, und wonach man jedes Tier in einer gewissen Ordnung beschriebe. ... Schon aus der allgemeinen Idee eines Typus folgt, daß kein einzelnes Tier als ein solcher Vergleichungskanon aufgestellt werden könne; kein Einzelnes kann Muster des Ganzen sein“[2]). „Kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zu Grunde liegt, entsprechend“[3]). „Daß nun das, was der Idee nach gleich ist, in der Erfahrung entweder als gleich oder als ähnlich, ja sogar als völlig ungleich und unähnlich erscheinen kann, darin besteht eigentlich das bewegliche Leben der Natur“[4]). Der Typus ist „ein Gesetz, von dem in der Erscheinung nur Ausnahmen aufzuweisen sind; eben dies geheime und unbezwingliche Vorbild, in welchem sich alles Leben bewegen muß, während es die abgeschlossene Grenze immerfort zu durchbrechen strebt“[5]). Wir sehen also, der „Typus“ ist eine Abstraktion, „ein Urbild, wo nicht den Sinnen, doch dem Geiste darzustellen“[6]), wie wir etwa auch aus den verschiedenen Darstellungen einer Persönlichkeit durch die bildende Kunst einen Typus derselben, z. B. des

1) Zur Morphologie p. 7. 2) Zur Morphologie p. 191. Wenn Goethe hier auch speziell von der vergleichenden Anatomie handelt, so treffen ganz dieselben Erwägungen doch auch für seine botanischen Betrachtungen zu. 3) Unterhaltung mit Müller Mai 30 p. 141. 4) Zur Morphologie p. 9. 5) An Johannes Müller 24. Nov. 29. Goethe-Jahrb. IV, 410. 6) Zur Morphologie p. 263.

Zeus, des Apollo uns zu konstruieren pflegen; und wenn Goethe von den Veränderungen und Umgestaltungen redet, die der Typus in der realen Welt erleidet, so ist dies dieselbe bildliche Ausdrucksweise, deren wir uns bedienen, wenn wir etwa sagen, daß die Typen der Götterdarstellungen in den späteren Epochen Griechenlands gegenüber denen der älteren Zeit sich verändert haben [1]). Die Abwandlung des Typus vollzieht sich nach Goethe in allen organischen Wesen, und zwar vermittelst des selbständigen entwickelungsfähigen Lebens, das allen einzelnen Teilen desselben eigen ist. „Spannung" nennt er den „indifferent scheinenden Zustand eines energischen Wesens, in völliger Bereitschaft sich zu manifestieren, zu differenzieren, zu polarisieren" [2]); und über die Art und Weise dieses Vorganges schreibt er: „Jedes Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen selbständigen Wesen, [3]) die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können. Diese

1) Kalischer, welcher der Ansicht ist, Goethes naturwissenschaftliche Bedeutung könne nicht besser dargelegt werden, als durch den Nachweis, „daß er schon die fundamentalen Gedanken ausgesprochen hat, auf denen Darwins System sich aufbaut" (p. LXIII), wird durch diesen „Nachweis" dazu geführt, eine „Doppelsinnigkeit des Typus (Idealbild und reale Stammform) konstatieren zu müssen", die „zu bedauern ist, doch sich entschuldigen läßt" (p. LXVII). Allein Bedauern wie Entschuldigung sind überflüssig. Denn wir finden bei Goethe völlig klare Definitionen des Typus, wie sie oben angeführt worden sind, die durchaus keine Doppelsinnigkeit enthalten und nach denen wir die sonstigen Sätze, in denen der Begriff „Typus" als ein bekannter vorausgesetzt wird, zu verstehen haben. Wenn nun Goethe sagt, daß der „Typus" unter äußeren Einwirkungen aufschwelle und zusammenschrumpfe, so ist dies allerdings eine metaphorische Ausdrucksweise, insofern als „Typus" anstatt „Erscheinungsform des Typus" gesetzt wird, — allein eine gerade bei Goethes Denkweise sehr erklärliche Metapher; denn da wir das Urbild, (eben den Typus) einzig und allein in seinen Manifestationen wahrnehmen können, so wird die Bezeichnung für jenes sehr leicht auf diese letzteren übertragen. 2) Spr. Nr. 984. 3) Hier mag Leibniz Erklärung der Organismen als Monadenkomplexe eingewirkt haben.

Weſen ſind teils urſprünglich ſchon verbunden, teils finden ſie und vereinigen ſie ſich. Sie entzweien ſich und ſuchen ſich wieder und bewirken ſo eine unendliche Produktion auf alle Weiſe und nach allen Seiten“ [1]). Auch in dieſem reichen Formenwechſel bildet die Natur ſo lange normal, als ſie „unzähligen Einzelheiten die Regel giebt, ſie beſtimmt und bedingt; abnorm aber ſind die Erſcheinungen, wenn die Einzelheiten obſiegen und auf eine willkürliche, ja zufällig ſcheinende Weiſe ſich hervortun“ [2]). Indeſſen warnt Goethe davor, zu leicht Abnormitäten finden zu wollen; da die Freiheit der Natur hier eine große ſei, und die Grenze zwiſchen Normalem und Abnormem ſchwanke [3]). Neben dieſer frei ſchaffenden und doch geſetzmäßig geregelten Naturkraft nahm indes Goethe auch eine Mitwirkung äußerer Bedingungen bei jenen Modifikationen des Typus an, die aber doch wiederum in gewiſſe Grenzen eingeſchloſſen blieb: „Das Lebendige“, ſchreibt er, „hat die Gabe, ſich nach den vielfältigen Bedingungen äußerer Einflüſſe zu bequemen und doch eine gewiſſe errungene, entſchiedene Selbſtändigkeit nicht aufzugeben“ [4]).

III.

Auf Grund dieſer Anſchauungen entwickelte er nun gleicherweiſe ſeine Lehren von der Metamorphoſe der Pflanzen wie der Tiere. Die Schrift, in der er die erſtere ausſprach, erſchien bekanntlich ſchon im Jahre 1790. Er hat ſelbſt ſpäter öfter ſich darüber geäußert, wie er zu dieſer Betrachtungsweiſe gelangt war, wie ſeiner leidenſchaftlichen Empfindung für „die lebendige Natur, da Gott den Menſchen ſchuf hinein“ das künſtlich klaſſifizierende Syſtem Linnés, auf das er ſich zunächſt hingewieſen fand, unbefriedigend, ja abſtoßend erſchien.

1) Zur Morphologie p. 8. 2) Zur Morphol. p. 103. 3) Ibid.; vgl. auch An Riemer 18. Mai 10. 4) Spr. Nr. 982; ſ. auch Zur Morphologie p. 197 über die Wirkung von Feuchtigkeit, Wärme ꝛc.

„Viele Namen höreſt Du an und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr".

„Unlösbar", ſchreibt er, „ſchien mir die Aufgabe, Genera mit Sicherheit zu bezeichnen, ihnen die Spezies unterzuordnen . . . . . Man denke mich als einen geborenen Dichter, der ſeine Worte, ſeine Ausdrücke unmittelbar an den jedesmaligen Gegenſtänden zu bilden trachtet, um ihnen einigermaßen genugzutun. Ein Solcher ſollte nun eine fertige Terminologie in's Gedächtniß aufnehmen, damit er, wenn ihm irgend eine Geſtalt vorkäme, eine geſchickte Auswahl treffend . . . . ſie zu ordnen wiſſe. Dergleichen Behandlung erſchien mir immer als eine Art von Moſaik, wo man einen fertigen Stift neben den anderen ſetzt, um aus tauſend Einzelheiten endlich den Schein eines Bildes hervorzubringen, und ſo war mir die Forderung in dieſem Sinne gewiſſermaßen widerlich" [1]).

„Alle Geſtalten ſind ähnlich und keine gleichet der andern,
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz" [2]).

In ihm entwickelte ſich dem gegenüber die Anſchauung von der Einheit der geſamten Pflanzenwelt, von der Bildung der einzelnen Individuen nach Maßgabe einer zu Grunde liegenden Urform, dem Typus, oder der „Urpflanze", wie er ſich damals ausdrückte. Dieſe überſinnliche Schöpfung ſuchte er ſich in ſinnlicher Form deutlich zu machen [3]) wie er ja auch Schiller eine ſolche „ſymboliſche Pflanze" mit einigen Federſtrichen darſtellte [4]). Dieſe war nun ausgeſtattet mit urſprünglich identiſchen Teilen [5]) von ſo entwickelungsfähigem Leben wie wir es den Dichter oben ſchon ſchildern hörten, und ihre Differenzierung

---

1) Zur Morph. p. 68. 69. 2) Ged. II, 228. 3) Zur Morph. p. 71. 4) Ibid. p. 93. Wenn übrigens Goethe in der erſten Freude über die neugewonnene Erkenntnis ſich in Italien mit der Hoffnung ſchmeichelte, eine ſeiner Konſtruktion entſprechende Pflanze wirklich in der Natur aufzufinden, ſo hat er doch niemals die Anſchauung ausgeſprochen, daß die Maſſe der Pflanzen wirklich aus jener „Urpflanze" herausgebildet, ſondern immer nur die, daß ſie nach jener gebildet ſei. 5) Ibid. p. 71. „Urſprüngliche Identität aller Pflanzenteile".

iſt es, welche die mannigfachen Geſtalten hervorbringt. Der Nachweis dieſer Lehre in Bezug auf die Entwickelung der einzelnen Pflanze bis zu ihrer Vollreife iſt der eigentliche Inhalt der „Metamorphoſe der Pflanzen". „Es war mir aufgegangen, berichtet er ſpäter, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzuſprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der ſich in allen Geſtaltungen verſtecken und offenbaren könne"[1]. „Es mag nun die Pflanze ſproſſen, blühen oder Früchte bringen, ſo ſind es doch nur immer dieſelbigen Organe, welche in vielfältigen Beſtimmungen und unter oft veränderten Geſtalten die Vorſchrift der Natur erfüllen. Dasſelbe Organ, welches am Stengel als Blatt ſich ausgedehnt und eine höchſt mannigfaltige Geſtalt angenommen hat, zieht ſich nun im Kelche zuſammen, dehnt ſich im Blumenblatte wieder aus, zieht ſich in den Geſchlechtswerkzeugen zuſammen, um ſich als Frucht zum letzten Mal auszudehnen"[2]. Zu ganz entſprechenden Anſchauungen gelangte er nun bald auch in Bezug auf die Tierwelt. Er unterſuchte hauptſächlich das Knochengerüſt und ſuchte aus dieſem den einheitlichen Typus in ſeinem „Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie" ꝛc. feſtzuſtellen (1795)[3], wie es ihm ſchon früher beſondere Genugtuung gewährt hatte, den Zwiſchenknochen der oberen Kinnlade, der bisher nur aus tieriſchen Skeletten bekannt, auch bei dem Menſchen als vorhanden nachzuweiſen. Dieſen Typus, als deſſen weſentlichſte Beſtandteile er die Wirbelknochen auffaßte, ließ er dieſelben Wandlungen erfahren, wie jene Urpflanze, durch inneren Entwickelungstrieb wie durch äußere Einflüſſe; ein Hauptfaktor ſeiner Lehre war die Entſtehung des Schädelgerüſtes aus Umbildung von ſechs Wirbelknochen. Hierbei legte er beſonderes Gewicht auf ſeine Beobachtung einer gewiſſen Ökonomie der Natur, kraft deren „die ſtarken Ausgaben an ge-

1) Ital. Reiſe p. 373. 2) Zur Morph. p. 52. 3) Aus dieſer Schrift iſt die oben gegebene Begriffsbeſtimmung des Typus genommen.

wissen Teilen der Organisation gewisse Schwächen an anderen nach sich ziehen. Und auf dieser Lässigkeit, dieser Balancierung — beruht alle Verschiedenheit der Bildung“ [1]).

„Und daher ist den Löwen gehörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden, und böte sie alle Gewalt auf;
Denn sie hat nicht Masse genug, die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben“ [2]).

Je mannigfaltiger die Differenzierung der einzelnen Teile in einer Gattung sich gestaltet, desto vollkommener erscheint dieselbe und ihre Höhe erreicht diese ganze Entwickelung in der Organisation des Menschen, der nach jenem allgemeinen Typus geformt, nun wiederum einen speziellen Typus, nach dem die einzelnen Individuen gebildet werden, erscheinen läßt. Und hier zeigt sich der enge Zusammenhang dieser Anschauungen Goethe's mit seiner Kunsttheorie auf's Klarste, wenn er dem Bildhauer rät „das vollkommene, obschon gleichgiltige Ebenmaß der menschlichen Gestalt männlichen und weiblichen Geschlechts sich als einen würdigen Kanon anzueignen“, und darauf die Abwandlungen dieses „Typus“ „zu allem Bedeutenden, welches die menschliche Natur zu offenbaren fähig ist“, „zum Charakteristischen“ zu verfolgen [3]). Und andererseits erschien wiederum das ganze Schaffen der Natur, der „ewigen Mutter“, wie sie ein Gebilde nach dem anderen hervorgebracht als das eines Künstlers, der mit weiser Berechnung und ordnender Übersicht vom Leichteren zum Schwereren, von Einfachheit zu Reichtum aufsteigt, in jeder Tätigkeit aber schon die nächste vorausbedenkt und stets das Ganze bis zur Erreichung des gewollten Zieles sich vor Augen hält. „Die Natur kann zu Allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen. Sie macht keine Sprünge, Sie könnte zum Exempel kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Tiere vorauf-

1) Aphor. 2. Dez. 1806. 2) Ged. II, 231 (Metamorphose der Tiere). 3) Zur Kunst p. 382.

gingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heransteigt." „Die Natur, um zum Menschen zu gelangen, führt ein langes Präludium auf von Wesen und Gestalten, denen noch gar sehr viel zum Menschen fehlt. In jedem aber ist eine Tendenz zu einem Andern, was über ihm ist, ersichtlich" ... „Die Natur, so mannigfaltig sie erscheint, ist doch immer ein Eines, eine Einheit, und so muß, wenn sie sich teilweise manifestiert, alles übrige diesem zur Grundlage dienen"[1]).

So überschaute er nun das Ganze der organischen Welt mit ahnendem Blicke, überall das Leben erfassend und doch die Einheit des Gesetzes erkennend. Mit unendlicher Freude erfüllte ihn der Gewinn dieser Anschauung, und zu beständigem Fortstreben, um auch im Einzelnen überall sie bewährt und bekräftigt zu finden, fühlte er sich gespornt. „Wer an sich selbst erfuhr, was ein reichhaltiger Gedanke, sei er nun aus uns selbst entsprungen, sei er von andern mitgeteilt oder eingeimpft, zu sagen hat, muß gestehen welch' eine leidenschaftliche Bewegung in unserem Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles Dasjenige in Gesamtheit vorausahnen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen solle. Und so wird man mir zugeben, daß ich von einem solchen Gewahrwerden, wie von einer Leidenschaft eingenommen und getrieben, mich, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch damit beschäftigen mußte"[2]). „Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich süßen Zustand versetzt"[3]). Lange Zeit hindurch aber mußte der Dichter seine Freude mit sich allein genießen, in sich verbergen, da seine Bemühungen bei dem Charakter der zeitgenössischen Wissenschaft keine Anerkennung, ja nicht einmal Verständnis fanden. Jahrzehntelang so auf sich selbst angewiesen und dadurch der wissenschaftlichen Welt

1) Aphor. 1806. 07. p. 297. 311. 2) Zur Morph. p. 72. 3) Ital. Reise p. 374.

gegenüber in die Stimmung ironiſcher Reſignation gebracht, erfuhr er zuletzt gegen das Ende ſeines Lebens den großen Umſchwung, indem Männer wie Voigt, Decandolle, Geoffroy St. Hilaire, d'Alton, Carus ſich von der klaſſifizierenden, ſyſtematiſierenden Betrachtung der Organismen zu der Erkenntnis des ideellen Zuſammenhanges und der Veränderlichkeit der Scheidelinien erhoben. Als einen Triumph höchſter Art feierte Goethe in ſtolzeſter Freude jeden weiteren Fortſchritt ſolcher Anſchauungen. Wie insbeſondere der in der franzöſiſchen Akademie 1830 entbrannte Streit über St. Hilaire's „Principes de Philosophie Zoologique" ihn im Tiefſten erregt, wiſſen wir durch Soret's Bericht[1]): „Die von Geoffroy in Frankreich eingeführte ſynthetiſche Behandlungsweiſe der Natur iſt jetzt nicht mehr rückgängig zu machen .... Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforſchung der Geiſt herrſchen und über die Materie Herr ſein .... Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen tun, in die geheimnisvolle Werkſtatt Gottes". An Graf Sternberg hatte er ſchon zwei Jahre zuvor geſchrieben: daß er, nachdem er längſt geheime und gemeinſame Bildungsgeſetze der Natur geahnt, nunmehr erfahre und ſchaue, daß der unermeßliche Abgrund durchforſcht, die aus dem Einfachen in's Unendliche vermannigfaltigten Geſtalten in ihren Bezügen an's Tageslicht gehoben, und ein ſo großes und unglaubliches Geſchäft wirklich getan ſei[2]). „Ich gedenke, wie ich ſeit einem halben Jahrhundert ... aus der Finſternis in die Dämmerung, von da in die Hellung unverwandt fortgeſchritten bin, bis ich zuletzt erlebe, daß das reinſte Licht, jeder Erkenntnis und Einſicht förderlich mit Macht hervortritt, mich blendend belebt, und indem es meine folgerechten Wünſche erfüllt, mein ſehnſüchtiges Beſtreben vollkommen rechtfertigt"[3]).

---

1) Bei Eckermann III, 234. 2) An Sternberg 10. Juni 28. 3) Spr. Nr. 960; ſ. auch den ſchon zitierten Brief Goethe-Jahrb. IV, 410.

IV.

Indeſſen iſt nicht zu überſehen, daß dieſe den Dichter ſo freudig ergreifende Mitarbeiterſchaft zum Teil von ganz anderen Geſichtspunkten ausging und ganz anderen Zielen zuſtrebte als er. Ward er von äſthetiſcher Betrachtung des Gegenwärtigen zu ſeinen Schlußfolgerungen getrieben, ſo waren jene Naturforſcher von geologiſchen Unterſuchungen zu dem Beſtreben geführt, die prähiſtoriſchen Epochen der Erde und die organiſchen Geſtalten, welche ſie belebt, zu reconſtruieren, von ihnen aus dann den hiſtoriſch-realen Entwickelungsprozeß, der die Formen der Gegenwart hervorgebracht, aufzufinden. Goethe konnte ſelbſtredend nichts ferner liegen, als um dieſer tiefer verborgen liegenden Verſchiedenheit willen die ihm ſo wertvolle Bundesgenoſſenſchaft zu verleugnen; im Gegenteil ſah er ſich veranlaßt, auf die ihm fremden, nach ſeiner Anſchauung geradezu unberechtigten Fragen nach Erkenntnis der Urgeſchichte der Erde und Menſchheit, bis zu einem gewiſſen Grade auch ſelbſt einzugehen[1]). Seiner prinzipiell ablehnenden Stellung blieb er jedoch getreu, und getreu der Poſition, die vorhandene Welt als eine gegebene anzunehmen, mit deren Material die Metamorphoſe nun weiter zu ſchalten habe. So äußerte er 1815 gegen Boiſſerée: „Alles iſt Metamorphoſe im Leben, bei den Pflanzen und bei den Tieren, bis zum Menſchen und bei dieſem auch; .... es iſt wahrhaftig keine Kunſt, unſer Herrgott zu ſein; es gehört nur ein einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da iſt. Was vorher war, geht mich nichts an“[2]). Und zu Eckermann ſagte er 1828: „Als die Erde bis zu einem gewiſſen Punkte der Reife gediehen war, ... entſtanden die

1) Schon in viel früherer Zeit, in ſeiner erſten Weimarer Epoche war er durch Herders „Ideen“, alſo auch durch einen äußeren Anlaß, zu Gedanken über die „Uranfänge der Waſſer-Erde“ und der darauf von „Alters her ſich entwickelnden organiſchen Geſchöpfe“ getrieben worden, hatte dieſe aber in ſeinen naturwiſſ. Schriften nicht weiter verfolgt, ſondern gänzlich wieder verſchwinden laſſen. (Morph. p. 13.) 2) Boiſſ. I, 255.

Menſchen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuließ .... Anzunehmen, daß dies geſchehen, halte ich für vernünftig; allein darüber nachzuſinnen, wie es geſchehen, halte ich für ein unnützes Geſchäft, das wir denen überlaſſen wollen, die ſich gern mit unauflösbaren Problemen beſchäftigen“ [1]).

In Wirklichkeit konnte aber auch er nicht umhin, mit derartigen Fragen ſich zu beſchäftigen, die gerade jene Schriften der zeitgenöſſiſchen Wiſſenſchaft erfüllten, welche ihn am meiſten intereſſieren mußten. Und ſeine Äußerungen ſind zahlreich genug, um ein Urteil darüber zu ermöglichen, wie er zu jenen Problemen Stellung zu nehmen ſuchte. Der verſchwenderiſche Reichtum der Natur, ihre „grenzenloſe Produktivität“, wird von Goethe mit Vorliebe hervorgehoben. So kann ſie „nicht allem Entſtehenden Raum geben, viel weniger ihm Dauer verleihen“ [2]). Vielfache Reſte finden wir daher „von organiſchen Geſchöpfen, die ſich in lebendiger Fortpflanzung nicht verewigen konnten“ [3]). Und andererſeits „ſucht alles was entſteht, ſich Raum und will Dauer .... verdrängt ein Anderes vom Platz und verkürzt ſeine Dauer“ [4]). Ebenſo ſucht ſich aber auch Alles ungünſtigen Bedingungen der Lokalität, des Klimas gegenüber zu behaupten, ihnen ſich anzupaſſen, und es entſtehen dadurch Veränderungen der Formen, neue Formen, neue Gattungen; eine Gattung geht in die andere über. Goethe pflichtet den Anſchauungen D'Altons über „Die Faultiere und die Dickhäutigen“, über „die Nagetiere“ und die Differenzierung ihrer Formen nach Maßgabe der äußeren Einflüſſe bei, und entwirft ſelbſt ein phantaſievolles Bild, wie er ſelbſt ſagt von „poetiſchem Ausdruck, da Proſa nicht hinreichen möchte“, von der Umwandelung eines auf das Land verſchlagenen Walfiſches zum Rieſenfaultier [5]). Zugleich aber iſt er weit entfernt, dieſer Anpaſſungs- und Vererbungsfähigkeit eine

---

1) Eckerm. II, 15. 2) Spr. Nr. 980. 3) Morph. p. 110. 4) Spr. Nr. 981. 5) Zur Morphologie p. 275. 76. 305—7.

völlig unbegrenzte Ausdehnung zu geben. Im Gegenteil ſtatuiert er zwei verſchiedene Triebe in den organiſchen Gebilden, einen umſchaffenden und einen bewahrenden, welchem „keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann", „das zähe Beharrlichkeitsvermögen deſſen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen"[1]). Dieſe doppelte Anſchauung kehrt überall wieder; ſo redet er von den Pflanzen, wo durch äußere Einwirkung ſich „das Geſchlecht zur Art, die Art zur Varietät und dieſe wieder durch andere Bedingungen ins Unendliche ſich verändern könne"[2]), wo aber doch zugleich eine „eigenſinnige, generiſche und ſpezifiſche Hartnäckigkeit" vorhanden ſei, kraft deren „ſich die Pflanze abgeſchloſſen in ihrem Reich halte". So redet er bei den Tieren von der „ewigen Mobilität aller Formen in der Erſcheinung", und betont zugleich, „daß gewiſſe Geſtalten, wenn ſie einmal generiſiert, ſpezifiziert, individualiſiert ſind, ſich hartnäckig lange Zeit durch viele Generationen erhalten und ſich auch ſelbſt bei den größten Abweichungen immer im Hauptſinne gleich bleiben"[3]). Und ſo wagt er endlich auch ein Urteil über den Urſprung der organiſchen Gebilde überhaupt zu äußern, indem er ſchreibt: „Man darf daher eine urſprüngliche gleichzeitige Verſchiedenheit und eine unaufhaltſam fortſchreitende Umbildung mit Recht annehmen, um die ebenſo konſtanten als abweichenden Erſcheinungen begreifen zu können"[4]).

---

1) Vis centrifuga und centripeta. Zur Naturwiſſenſch. p. 102; 2) Zur Morphol. p. 71. Wir ſehen hier deutlich, daß Goethe nur eine Veränderung in gewiſſen Grenzen im Sinne hat, und daß der Ausdruck „ins Unendliche" nach dem ganzen Zuſammenhange (Geſchlecht, Art, Varietät) eine unendliche Vielheit feinſter Differenzierung, nicht aber eine unendliche Entfernung von dem Ausgangspunkt der Entwickelung bezeichnet. 3) Ebenda p. 275. Es geht aus dieſem wie anderen Beiſpielen deutlich hervor, daß jene „vis centripeta" nicht wie Kaliſcher (p. XCIV) will, die Vererbungsfähigkeit in dem Darwiniſtiſchen Sinne der Vererbung der durch Einflüſſe der Außenwelt hervorgerufenen Veränderungen, ſondern im Sinne der Erhaltung der urſprünglichen Form durch die Vererbung bezeichne. 4) Zur Morph. p. 307. Die Herbeiziehung der Ausſprüche des Proteus und Thales aus der „klaſſiſchen Walpurgisnacht" iſt ebenſo abzuweiſen, wie die ebenda zu findenden Lobpreiſungen des Vulkanismus und Neptunismus.

Wir ersehen hieraus, daß für den Gedanken einer Abstammung aller Erscheinungsformen aus einer einzigen realen Urform und einer Entwickelung der Differenzen durch beständige, gleichsam strahlenförmig auseinandergehende Umbildungen in Goethes Anschauungen kein Raum ist [1]), daß für ihn vielmehr die Veränderlichkeit der Gestalten ein Hin- und Widerfluten ist, die Äußerung des alle Formen und Gattungen unter sich verbindenden, frei pulsierenden Lebens.

---

1) Es geht aus dem Obigen genugsam hervor, in wie weit ich die vielverbreitete Ansicht, Goethe habe „darwinistisch" gedacht, begründet finden kann. Im Ganzen hat diese Frage mehr nur eine augenblickliche pikante Würze, als einen wesentlichen Wert; denn Goethe dürfte es wohl verdienen, durchaus nach seinem eigenen Maße gemessen und nicht bloß darauf hin geprüft zu werden, wie sich seine Aussagen zu den einzelnen darwinistischen Ausdrücken „Anpassung", „Vererbung" ꝛc. verhalten. Sehr richtig sagt Steiner (p. LXXII): „Die Goethesche Auffassung unterscheidet sich von der materialistischen (besser hieße es „mechanischen") durch die Fragestellungen". Wonach er selbst aber nicht gefragt hat, darauf kann man auch nur gezwungene und darum sich widersprechende Antworten aus seinen Werken herauslesen. Ist es doch ebenso mit seinen religiösen, ästhetischen, politischen Anschauungen! Wer unbedingt ein Wort verlangt, an das er „sich halten" kann, der dürfte bei Goethe etwa von einer Transmutationstheorie, aber nicht von einer Descendenztheorie reden. (Vgl. hierzu auch H. Grimm, Goethe. 3. Auflage p. 415).

Vierter Abſchnitt.

Goethes Kunſtanſchauung.

Erstes Kapitel.

Theorie.

„Das Schöne ist ein Urphänomen, das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannigfaltig und verschiedenartig ist als die Natur selber“ [1]). Diese Worte Goethe's, die in vollem Einklang mit seiner ganzen Weltbetrachtung stehen, können als das Grundthema aller seiner Äußerungen über das Schöne betrachtet werden. Über das Wesen dieses Urphänomens etwas auszusagen ist unmöglich; selbst über die Manifestation zu reden — schwer; denn sie ist flüchtig vorübergehend [2]). Unsere Erfahrungen dessen, was schön sei, kann wohl der Verstand zu einer „Summe,“ einem „Begriff“ zusammenstellen, nicht aber kann die Vernunft in ihnen ein gemeinsames „Resultat“, „die Idee“ erfassen [3]). Wie aber das ideal gerichtete Gemüt die Erscheinung des Schönen *empfindet*, das offenbaren uns auf's Hinreißendste die der Pandora nachgerufenen Verse des sehnenden Epimetheus:

„Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden!
Die Schönheit besaß ich; sie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an.
Sie erkannt' ich, sie ergriff ich; da war es getan.
Wie Nebel zerstiebte trübsinniger Wahn,
Sie zog mich der Erd' ab, zum Himmel hinan ....

1) Eckerm. III, 100. 2) Spr. Nr. 336. 3) Vergl. Spr. Nr. 335 u. 1016.

Sie ſteiget hernieder in tauſend Gebilden,
Sie ſchwebet auf Waſſern, ſie ſchreitet auf Gefilden;
Nach heiligen Maßen erglänzt ſie und ſchallt,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht ſich die höchſte Gewalt,
Mir erſchien ſie in Jugend-, in Frauengeſtalt"[1]).

Unendlich ſind die Geſtalten, in denen ſich das Schöne zu verkörpern vermag; ſcheiden wir ſie zunächſt in die beiden Hauptgruppen des in der ſelbſttätigen Natur Hervortretenden und des von menſchlicher Kunſt Geſchaffenen. Goethe wendet ſich entſchieden gegen die Anſicht, daß die Natur in allen ihren Äußerungen ſchön ſei; ſie ſei es zwar ſtets in ihren Intentionen; es fänden ſich aber nur ſelten die Bedingungen, um dieſe vollkommen zur Erſcheinung zu bringen[2]), d. h. um in der einzelnen Schöpfung den eigentümlichen Charakter, der derſelben innewohnt, auch im Äußeren vollkommen zu offenbaren. „Es iſt in der Natur nichts ſchön, was nicht naturgeſetzlich als wahr motiviert wäre"[3]), nichts was nicht zugleich der „Naturbeſtimmung" der einzelnen Schöpfung angemeſſen und alſo „zweckmäßig" wäre[4]). Selten nur fänden ſich dieſe beiden Forderungen erfüllt; denn nicht allein die Vollkommenheit des ſchön zu nennenden Gegenſtandes, ſondern auch eine damit übereinſtimmende Umgebung ſei für die ſchönheitvolle Wirkung erforderlich, da nur durch Darſtellung der „einwirkenden Dinge" der überzeugende Eindruck der Naturwahrheit hervorgerufen werden könne. Sehr anſchaulich zeigt Goethe an dem Beiſpiel der Eiche, wie ſelten der einzelne Baum dazu gelange, in ſich die der geſamten Gattung charakteriſtiſche Schönheit in vollem Maße darzuſtellen. Vor Allem aber ſei es nötig, daß die Natur unverfälſcht ſei, daß „der Menſch nicht ſeine verſtümmelnde Hand angelegt" habe. Ein engliſiertes Pferd, ein Hund mit geſtutzten Ohren, ein künſtlich beſchnittener Baum, ein durch unnatürliche Moden verbildeter menſchlicher Körper,

1) Pandora p. 367. 2) Eckerm. III, 101. 3) Ibid. 79. 4) Ibid. 103.

„alles dieſes ſind Dinge, von denen ſich der gute Geſchmack abwendet, und die bloß in dem Schönheitskatechismus der Philiſter ihre Stelle haben“[1])? Wo aber das Schöne wahrhaft frei und vollkommen hervorgegangen und durch keinen hemmenden Einfluß geſtört oder entſtellt worden iſt, da eröffnet es auch unſerer Erkenntnis neue Bahnen, indem es uns die weſentlichen Bildungsgeſetze der ſchaffenden Natur, die meiſt von der Maſſe des Zufälligen verdeckt werden, in Reinheit enthüllt. „Das Geſetz, das in die Erſcheinung tritt, in der größten Freiheit, nach ſeinen eigenen Bedingungen bringt das Objektiv-Schöne hervor“[2]). „Das Schöne iſt eine Manifeſtation geheimer Naturgeſetze, die uns ohne deſſen Erſcheinung ewig wären verborgen geblieben“[3])? In der organiſchen Natur erſchien ihm als weſentlichſtes Kennzeichen des Schönen die getreue Bewährung jenes Urtypus, über den wir ihn ſchon früher haben reden hören, und die Offenbarung der Entwickelungsgeſetze, welche nach Maßgabe jenes Typus die Einzelweſen geſtalten[4]). Rechenſchaft freilich läßt ſich auch von den ſo geoffenbarten Geſetzen nicht geben; ſie können nur ſtaunend verehrt und in der dem Schönen zugewandten menſchlichen Tätigkeit nachſchaffend erfüllt werden. Aber freilich auch nur annähernd erfüllt; denn ein Doppelcharakter, in ſich ſelbſt widerſpruchsvoll, liegt im Weſen des künſtleriſchen Schaffens. Einerſeits erhebt es ſich über das Irdiſche, faßbar Begreifliche, indem es verſucht jenes verborgene Urphänomen zu erreichen; andererſeits ſieht es ſich doch zugleich auf die Wirklichkeit des Irdiſchen hingewieſen; denn wo anders kann es jene geheimnisvolle Macht finden als in ihren Manifeſtationen innerhalb der realen Welt. Auch hier alſo ſtehen wir vor einer Antinomie, einem Gegenſatze, der logiſch

---

1) Ibidem. 2) Spr. Nr. 978. 3) Nr. 197. 4) S. hinzu beſonders die beiden Gedichte: Metamorphoſe der Pflanzen und Metamorphoſe der Tiere. Daß dieſe Annahme tiefſinniger Verwandtſchaft zwiſchen Natur und Kunſt ſpinoziſtiſchen Urſprungs ſei, hat Danzel eingehend nachgewieſen (Goethe's Spinozismus p. 98—108).

nicht zu versöhnen ist. „Es scheint eine Torheit", sagt Goethe selbst, „die Kunst, eine Vermittlerin des Unaussprechlichen wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen wieder zu Gute kommt"[1]. Folgen wir diesen Bemühungen, so finden wir Goethe seine Gedanken schließlich meist in die Formel fassen: des Künstler's Schöpfung sei soweit real, daß sie stets wahr sei, soweit ideal, daß sie niemals wirklich sei. Eine eigentliche Definition dieser Ausdrücke findet sich nirgends. Sie erkennen, wie Goethe sie verstanden, werden wir am leichtesten, wenn wir zuerst sie in ihrer Anwendung auf die bildenden Künste zu erfassen suchen. „Der bildende Künstler", schreibt Goethe einem jungen Anfänger, „müsse sich zuerst an der kräftigen Wirklichkeit vollkommen durchüben, um das Ideale daraus zu entwickeln, ja zum Religiösen endlich aufzusteigen ... Das unmittelbar sichtlich Sinnliche dürfen wir nicht verschmähen; sonst fahren wir ohne Ballast"; andererseits aber: „auch jenes Wirkliche sollen Sie nicht gemein nachbilden; der Geist des Wirklichen ist das wahre Ideale"[2]. Wir sehen demnach: der Künstler soll den gesamten Stoff, die einzelnen Elemente seiner Darstellung der Wirklichkeit entnehmen; in der Auffassung des Ganzen, der Verwertung, Zusammenordnung des Einzelnen aber der Idee folgen. Gelingt ihm kraft dieser letzteren das Hervorbringen einer einheitlichen abgerundeten Schöpfung, so wird „die Menge das, was im Bilde die höchste absichtliche Kunst ist, nämlich den harmonischen Effekt, welcher Seele und Geist des Beschauers auf einen Punkt konzentriert, als rein natürlich empfinden, weil es sich als höchste Natur mitteilt[3]); „aber gerade das, was ungebildeten Menschen am Kunstwerk als Natur auffällt, das ist nicht Natur (von außen), sondern der Mensch (Natur von innen"[4]). Ein Beispiel hiezu:

1) Spr. Nr. 703. 2) Briefwechsel mit Graf Sternberg. 30. März 27. 3) Zur Kunst p. 465. 4) Spr. N. 716.

„Geſetzt, der Gegenſtand wäre gegeben, der ſchönſte Baum im Walde, der in ſeiner Art als vollkommen auch vom Förſter anerkannt würde. Nun, um den Baum in ein Bild zu verwandeln, geh' ich um ihn herum und ſuche mir die ſchönſte Seite. Ich trete weit genug weg, um ihn völlig zu überſehen; ich warte ein günſtiges Licht ab, — — und nun ſoll von dem Naturbaum noch viel auf das Papier übergegangen ſein“ [1]). Wie wir oben ſahen, manifeſtiert ſich das Urphänomen des Schönen nur flüchtig und unvollkommen in den Einzelerſcheinungen der Natur; der Künſtler arbeitet es aus ihnen wieder hervor und ſtellt es dennoch individuell charakteriſiert uns dar. So ſoll er zwar die Natur eifrig ſtudieren; insbeſondere der Bildhauer die Anatomie des menſchlichen Körpers, in welchem „die Würde des Menſchen darzuſtellen der Hauptzweck aller Plaſtik iſt“ [2]); aber hiebei ſteht er erſt am Anfange ſeiner Tätigkeit; denn es gilt nun „aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln“ [3]). „Ohne unmittelbare Vereinigung von Objekt und Subjekt kann kein lebendiges Kunſtwerk zu Stande kommen“ [4]); „Natur und Idee läßt ſich nicht trennen, ohne daß die Kunſt ſowie das Leben zerſtört werde“ [5]). So rühmte er denn die Werke, in denen der Künſtler „nicht das ſogenannte Natürliche zu gemeiner Täuſchung geſucht, ſondern den Sinn der Natur aufzufaſſen und auszudrücken gewußt habe“ [6]), Werke, welche „die höchſte Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit hätten“ [7]), und ſprach es auch allgemein aus: „Die höchſte Aufgabe einer jeden Kunſt iſt, durch den Schein die Täuſchung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falſches Beſtreben aber iſt, den Schein ſo lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt“ [8]). Ja, er verteidigt Rubens ſogar einmal da, wo er um einer künſtleriſchen Wirkung willen ſchwer gegen das einfachſte Naturgeſetz

1) N. 714. 2) Zur Kunſt p. 381. 3) Spr. 204. 4) An Schultz 18. Sept. 31. 5) N. 710. 6) Zur Kunſt p. 465. 7) Eckerm. II, 86. 8) Dichtung und Wahrheit III, 40.

verſtoßen hat und in einem Bilde den Schatten nach zwei verſchiedenen Seiten fallen läßt. „Wenn es gegen die Natur iſt, ſo ſage ich zugleich, es ſei höher als die Natur .... Der Künſtler muß freilich die Natur im Einzelnen treu und fromm nachbilden .... allein in den höheren Regionen des künſtleriſchen Verfahrens, wodurch ein Bild zum eigentlichen Bilde wird, hat er ein freieres Spiel, und er darf hier ſogar zu Fiktionen ſchreiten .... Der Künſtler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältnis; er iſt ihr Herr und ihr Sklave zugleich“[1].

Dieſelben Anſchauungen finden wir in Goethe's Ausſprüchen über die Poeſie wieder „Der Dichter iſt angewieſen auf Darſtellung. Das Höchſte derſelben iſt, wenn ihre Schilderungen durch den Geiſt dergeſtalt lebendig ſind, daß ſie als gegenwärtig für Jedermann gelten können. Auf ihrem höchſten Gipfel ſcheint die Poeſie ganz äußerlich“[2]). Aber an anderer Stelle ſagt er: „Was ſoll das Reale an ſich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargeſtellt iſt; ... aber der eigentliche Gewinn für unſere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging“[3]). So ſoll der Dichter allerdings für die Wirklichkeit ein empfängliches Organ beſitzen, das wirklich Erlebte darſtellen[4]); alle ſeine Gedichte ſollen „Gelegenheitsgedichte“ ſein[5]), „die erſte und ächteſte aller Dichtarten“[6]); aber er ſoll das Einzelne, Spezielle ſo zum Allgemeinen emporheben, daß die Hörer es wiederum ihrer Individualität anzueignen vermögen[7]). Er ſoll alſo nicht vom Allgemeinen ausgehen und den Einzelfall etwa nur als Beiſpiel zu jenem erfaſſen, ſondern er ſoll das Beſondere lebendig ausſprechen, und darin das Allgemeine zugleich mit erhalten[8]). Aber neben dieſer geforderten Achtung vor dem Beſonderen, dem Wirklichen finden wir bei Goethe dennoch die rückhaltloſe Anerkennung

1) Eckerm. III, 106. 2) Spr. Nr. 671. 3) Eckerm. I, 210. 4) Ibid. 158. 5) Ibid. 38. 6) Dichtung und Wahrheit II, 169. 7) An Zelter 27. März 30. 8) Spr. Nr. 363; ſ. auch Biograph. Einzelheiten p. 321. Eckerm. I, 154.

der Souveränetät des Erzählers über die Geſetze der Zeit, wie wir ihn dem bildenden Künſtler ſie gegenüber den Geſetzen des Raumes zugeſtehen ſahen. „Alle Poeſie verkehrt in Anachronismen; alle Vergangenheit, die wir heraufrufen, um ſie nach unſerer Weiſe den Mitlebenden vorzutragen, muß eine höhere Bildung, als es hatte, dem Altertümlichen zugeſtehen“ [1]). Und noch kühnere Freiheiten erhalten ihre Rechtfertigung: „Es wäre töricht, wenn man aus den Worten des Macbeth: „Gebier mir keine Töchter“! Den Schluß ziehen wollte, die Lady ſei ein ganz jugendliches Weſen, das noch nicht geboren habe .... Dieſe Worte ſind bloß rhetoriſcher Zwecke wegen da“. Und ferner: „So wie die Lady zum höchſten Nachdruck ihrer Worte ſagen mußte: „Ich habe Kinder aufgeſäugt“, ſo mußte auch zu eben dieſem Zwecke Macduff (von Macbeth) ſagen: Er hat keine Kinder! ... Dieſe Worte des Macduff kommen mit denen der Lady in Widerſpruch; aber das kümmert Shakeſpeare nicht; ... der Dichter läßt ſeine Perſonen jedesmal das reden, was eben an dieſer Stelle gehörig, wirkſam und gut iſt“ [2]).

Aus allem Bisherigen iſt ſchon erſichtlich geworden, daß Goethe den vollen Reichtum ſeines Geiſtes auch hier in dem weiten Verſtändnis bewährt, mit welchem er beide Kunſtrichtungen, die ideale wie die reale, zu würdigen und miteinander zu verbinden weiß. Der volle Realismus, der die umgebende Wirklichkeit zu ſehen und zu begreifen weiß, iſt hier veredelt, wird gebändigt und erzogen durch den künſtleriſchen Stil, der ſich ſchließlich ſelbſt als eine Erkenntnisquelle viel tieferer Lebenswahrheit erweiſt wie die bloße ſinnliche Beobachtung und Nachbildung. Den „ſtilvollen Realismus“, den einer der erſten Kenner Goethe's als die Eigenart ſeiner vollendeten Sprachbehandlung geprieſen [3]), finden wir ſo auch als Forderung

1) Zur Literatur p. 652. 2) Eckerm. III, 107. 3) Scherer in ſeiner Literaturgeſchichte. Wie grundverſchieden iſt aber dieſer Realismus von jener krankhaften Unfähigkeit, irgend etwas Anderes als das Häßliche und Verworfene wahrzunehmen und nachzubilden, die ſich heutzutage nicht ſelten als Realismus bezeichnet.

der Theorie des Meisters wieder. Hiernach löst sich dann auch leicht die oft aufgeworfene Streitfrage, ob der Gegenstand des Kunstwerkes oder die äußere Kunstform desselben für dessen Wert entscheidend sei: keines von Beiden, sondern die künstlerische Auffassung des Stoffes, durch welche aus der Masse des Wirklichen die entscheidenden, wesentlichen Faktoren, die künstlerischen „Motive" gewonnen worden sind. Wohl finden sich bei Goethe öfters Stellen, in denen auf den Stoff das meiste Gewicht, andere wo es auf die Form gelegt wird; das eine Mal meint er: „Die Kunst, wie sie sich im höchsten Künstler darstellt, erschafft eine so gewaltsam lebendige Form, daß sie jeden Stoff veredelt und verwandelt. Ja es ist daher dem vortrefflichen Künstler ein würdiges Substrat gewissermaßen im Wege, weil es ihm die Hände bindet"[1]). Und ein anderes Mal sagt er, daß wenn das Kunstwerk nicht auf einem würdigen Gegenstande von innerem Gehalt ruhe, auch das ausgebildetste Talent, auch das Genie doch nur „mehr ein Kunststück" hervorbringen könne[2]). Bald behauptet er entschieden: „Alles Talent ist verschwendet, wenn der Gegenstand nicht taugt"[3]), und äußert selbst: „Das eigentlich tief und gründlich Wirksame ... ist Dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt wenn er in Prosa übersetzt wird"[4]); dann wieder schreibt er den poetischen Formen die Kraft zu, gleichen Gegenständen völlig verschiedene Wirkung zu verleihen[5]) und sieht das höchste Glück des Künstlers in der unermüdlichen Ausführung[6]). Aber dieser Widerspruch löst sich eben in der oben bezeichneten Weise: der Stoff ist das Entscheidende, aber nicht wie die Wirklichkeit ihn gegeben, sondern wie ihn der Künstler sich innerlich gestaltet hat, und darum ist es zugleich auch die formende Tätigkeit des Künstlers.

„Im Grunde bleibt kein realer Gegenstand unpoetisch, sobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß"[7]). Aber sowie er ist,

---

1) An Zelter 15. Jan. 13. 2) Dichtung und Wahrheit II, 63. 3) Eckerm. I, 55. 4) Dichtung und Wahrheit III, 45. 5) Eckerm. I, 83. 6) Eckerm. I, 91. 7) Eckerm. I, 249.

kann ihn der Dichter oder Künſtler nie gebrauchen; hiſtoriſche Charaktere muß der Dichter nach ſeinen poetiſchen Zwecken umbilden[1]); aus dem Verlauf einer Handlung muß der bildende Künſtler die Momente finden und gruppieren, die in einem Augenblick vereinigt prägnant den Geſamtvorgang wiedergeben[2]); überall gilt es die künſtleriſchen „Motive“ hervorzuheben, in denen „die wahre Kraft und Wirkung“ des Kunſtwerkes beſteht[3]). Die „Motive“ ſind „Phänomene des Menſchengeiſtes (wir dürfen für die bildende Kunſt hinzuſetzen: des Naturlebens), die ſich wiederholt haben und wiederholen werden, und die der Dichter nur als hiſtoriſche (reſp. der bildende Künſtler als im Raum exiſtierend) nachweiſt“ [4]). Ein ſolches Motiv iſt etwas Einzelnes Beſonderes und doch zugleich etwas Allgemeines, typiſch für eine Menge einzelner Fälle, die in ihm zuſammengefaßt ſind. „Die Kunſt ſtellt eigentlich nicht Begriffe dar; aber die Art, wie ſie darſtellt, iſt ein Begreifen, ein Zuſammenfaſſen des Gemeinen und Charakteriſtiſchen durch den Styl“ [5]). Der Styl iſt eben der Maßſtab, nach welchem aus der Maſſe der Erſcheinungen die Motive beurteilt und gewählt werden. Wir erinnern uns hier der herrlichen Worte, mit welchen der Dichter im Vorſpiele des Fauſt ſeine Aufgabe preiſt:

Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe Belebend ab, daß ſie ſich rhythmiſch regt,
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe, daß es in herrlichen Akkorden ſchlägt?“

Daß bei einer ſo reinen und hohen Auffaſſung von der inneren Geſetzmäßigkeit des künſtleriſchen Schaffens dieſes nach außen ſtets frei und ſelbſtſtändig daſtehen, nicht irgend welcher fremdartigen

1) Ibid. 225. 2) Siehe die Beiſpiele aus den Wahlverwandtſchaften in dem Brief an Meyer 27. April 10. 3) Eckerm. I, 132. Wegen der fruchtbaren Motive, die darin lägen, pries Goethe ſeinen Plan einer „Nauſikaa“ noch gegen Boiſſerée 4. Dez. 17. 4) Spr. Nr. 773. 5) An Riemer 8. Juli 1807.

Absicht, irgend welcher politischen[1]) oder religiösen oder sittlichen Tendenz dienen soll, bedarf kaum der Erwähnung. „Der Dichter steht viel zu hoch, als daß er Partei machen sollte“[2]). „Wir kämpfen für die Vollkommenheit eines Kunstwerkes in und an sich selbst; jene denken an dessen Wirkung nach außen, um welche sich der wahre Künstler gar nicht bekümmert, so wenig als die Natur, wenn sie einen Löwen oder Kolibri hervorbringt“[3]). „Die didaktische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik, ... um ihrer Popularität willen schätzbar ... aber eigentlich aus dem ästhetischen Vortrage ganz herauszulassen“[4]). Auch wo der Dichter einen heiligen Gegenstand behandelt, steht er über ihm, „weil er ihn nach eigner Weise behandelt“[5]); und wo er sittliche Probleme vorführt, hat seine Darstellung „keinen didaktischen Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge“[6]). „Der Künstler fürchtet sich nicht vor dem Gemeinen. Ja indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben“[7]). „Wo der Kunst der Gegenstand gleichgültig, sie rein absolut wird, der Gegenstand nur der Träger ist, da ist die höchste Höhe“[8]).

Folgerecht geht daraus das Urteil hervor: „Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt, und erhöht und veredelt alles, was sie ausdrückt“[9]).

So kann freilich in befangenen Gemütern die Frage entstehen: Wozu die Kunst? wozu das Schöne überhaupt? Auf solche Fragen

---

1) Besonders hierüber hat sich Goethe oft geäußert, z. B. Eckerm. III, 214. 2) West-Östl. Divan, Nachtrag: Eingeschaltetes. 3) An Zelter 29. Jan. 30. 4) Zur Literatur p. 226. 5) Spr. Nr. 695. 6) Dichtung und Wahrheit III, 134. 7) Nr. 697. 8) Sulpiz Boisserée. Bd. I. Gespräch 15. Sept. 15. 9) Spr. Nr. 659.

findet sich die Antwort in den Worten, welche Goethe den Regenbogen jenem Philister erwidern läßt, der ihn als entbehrlich bemäkelt[1]):

„Frau Iris aber dagegen sprach: Erkühnst Du Dich zu meiner Schmach?
Doch bin ich hier in's All gestellt Als Zeugnis einer bessern Welt,
Für Augen, die vom Erdenlauf Getrost sich wenden zum Himmel auf
Und in der Dünste trübem Netz Erkennen Gott und sein Gesetz.
Drum wühle Du, ein andres Schwein, Nur immer den Rüssel in den Bode hinein
Und gönne dem verklärten Blick An meiner Herrlichkeit sein Glück!"

Aber auch ohne parabolische Einkleidung hat sich Goethe ausgesprochen. „Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken; wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen"[2]). Aber weit ernster noch und tiefer faßt er anderwärts die Frage. Die Kunst bedarf keiner sie veredelnden Tendenz; denn „die Kunst ruht auf einer Art von religiösem Sinn, einem tiefen unerschütterlichen Ernst"[3]). Indem sie nach den schon angeführten Worten Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge entwickelt, „erleuchtet und belehrt sie"[4]) schon; denn wie sie durch Entfernung des Verblendend-Zufälligen und Hervorhebung des Wesentlich-Dauernden in der Naturdarstellung deren geheime Gesetze erschließt, so in der Darstellung des sittlichen Lebens die stetig waltenden sittlichen Gesetze. Das Zusammenfassen des gesetzmäßig Zusammengehörigen in den Einzelerscheinungen bringt als natürliche Folge auch die diesen zu Grunde liegende Idee an den Tag, wie „aus der Wurzel hervorschießend ein grünes Gewächs eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. Die Blume war

1) Gedichte II, 298. 2) Dichtung und Wahrheit III, 125. 3) Spr. Nr. 690. 4) S. oben.

unerwartet, überraſchend; aber ſie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für ſie da“ [1]). Und ſo wagt der Dichter ſogar zu hoffen, „daß es der Dichtkunſt vielleicht allein gelingen könne, ſolche Geheimniſſe gewiſſermaßen auszudrücken, die in Proſa gewöhnlich abſurd erſcheinen, weil ſie ſich nur in Widerſprüchen ausdrücken laſſen, welche dem Menſchenverſtand nicht einwollen“ [2]). Wir erblicken hier eben in der Kunſt einen Zweig jener praktiſchen Betätigung des Menſchen, die nach Goethe's Anſicht allein im Stande iſt, die für das Denken widerſpruchsvollen Probleme des Lebens zu löſen, ihre Gegenſätze mit ſich ſelbſt zu verſöhnen.

„Wie Natur im Vielgebilde Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunſtgefilde Webt Ein Sinn der ew'gen Art.
Dieſes iſt der Sinn der Wahrheit, Der ſich nur mit Schönem ſchmückt,
Und getroſt der höchſten Klarheit hellſten Tags entgegenblickt“ [3]).

---

1) Worte Goethe's über ſeine „Novelle“, Eckerm. I, 209. 2) An Riemer 28. Okt. 21 (in „Briefe von und an Goethe“) über Goethe's tiefſinnige „Orphiſche Gedichte“. Von dieſen ſchreibt er zugleich: „Dieſe Strophen enthalten und manifeſtieren vielleicht das Abſtruſeſte der modernen Philoſophie“. 3) Gedichte II, 201.

Zweites Kapitel.

Geſchichte.

I.

Wenden wir uns nun von der Theorie Goethe's zu ſeiner Schätzung der einzelnen hiſtoriſchen Kunſtepochen und ihrer Werke! Mit weitem Blick überſah er Zeiten und Völker, und ſuchte, wie vor ihm ſchon Herder, ſie alle in ihren Schöpfungen um ſich zu verſammeln. Er tat dies in ſeiner Zeitſchrift: „Kunſt und Altertum", wo er insbeſondere alle Beſtrebungen der Völker, gegenſeitig von ihren Leiſtungen Kenntnis zu nehmen, freudig begrüßte, eine „Weltlitteratur" [1]) als letztes Ziel dieſer Entwickelung prophezeihend. „Das poetiſche Talent als integranten Teil durch die Geſchichte der Menſchheit ſich durchſchlingend zu bemerken" [2]), war ſein Ziel.

„Ein Sphärentanz, harmoniſch im Getümmel,
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe jugendlich erfreun" [3])!

Denn als eine allgemeine menſchliche Gabe, nicht gebunden an irgend welche äußeren Bedingungen, ſchätzte er die Kunſt, zunächſt die Poeſie. „Es gibt nur eine Dichtung, die ächte; ſie gehört weder dem Volke noch dem Adel, weder dem König noch dem Bauer. Wer ſich als

1) Zur Literatur p. 672 ff. 2) Ibid. 797. 3) Gedichte III, 59.

wahrer Menſch fühlt, wird ſie ausüben“ [1]). Jene Kunſtepoche mußte er demnach am höchſten achten, welche das allgemein-Menſchliche trotz der Höhe ihrer Kultur rein und unverfälſcht in ſich bewahrt hatte, und er fand dieſe in dem klaſſiſchen Altertum, vor Allem in der griechiſchen Welt; der griechiſchen Kunſt ſprach er nicht nur in hiſtoriſcher Schätzung einen verhältnismäßig hohen, ſondern einen abſoluten, für alle Zeit maßgebenden Wert zu. „Die Klarheit der Anſicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mitteilung, das iſt es, was uns entzückt; und wenn wir nun behaupten, dieſes Alles finden wir in den ächt griechiſchen Werken, und zwar geleiſtet am edelſten Stoff, am würdigſten Gehalt, mit ſicherer und vollendeter Ausführung, ſo wird man uns verſtehen, wenn wir immer von dort ausgehen, und immer dort hinweiſen. Jeder ſei auf ſeine Art ein Grieche; aber er ſei's“ [2])! „Im Bedürfnis von etwas Muſterhaftem müſſen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken ſtets der ſchöne Menſch dargeſtellt iſt. Alles übrige müſſen wir nur hiſtoriſch betrachten und das Gute, ſoweit es gehen will, uns daraus aneignen“ [3]). Homer und Phidias ſtanden ihm in erſter Linie unvergleichbar da; den Tragikern machte Shakeſpeare den Rang ſtreitig.

„Homer iſt lange mit Ehren genannt: jetzt ward euch Phidias bekannt:
Nun hält nichts gegen beide Stich; darob ereif're Niemand ſich!
Seid willkommen, edle Gäſte, Jedem ächten deutſchen Sinn!
Denn das Herrlichſte, das Beſte Bringt dem Geiſt allein Gewinn“ [4]).

Es war zunächſt eine unwiderſtehliche, zwingende, rein naturhafte Empfindung, die ſein ganzes Weſen zum Griechentum hinzog. Wir wiſſen, wie er in jungen Jahren nach Italien verlangte, um ſeine Sehnſucht nach der Antike zu ſtillen, und als dieſer Wunſch ihm erfüllt war, da lernte er ebendort auch innerhalb der Antike zu unterſcheiden und in dem Griechentum die Blüte der alten Welt

1) Zur Litteratur 797. 2) Zur Kunſt p. 327. 3) Eckerm. I, 225. 4) Gedichte II, 196.

zu erkennen[1]). „Wenn man, wie in Rom der Fall ist, sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich wie in Gegenwart der Natur vor einem Unendlichen, Unerforschlichen .... Den ersten Platz bei uns behauptete Juno Ludovisi ..... denn keiner unserer Zeitgenossen, der zum ersten Mal vor sie hintritt, darf behaupten diesem Anblick gewachsen zu sein .... Groß war der Schmerz daher, als ich aus Rom scheidend von dem Besitz des endlich Erlangten, sehnlichst Gehofften mich lostrennen sollte“[2]). Bis in die spätesten Jahre wirkte dieser Schmerz nach, und noch im Jahre 1817 trieb ihn einst eine krampfhafte Sehnsucht aus Weimar fort, um sich an der Betrachtung „der erstaunenswürdigen Köpfe von Monte Cavallo in Rudolstadt für lange Zeit herzustellen“[3]). Schon in Rom war er auch durch Zeichnungen mit den Parthenonsculpturen des Phidias bekannt geworden, „die einen entschiedenen und unauslöschlichen Eindruck zurückließen“[4]), und die durch den Raub Lord Elgin's in ganz Europa sich verbreitende genauere Kenntnis dieser Werke veranlaßte ihn (gleichfalls 1817) zu einem Aufsatze, in welchem er sie als die einzigen Muster der Plastik hochpries[5]). In einer anderen Abhandlung, die sich mit Myron beschäftigt, lesen wir: „Unverzeihlich wäre es nur einen Augenblick zu behaupten, daß dem hohen Myron, dem Nachfolger des Phidias, dem Vorfahren des Praxiteles, bei der Vollendung seines Werkes das Seelenvolle, die Anmut des Ausdruckes gemangelt habe“[6]). „Nicht das sogenannte Natürliche zu gemeiner Täuschung, sondern den Sinn der Natur“ fand er hier ausgedrückt, also gerade jene Forderung erfüllt, die wir als die höchste ihn früher aufstellen sahen. Und ebenso schreibt er über

1) Es ist natürlich, daß bei den mangelhaften kunsthistorischen Kenntnissen der Zeit Goethe auch öfters irrtümlich römische Werke für griechische gehalten hat; indes handelt es sich hier doch meist um römische Nachbildungen griechischer Originale. 2) Ital. Reise 501—503. 3) Annalen 234. 4) Ital. Reise 390. 5) Zur Kunst p. 381. 6) Ebenda p. 465. 466.

die griechiſche Poeſie: „Ich habe an der homeriſchen wie an der nibelungiſchen Tafel geſchmauſt, mir aber für meine Perſon nichts gemäßer gefunden als die breite und tiefe, immer lebendige Natur, die Werke der griechiſchen Dichter“[1]). Die Werke der griechiſchen Tragiker nennt er „wenige grandioſe Trümmer von ſolchem Umfang und ſolcher Bedeutung, daß wir armen Europäer uns bereits ſeit Jahrhunderten damit beſchäftigen und noch einige Jahrhunderte daran werden zu zehren und zu tuen haben“[2]). Dieſe einzigartige Stellung der griechiſchen Kunſt begründete er mit dem Hinweis auf die in ihr zur Darſtellung gelangende Schönheit der weder angekränkelten noch zwieſpaltigen, in ſich vollkommenen und vollendeten Natur, vor Allem des Menſchen[3]). Die Griechen ſeien im Stande geweſen, „die geringere reale Natur zu der Höhe ihres Geiſtes heranzuheben und dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erſcheinungen, aus innerer Schwäche und äußerem Hindernis nur Intention geblieben iſt“[4]). Die griechiſche Mythologie nannte er „die Verkörperung der tüchtigſten, reinſten Menſchheit“[5]), als das Wunderſamſte des Altertums pries er die Geſundheit des Moments“[6]). Und daher auch die Wirkung: „Wenn wir uns dem Altertum gegenüberſtellen, und es ernſtlich in der Abſicht anſchauen uns daran zu bilden, ſo gewinnen wir die Empfindung als ob wir erſt eigentlich zu Menſchen würden“[7]); wir fühlen uns „in den anmutigſt ideellen Naturzuſtand verſetzt, und noch auf den heutigen Tag haben die Homeriſchen Geſänge die Kraft, uns wenigſtens auf Augenblicke von der furchtbaren Laſt zu befreien, welche die Überlieferung von mehreren tauſend Jahren auf uns gewälzt hat“[8]). Und ſo wies er auch ſtrebende, in dem verwirrenden Treiben der Gegenwart ſich abmühende Geiſter ſtets auch die Griechen hin, „bei

---

1) An Knebel 9. Nov. 14. 2) Eckerm. III, 77. 3) Vergl. beſonders: Zur Kunſt p. 323 den Aufſatz „Antik und Modern“. 4) Eckerm. II, 27. 5) Zur Litteratur p. 671. 6) An Zelter 19. Okt. 29. 7) Spr. Nr. 459. 8) Ibid. 461.

Ihnen zu verharren, dort Beruhigung zu finden“ [1]), und ſprach mit voller Überzeugung das Wort: „Möge das Studium der griechiſchen und römiſchen Literatur immerfort die Baſis der höheren Bildung bleiben!“ [2]) Aber nicht nur die Baſis: „Denn je mehr man durchdrungen iſt von dem Werte der Bildung, die wir den alten Schriftſtellern verdanken, deſto mehr lernt man nach und nach einſehen, daß ein ganzes Leben dazu gehört, ſie recht zu verſtehen und alſo gründlich zu benutzen“ [3]). Er ſelbſt ſuchte dieſer Regel zu aller Zeit nachzuleben; aber vollkommen und wahrhaft erſchöpfend hatte er dies doch nur in jenen Tagen gekonnt, die er in Italien zugebracht, und ſie blieben ihm, vor Allem das in Rom verlebte Jahr ſtets die erhebendſte und ergreifendſte Erinnerung ſeines Lebens. „Ich kann ſagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Menſch ſei .... ich bin, mit meinem Zuſtande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden“ [4]). Und ſo ſchilderte er noch in den ſpäteſten Jahren ſeinen Abſchied aus Rom mit tiefſter Erregung: „Dieſe Hauptſtadt der Welt, deren Bürger man eine Zeitlang geweſen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlaſſen, gibt ein Gefühl, das ſich durch Worte nicht überliefern läßt. Niemand vermag es zu teilen, als wer es empfunden.

„Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römiſchen Stadt; —
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Teuren ſo viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge noch jetzt mir eine Träne herab“ [5]).

II.

Es war aber in Rom nicht nur die Kunſt des Altertums, die ihn auf ewig gefeſſelt hatte, ſondern nicht weniger die des in der

1) z. B. bei Eckerm. I, 77. 2) Spr. Nr. 510. 3) An Voß 22. Juli 21. Goethe's Jahrb. V, 87. 4) Eckerm. II, 18. 5) Italien. Reiſe p. 511.

Neuzeit wiedergeborenen Griechentums, der Renaissance in ihren Hauptvertretern, vor Allem in Rafael. Auch hier finden wir ja eine Kunst, die in freier Unmittelbarkeit dem Volkscharakter Italiens entsprungen, aber dennoch von Stufe zu Stufe in der Schule sich ablösender Meister ausgebildet, also in glücklichster Vereinigung beider Elemente, endlich zur Höhe der Vollkommenheit emporgewachsen ist. Auch hier fand der Dichter „Natur und Naturell"; den Künstler schaffend, „er weiß selbst nicht recht wie, aber mit dem Bewußtsein, daß er es recht gemacht habe"[1]). Was er von einem Madonnenbild Correggios sagt[2]), läßt sich auf alle Darstellungen biblischer Gegenstände in jener Zeit anwenden. „Da ist Geist, Naivetät, Sinnlichkeit, alles bei einander. Und der heilige Gegenstand ist allgemein menschlich geworden und gilt als ein Symbol für eine Lebensstufe, die wir alle durchmachen. Ein solches Bild ist ewig, weil es in die frühesten Zeiten der Menschheit zurück und in die künftigsten vorwärts greift".

Verfolgen wir nun an der Hand Goethe's in Kürze das Hervorwachsen jener Kunst in Ausbildung des naturalistischen wie des idealen Elementes. „Das praktische Talent", lesen wir in „Kunst und Altertum", „war in Italien ganz und gar verschwunden, und Alles, was gebildet werden sollte, hing von den Griechen ab .... Konstantinopel sendete Baumeister und Musivarbeiter, und diese bedeckten mit einer traurigen Kunst den zerstörten Westen. Als aber im dreizehnten Jahrhundert das Gefühl an Wahrheit und Lieblichkeit der Natur wieder aufwachte, so ergriffen die Italiener sogleich die an den Byzantinern gerühmten Verdienste, die symmetrische Komposition und den Unterschied der Charaktere. Dieses gelang ihnen um so eher, als sich der Sinn für Form schnell hervortat. Er konnte bei ihnen nicht ganz untergehen. Prächtige Gebäude des Altertums standen vor ihren Augen ... die herrlichsten Statuen

1) An Zelter 8. Juli 31. 2) Eckerm. I, 182.

entgingen dem Verderben .... Und so war denn auch noch jede Trümmer gestaltet“ [1]). Allein jene verschiedenen Anregungen, die der Sinn für Natur und für Form dem Schaffenstriebe gaben, führten doch lange Zeit hindurch noch nicht zu befriedigender Klarheit, zu harmonischer Einheit des künstlerischen Hervorbringens. „Keiner vermochte noch sich Rechenschaft zu geben von dem Guten, was er leistete, und von seinen Mängeln, wenn er sie auch empfand und bemerkte. Wahrheit und Natürlichkeit hat jeder im Auge, aber eine lebendige Einheit fehlt; man findet die herrlichsten Anlagen, und doch ist keins der Werke vollkommen ausgedacht, völlig zusammengedacht; überall trifft man auf etwas Zufälliges, Fremdes; noch sind die Grundsätze nicht ausgesprochen, wonach man seine eigene Arbeit beurteilt hätte“ [2]). Den inneren Zwiespalt, in den der Künstler hiedurch geraten mußte, weist Goethe sehr treffend in seinem Aufsatze über Mantegna (1431—1506) nach. „Das Ideelle, Höhere zeigt sich in der Anlage, in Wert und Würde des Ganzen; hier offenbart sich der große Sinn, Absicht, Grund und Halt. Dagegen dringt aber auch die Natur mit ursprünglicher Gewaltsamkeit herein, und wie der Bergstrom durch alle Zacken des Felsens Wege zu finden weiß, und mit gleicher Macht, wie er angekommen, wieder ganz vom Ganzen herunterstürzt, so ist es auch hier. Das Studium der Antike gibt die Gestalt, sodann aber die Natur Gewandtheit und letztes Leben .... Es möchte der höchste Konflikt sein, in welchem sich jemals ein Künstler befunden“ [3]). Dieser Konflikt aber setzt sich fort, selbst noch in Meistern, wie Lionardo und Michel Angelo. „Beide gelangten während eines langen Kunstlebens ungeachtet der höchsten Steigerung ihrer Talente kaum zu dem eigentlichen Behagen des Kunstwirkens; .... Dieser (M. A.) quält sich die schönsten Jahre durch in Steinbrüchen nach Marmorblöcken und -Bänken,

---

1) Reise am Rhein, Main und Neckar p. 322. 2) Zur Kunst 503 ff. 3) Zur Kunst p. 484.

einſtimmung von Freiheit und Geſetzmäßigkeit des Schaffens. Mozart pflegte er überhaupt als Beiſpiel höchſter muſikaliſcher Genialität zu nennen; er iſt der einzige der großen deutſchen Meiſter, über den wir eingehendere Urteile Goethe's kennen[1]). In der dramatiſchen Gewalt ſeiner Opern, vor Allem des „Don Juan" ſah er eine Art Wiedererneuerung der engen Gemeinſchaft, in der unter den Griechen Drama und Muſik mit einander geſtanden, eine Bahn, deren weiterer Verfolg freilich nach dem frühen Tode Mozart's nicht mehr erhofft werden könne[2]). Seinen frühen Tod verglich er mit dem Rafael's und Byron's[3]); über die Frühreife ſeines Genies äußerte er: „Das muſikaliſche Talent kann ſich wol am früheſten zeigen, indem die Muſik ganz etwas Angeborenes, Inneres iſt, das von außen keiner großen Nahrung und aus dem Leben gezogener Erfahrung bedarf. Aber freilich, eine Erſcheinung wie Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären iſt"[4]). Wir irren nicht, wenn wir meinen, er habe vor Allem Mozart unter die „beſten Meiſter" gerechnet, in deren „beſten Arbeiten" die Vereinigung der beiden Hauptrichtungen des muſikaliſchen Schaffens ſich finde: der italieniſchen, welche die Muſik als Selbſtzweck betrachte, und der nordiſchen, welche ſie als Ausdruck der Empfindung behandle[5]). Dem Größten glaubte er Mozart gewachſen. „Mozart", meint er, „hätte den Fauſt komponieren müſſen .... im Charakter des Don Juan"[6]). Aber „wie kann man ſagen, Mozart habe ſeinen Don Juan komponiert! Als ob es ein Stück Kuchen oder Bisquit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zuſammenrührt! Eine geiſtige Schöpfung iſt es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiſte und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Produzierende keineswegs verſuchte und ſtückelte und nach Willkür verfuhr, ſondern wobei der dämoniſche Geiſt ſeines

1) Auffallend iſt dies beſonders gegenüber der ſeltenen Erwähnung, die Beethoven findet. 2) An Schiller 30. Dez. 97. 3) Eckerm. III, 165. 4) II, 183. 5) Anmerkungen zu „Rameaus Neffe" p. 120—122. 6) Eckerm. II, 45.

Genie's ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was jener gebot“ [1]).

Weit höher gesteigert aber sind noch die Ausdrücke, in denen er Shakespeare gefeiert hat. Wie zu einem Wesen höherer Art, mit dem er sich nicht vergleichen dürfe, sah er zu ihm hinauf [2]). „Wie unendlich groß und reich ist Shakespeare! Da ist doch kein Motiv des Menschenlebens, das er nicht dargestellt und ausgesprochen hätte! Und alles mit welcher Leichtigkeit und Freiheit! Man kann über Shakespeare gar nicht reden; es ist alles unzulänglich .... er ist gar zu reich und gewaltig“ [3]). „Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener; Beiden ist nichts verborgen. Aber wenn es des Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der Tat zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters das Geheimnis zu verschwätzen und uns vor, oder doch gewiß in der Tat zu Vertrauten zu machen. Der lasterhaft Mächtige, der wohldenkende Beschränkte, der leidenschaftlich Hingerissene, der ruhig Betrachtende, — Alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit; Jedermann ist redsam und redselig. Genug, das Geheimnis muß heraus, — und sollten es die Steine verkünden! Selbst das Unbelebte drängt sich hinzu; alles Untergeordnete spricht mit; die Elemente, Himmel-, Erd- und Meerphänomene, Donner und Blitz, wilde Tiere erheben ihre Stimme“ [4]). „Die Welt wird für uns völlig durchsichtig; wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Lasters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieses alles, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel“ [5]). Shakespeare's selbstständige Größe neben der der griechischen Tragiker sah er darin, daß jene die Dichter des Sollens, des Schicksals gewesen seien, das als unausweichliche Macht durch ein entgegenwirkendes Wollen nur ge-

1) Eckerm. III, 244. 2) Ebenda I, 100. 3) I, 159. 4) „Shakespeare und kein Ende“. Zur Kunst p. 731. 5) Ebenda 730.

ſchärft und beſchleunigt werde, wogegen Shakeſpeare die Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter, den inneren Konflikt beider darſtelle, — „doch immer ſo, daß das Wollen im Nachteile bleibe.“ Letzteres pries er beſonders, da durch das entſchiedene Übergewicht des Wollens, wie ſie oft bei den Neuſten ſich finde, die Tragödie „ſchwach und klein“ werde; Shakeſpeare aber verſtünde, indem er das Wollen nicht von innen entſpringen, ſondern durch äußere Veranlaſſung aufregen laſſe, es „zu einer Art von Sollen“ zu machen. So „verbindet er das Alte und Neue auf eine überſchwängliche Weiſe“ [1]).

Was neben dieſer großartigen Hochſchätzung des Ganzen auch im Einzelnen als unvollkommen beurteilt wird, fällt nicht in's Gewicht. Ein Übermaß von uns geſucht erſcheinenden Tropen erklärt Goethe durch den damaligen Zeitgeſchmack [2]); den Hauptvorwurf aber, die mangelnde Rückſicht auf die theatraliſche Darſtellbarkeit der innerlich ſo volldramatiſchen Schöpfungen wendet er zum Ruhme. „Shakeſpeare's Werke ſind nicht für die Augen des Leibes .... Shakeſpeare ſpricht durchaus an unſeren inneren Sinn... er läßt geſchehen, was ſich leicht imaginieren läßt, ja was beſſer imaginiert als geſehen wird. Hamlet's Geiſt, Macbeth's Hexen, manche Grauſamkeiten erhalten ihren Wert durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwiſchenſcenen ſind bloß auf ſie berechnet. Alle ſolche Dinge gehen beim Leſen leicht und gehörig an uns vorbei, da ſie bei der Vorſtellung laſten und ſtörend, ja widerlich erſcheinen“ [3]). Aber „was Shakeſpeare als Theaterdichter für uns verloren hat, das hat er als Dichter im Allgemeinen gewonnen“ [4]). Praktiſch hat Goethe in der Beurteilung Shakeſpeare's als Theaterdichters geſchwankt; während er ſeinerzeit manche ſeiner Dramen erſt nach durchgreifender Umarbeitung, durch welche „Romeo und Julia“ geradezu entſtellt erſcheint, auf die Bühne gebracht,

---

1) Ebenda 734. 35. 2) Nr. 173. 3) Zur Kunſt p. 730. 4) Ecerm. I, 175.

und dies Verfahren auch theoretisch gerechtfertigt hat[1]), ist er später von dieser Ansicht zurückgekommen und hat originalgetreue Aufführungen mit Freuden begrüßt[2]). Wir erinnern uns hier der schönen, noch aus der Glanzzeit der Schillerfreundschaft stammenden Worte über „Julius Caesar", die erst kürzlich der Öffentlichkeit geschenkt worden: „Überhaupt bin ich mit dem Stücke noch immer in einer Art von Konflikt, der sich vielleicht nie lösen kann. Bei der unendlich zarten Zweckmäßigkeit dieses Stücks, in die man sich so gern versenkt, scheint kein Wort entbehrlich, so wie man nichts vermißt, was das Ganze fordert, und doch wünscht man zur äußeren theatralischen Zweckmäßigkeit noch hie und da durch Nehmen und Geben nachzuhelfen. Doch liegt wie bei Shakespeare überhaupt, alles schon in der Grundanlage des Stoffes und der Behandlung, daß, wie man irgendwo zu rücken anfängt, gleich mehrere Fugen zu knistern anfangen, und das Ganze den Einsturz droht"[3]).

IV.

Überblicken wir noch einmal, was wir bisher gesammelt, so finden wir Rafael, Mozart, Shakespeare von Goethe den Griechen an die Seite gestellt, als klassisch, klassisch in dem Sinne, in dem es mit dem Gesunden gleichbedeutend, während als romantisch das Kranke bezeichnet wird"[4]). Wir dürfen aber neben diesen Heroen auch unbedenklich auf die einfachen, aber durchaus wahren Schöpfungen der Volkspoesie hinweisen, die er nicht minder hoch schätzte. Gleiche Teilnahme widmete er hier deutschen wie skandinavischen, romanischen wie neugriechischen, slavischen wie litauischen

---

1) Zur Kunst p. 737—741. 2) Ebenda p. 755. 56. (Ludwig Tieck's dramaturgische Blätter). 3) An Iffland 27. Okt. 1803 B. G.-Jahrb. V, 7. 4) Eckerm. II, 63.

Liedern, vor Allem aber zollte er hohe Anerkennung dem deutschen Volksepos, vorzüglich dem Nibelungenliede, das ihm „gesund und tüchtig“ erschien wie die Epen Homer's. „Die Kenntnis dieses Gedichtes“, schrieb er, „gehört zu einer Bildungsstufe der Nation ... Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maße seines Vermögens die Wirkung davon empfange“ [1]). „Der Wert des Gedichtes erhöht sich, je länger man es betrachtet“ [2]). Noch mehr als diese Aussprüche aber zeugt von seinem inneren Verhältnis zu unserem Nationalepos die prachtvolle Wiedergabe seiner Hauptgestalten:

„Dem Pol entsprießt die herrlichste der Frauen,
Ein Riesenkind, ein kräftig Wunderbild.
Stark und gewandt, mit hohem Selbstvertrauen,
Dem Feinde grimm, dem Freunde süß und mild.
So leuchtet, nie versteckt vor uns'rem Schauen
Am Horizont der Dichtkunst Brunehild,
Wie ihres Nordens stete Sommersonne
Vom Eismeer bis zum Po, bis zur Garonne.

Ihr schreitet kühn der gleiche Mann zur Seite,
Der ihr bestimmt war, den sie doch verlor.
Für seinen Freund erkämpft er solche Beute,
Durchsprengte kühn das Zauberflammentor;
Wie schön das Hochzeitlager sich auch breite,
Die Freundschaft zieht er streng der Minne vor;
Dies Schwert, ein Werk zwergemsig'er Schmiedehöhlen,
Schied ihn und sie, — o seltsames Vermählen!“ [3])

So herrlich hier das Nibelungenlied in Goethe's Dichtung wiederklingt, zugleich mit lebendiger Erinnerung an die Sagengestaltung der Edda, so fremd stand der Dichter doch der Kunstpoesie und zugleich der bildenden Kunst jener Zeit gegenüber. Die innerhalb der Kunst gesund entfaltete Natur, die klassische Sicherheit in der Beherrschung des realen Lebens vermißte er in den Erzeugnissen der spezifisch-mittelalterlichen Kultur, die im höfischen Ritter-

1) Zur Litteratur p. 430. 2) An Knebel 25. Nov. 1808. 3) Maskenzug vom 16. Febr. 1810 p. 308.

tum wie in der mönchiſchen Askeſe ungeſunde und erzwungene Ideale aufſtellte. Hartmann's von der Aue bekannte Dichtung „Der arme Heinrich" konnte ihm durch die Widerwärtigkeit des Stoffes und die Unnatur des dort geprieſenen Heroismus nur „phyſiſch-äſthetiſchen Schmerz" [1]) verurſachen und ganz allgemein äußerte er über die Werke „der altdeutſchen düſteren Zeit": „Man lieſt es und intereſſiert ſich wohl eine Zeitlang dafür, aber bloß um es abzutun und ſodann hinter ſich liegen zu laſſen. Der Menſch . . . bedarf der Klarheit und der Aufheiterung, und es tut ihm not, daß er ſich zu ſolchen Kunſt- und Litteraturepochen wende, in denen vorzügliche Menſchen zu vollendeter Bildung gelangten, ſo daß es ihnen wohl war und ſie die Seligkeit ihrer Kultur wieder auf andere auszugießen im ſtande ſind" [2]). Dieſe Worte geben Goethe's eigene Entwickelung wieder. Auch er hatte, zu Anfang der von uns betrachteten Periode, einige Jahre hindurch, angeregt durch die Bemühungen der Romantiker und vor Allem die lebhaften, der bildenden Kunſt gewidmeten Beſtrebungen Boiſſerée's ſich dem Mittelalter zugewandt, und dieſer Zeit entſtammen Produktionen, wie der oben zitierte Maskenzug von 1810, der ſich auch für höfiſche und kirchliche Dichtung begeiſtert, oder der Aufſatz über Kunſtſchätze am Rhein, Main und Neckar (1814 u. 15), der ſelbſt der byzantiniſchen Kunſt von einer Seite etwas rühmenswertes abzugewinnen ſich beſtrebt. Allein dies Intereſſe blieb doch ſeiner Natur innerlich fremd, erkaltete bald wieder, und in ſeinen letzten Jahren ſehen wir ihn im Weſentlichen zu ablehnender Stellung zurückgekehrt. Von gothiſchen Bauwerken erklärte er nichts anderes mehr gelten zu laſſen „als den Chor zu Köln, ſelbſt den Münſter nicht" [3]). Intereſſe wandte er jenen Werken immer noch zu; aber es war ein

1) Annalen p. 203. 2) Eckerm. II, 10. An das Nibelungenlied iſt übrigens bei dieſem abfälligen Urteil nicht zu denken; vergl. den ſchon zitierten Ausſpruch II, 63. 3) Unterh. mit Müller 6. Juni 30.

rein historisches [1]), in scharfem Gegensatze zu dem absoluten Wert, welchen er den Werken des Altertums und jener anderen Heroen zusprach. Und sehr bedingt blieb auch seine Anerkennung der altdeutschen Malerei, selbst in ihrer Glanzzeit. „Albrecht Dürer", schreibt er, und die übrigen Deutschen der älteren Zeit haben alle mehr oder weniger etwas Peinliches, indem sie gegen die ungeheuren Gegenstände die Freiheit des Wirkens verlieren oder solche behaupten, insofern ihr Geist groß und denselben gewachsen ist [2]). Daher sie bei allem Anschauen der Natur, ja Nachahmung derselben in's Abenteuerliche gehen, auch manieriert werden". Am meisten schätzte er Dürer noch in seinen Handzeichnungen, wo seine gewöhnliche unangenehme Härte noch am häufigsten überwunden sei, wo heitere humoristische, ja auch einzelne erhabene Momente sich fänden [3]). Weit näher aber standen ihm die großen niederländischen Maler; wie er schon Van Eyck begeisterte Worte gewidmet hat (nur die symmetrische Komposition vermißte er an ihm, [4]) so noch mehr den großen Meistern der neueren Zeit, vor Allem Rubens, der „jedem Gegenstande das Bedeutende zu verleihen wußte" [5]), — doch nicht in solcher Art, daß wir daraus entscheidende Gesichtspunkte für seine Beurteilung dieser Schule und damit auch für seine ästhetische Theorie entnehmen könnten.

V.

Wir wenden uns zur Betrachtung der Kunstrichtungen, welche Goethe noch aus unmittelbarer Gegenwart beeinflußt, zu Empfäng-

1) Hiezu wären viele Stellen anzuführen, z. B. Zur Kunst p. 359. („Allein der Natur der Sache nach" ꝛc.) 2) Zur Kunst p. 876. Diese schwierige Stelle scheint ausdrücken zu wollen, daß die Größe des Geistes für den Künstler nicht genüge, daß vielmehr eine groß angelegte Natur erstes Erfordernis sei. 3) Zur Kunst p. 819. 20. 4) Reise am Rhein, Main und Neckar p. 329. 30. 5) Zur Kunst p. 877. Das dort entworfene Schema zur Beurteilung der Landschaftsmalerei ist leider weder ausgeführt noch auch nur als Schema vollendet worden.

lichkeit oder Gegenwirkung ihn veranlaßt haben. Zunächst die französische Litteratur, von deren Einwirkungen seine erste Bildung beherrscht ward. Auch hier ein Mangel gesunder Natur, aber nicht hervorgerufen wie im Mittelalter durch den Druck einer „barbarischen" Lebensform, sondern durch die äußerliche Auffassung, die gewaltsame Steigerung gerade der klassischen Kunstgesetze. Den wertvollen Kern, der an den Werken dieser Richtung trotz allem bewahrt blieb, „die Einheit des Gedankens" (wir könnten hinsichtlich des Drama's ebensowohl sagen: die Einheit der Handlung), hat Goethe immer als Vorzug, selbst im Vergleich mit Shakespeare anerkannt; allein da die Franzosen dieses Moment nur „mechanisch ergriffen" hatten [1]), so konnte ihn dieser Vorzug nicht hindern, im Ganzen dem Verwerfungsurteil Lessing's beizupflichten, wie ja auch seine Verehrung der Dramen Shakespeare's dies schon gleichsam erforderte. Selbst zu der Zeit, da er seine fast religiöse Verehrung der antiken Kultur in der Schrift über Winckelmann aussprach, erklärte er es doch zugleich für Pflicht, „sich auf der Höhe der barbarischen Avantagen mit Mut zu erhalten", die vor Allem durch Shakespeare errungen worden sei [2]) und beklagte die Einschränkung, in welche das Genie durch die „Konvenanzen" der französischen Litteratur gezwängt worden sei. Später stand er dieser „Klassik" noch ferner und bedauerte, daß sein so hoch verehrter Fürst in ästhetischer Hinsicht auf der Stufe französischer Bildung stehen geblieben sei [3]). Eine glänzende Ausnahme freilich sah er in Molière in dem er wahre Natur fand, den er immer von Neuem las, und dessen geringe Schätzung durch Tieck u. a. er ausdrücklich mißbilligte. „Ein reiner Mensch! das ist das eigentliche Wort, was man von ihm sagen kann! es ist an ihm nichts verbogen noch verbildet. Und nun diese Großheit! er beherrschte die Sitten seiner Zeit — — er züchtigte die Menschen, indem er sie in ihrer Wahrheit zeichnete" [4]).

1) Gespräch mit Boisserée 1815 p. 262. 2) Anmerkungen zu „Rameaus Neffe" p. 117. 3) Unterh. mit Müller 30. Aug. 27. 4) Eckerm. I, 168.

„Vorzügliches Naturell, sorgfältige Ausbildung und gewandte Ausführung gelangten bei ihm zur vollkommensten Harmonie“ [1]). „Ernstlich beschaue man den Misanthrop und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stückes tragisch nennen; einen solchen Eindruck hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns oft selbst zur Verzweiflung bringt und wie ihn aus der Welt jagen möchte. Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit andern nur gar zu gern wahr und gründlich sein möchte; wir sehen ihn aber im Konflikt mit der sozialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann“ [2]).

In die wichtigsten Jahre der individuellen Entwickelung fiel für Goethe aber die Herrschaft der französischen Aufklärungslitteratur. Ihrem ersten Repräsentanten, den er zugleich als den typischsten Vertreter der gesamten Nation erkannte, schrieb er glänzende Eigenschaften und große Verdienste zu. „Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichtum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmut, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delikates, Ingenioses, Stil, Versifikation, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz“ [3]); dieses alles fand Goethe in Voltaire. Aber bei all diesem Reichtum sprach er das erste und ursprünglichste ihm doch ab, die Tiefe der Empfindung, — ebenso wie das letzte: die Vollendung in der Ausführung. Schon die geistsprühende Form dieser Kritik gibt ein

1) Zur Kunst 745. 2) Zur Litteratur p. 735. 3) Anmerk. zu Rameaus Neffe p. 142.

wunderbar treffendes Abbild der Persönlichkeit dieses in immer wechselnden Farben erglänzenden genialen Geisterbeherrschers. Sehr auffallen muß es dagegen, daß Rousseau nur sehr selten berührt wird, und niemals mit besonderer Wärme, auffallen um so mehr, als Goethe's Jugendroman ja eine gewaltige, tiefgedrungene Einwirkung Rousseau's erkennen läßt. Es scheint aber, daß in der Erinnerung späterer Jahre die seelischen Eindrücke, die Goethe von Rousseau empfangen, ihm zurücktraten, hinter anderen, ebenso wichtigen derselben Zeit, hinter denen, welche von den englischen Romanciers und Humoristen des achtzehnten Jahrhunderts ausgingen. Goldsmith und Sterne vor allem waren und blieben zu aller Zeit für ihn Lieblingsschriftsteller.

„Es wäre nicht nachzukommen, was Goldsmith und Sterne gerade im Hauptpunkte der Entwickelung auf mich gewirkt haben. Diese hohe wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bei aller Übersicht, diese Sanftmut bei aller Widerwärtigkeit, diese Gleichheit bei allem Wechsel, und wie alle verwandten Tugenden heißen mögen, erzogen mich auf's Löblichste, — und am Ende sind es denn doch diese Gesinnungen, die uns von allen Irrschritten des Lebens endlich wieder zurückführen“ [1]). Es war offenbar hier das germanisch — gemütvolle Element, das ihn innerlich befriedigte und erfreute[2]). Über Sterne insbesondere hat er sich noch mehrmals ausführlich und mit dem stets auf das Gute gerichteten Urteile der Sympathie ausgesprochen“ [3]).

VI.

Indeß alle diese Urteile über Werke auswärtiger Dichter sind von Goethe immer nur mehr beiläufig und sporadisch ausgesprochen

1) An Zelter 25. Dezember 29. 2) D. u. W. II, 196. 197. 3) Zur Litteratur p. 749. Sprüche Nr. 521 ff.

worden; eine zusammenhängende Betrachtung hat er nur der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts gewidmet, im siebenten Buche von Dichtung und Wahrheit. Hier schildert er die Öde der deutschen Litteratur zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, die nicht etwa aus Mangel an poetischen Talenten entsprungen sei, sondern eines Teils aus dem Mangel an Gehalt, d. h. dem Mangel eines würdige Stoffe darbietenden nationalen Lebens, andererseits aus dem Mangel bestimmter und präziser Formen, die in wässeriger Weitschweifigkeit verschwommen waren. In doppelter Hinsicht, in Stoff und in Form Armut und Ratlosigkeit. Die Kunst fand keinen anderen nationalen Gegenstand als die Schilderung einer Begrüßung zweier Könige in dem prunkvollen Lager zu Mühlberg, „nur Prunk und Schein, aus dem keine Tat hervortreten konnte". Und ein wirklich großes Talent wie Günther „begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtnis, Gabe des Faßens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch-bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet", konnte die Fülle seines Talentes nicht concis in gesetzmäßigen Formen einschließen, „er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten".

Die Bemühungen Gottsched's und seiner schweizerischen Antagonisten, durch theoretische Bestimmungen die dichterische Produktion zu reinigen, schlugen fehl; über Gottsched's trockene Lehrhaftigkeit verliert Goethe wenig Worte, die Ansichten der Schweizer aber nennt er „eigentlich nur einen größeren Irrgarten, der um so ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb". Die Auffassung der Dichtung als einer redenden Malerei, die „Nachahmung der Natur", das Aufgreifen des „Wunderbaren" als des geeignetsten Stoffes, die Forderung eines beständigen moralischen Bezuges, — alles dies führte schließlich zu nichts anderem als zu der Lächerlichkeit, in der äsopischen Fabel den Gipfel aller Poesie zu sehen. Unter diesen Umständen ist Goethe's Ausruf uns nur allzu begreiflich: „Für den, der etwas

Produktives in sich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zustand". An diesem Zustand wurde auch durch Klopstock's Erscheinen, da er doch von den Maximen der Schweizer abhängig war, nichts wesentliches geändert. Befreiend wirkte dagegen Wieland; in „Musarion" glaubte Goethe „das Antike lebendig und neu wieder zu sehen". Etwas besonders sympathisches behielt Wieland's Persönlichkeit und Dichtung immer für ihn, wie noch seine Rede zum Gedächtnis des Verstorbenen zeigt, der manche einzelne Äußerungen aus dem Todesjahre Wieland's noch an die Seite zu stellen sind: „Geistesruhe und Tätigkeit hielten sich bei ihm so schön das Gleichgewicht, und so hat er mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftliche Streben unendlich viel auf die geistige Bildung der Nation gewirkt"[1]).

Allein die Bahn für eine klassische Dichtung wurde doch erst durch Lessing erschlossen. „Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessing's Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene: „ut pictura poesis" war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenzen des Schönen halten, wenn dem Redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie ein Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urteilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen, wir hielten uns von allem Übel erlöst"[2]). Und nicht

1) An Graf Reinhart 25. Jan. 13. 2) Dichtung u. Wahrheit. Buch VIII.

weniger wirkten Leſſing's eigene Dichtungen! Hier fand man ſtraffe Form: „epigrammatiſch in ſeinen Gedichten, knapp in der Minna, lakoniſch in Emilia Galotti“ [1]): und daneben gehaltvollen Stoff. „Der erſte wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des ſiebenjährigen Krieges in die deutſche Poeſie“. „Eines Werks aber, der wahrſten Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutſchem Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen, es iſt die erſte, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von ſpezifiſch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung tat, Minna von Barnhelm“. „Sie mögen denken“, ſagte Goethe noch 1831 zu Eckermann, „wie das Stück auf uns junge Leute wirkte, als es in jener dunkeln Zeit hervortrat. Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerkſam, daß noch etwas Höheres exiſtiere, als wovon die damalige ſchwache litterariſche Epoche einen Begriff hatte. Die beiden erſten Akte ſind wirklich ein Meiſterſtück von Expoſition, wovon man viel lernte, und wovon man noch immer lernen kann“ [2]). Und ähnlich rühmte er Emilie Galotti, das Trauerſpiel, das wunderbar wie die Inſel Delos aus dem Meere — aus der Gottſched-Weiße'ſchen Waſſerflut aufgeſtiegen ſei, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen [3]). Im „Nathan“ fand er „heitere Naivetät“, die Leſſing gerade „ſo wohl kleide“, zugleich aber auch den ehrwürdigſten Gehalt. „Möge das darin ausgeſprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und wert bleiben!“ [4]) Die Vollendung des Drama's aber ſah er dennoch erſt in Schiller. Unſere Aufgabe kann es hier nicht ſein, die zahlreichen warmen, pietätvollen Ausſprüche Goethe's zu wiederholen, in denen er nicht

---

1) Dies und das Folgende wieder aus Buch VII. 2) Eckerm. II, 221. 3) An Zelter 27. März 30. Wenn Goethe zugleich äußert, gegenwärtig könne das Stück nicht mehr nützen, ſo erklärt ſich dies wohl aus einer gewiſſen Connivenz gegen Zelter's ausgeſprochene Abneigung. 4) Zur Kunſt p. 719.

müde geworden ist Schiller's Charakter fast als den eines überirdischen Wesens zu preisen; nur Urteile über Schiller den Dichter können uns hier beschäftigen. Nicht zu den naiven, antik-klassischen Dichtern zählte er ihn, sondern zu den „sentimentalischen", (nach Schiller's eigener Terminologie) modernen, reflektierenden. „Es war nicht Schiller's Sache mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren"[1]). Dennoch sprach er ihm, zumal in der dramatischen Dichtung, Leistungen einzigartigen Wertes zu. In seinen Jugendwerken sah er freilich nur „Produktionen genialer jugendlicher Ungeduld", Werke einer leidenschaftlich in's Weite und Breite führenden Tätigkeit, — daher viel „Mißfälliges innig mit Gehalt und Form verwachsen"[2]), dagegen jene Werke geläuterter späterer Kraft des Dichters feierte er in den großartigen Versen:

Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht;
Und manches tiefe Werk hat reichgestaltig
Der Wert der Kunst, des Künstlers Wert erhöht"[3]).

Vor Allem bewunderte er „Wallenstein": „Schiller's Wallenstein ist so groß, daß in seiner Art zum zweiten Mal nicht etwas ähnliches vorhanden ist"[4]).

VII.

Welche Stelle aber wies er nun sich selbst innerhalb der deutschen Litteratur, innerhalb der Weltlitteratur an? Mit großer Offenheit, öfters mit Ausführlichkeit hat er über die Eigenart seiner dichterischen Fähigkeit und Hervorbringung sich geäußert. Unter den vielfachen Seiten seines Wesens, seiner Tätigkeit erschien ihm

1) Eckerm. I, 62. 2) Zur Kunst p. 716—718. 3) Epilog zu Schiller's Glocke (Theaterreden) p. 240. 4) Eckerm. I, 261.

die poetiſche doch ſtets als die wertvollſte, weſentlichſte. „Für das Äſthetiſche bin ich eigentlich geboren“[1]), ſagt er, und beklagte, daß ſein Leben ihm zu vielerlei Pflichten auferlegt und von dieſer ſeiner Hauptaufgabe ihn abgezogen hätte. „Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders begünſtigten geprieſen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten. Allein ... es war das ewige Walzen eines Steins, der immer von neuem gehoben ſein wollte ... Mein eigentliches Glück war mein poetiſches Sinnen und Schaffen. Allein wie ſehr war dieſes durch meine äußere Stellung geſtört, beſchränkt, gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geſchäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einſamkeit leben können, ich wäre glücklicher geweſen, und würde als Dichter weit mehr gemacht haben“[2]). Im höheren Alter, wo die Anſprüche des Staats und der Geſellſchaft ſich veringert hatten, waren es beſonders die Naturſtudien, die ihn oft faſt ausſchließlich einnahmen und der poetiſch produktiven Stimmung entriſſen. Er berichtet, wie gewaltſam er ſich von ihnen fern halten mußte, wenn er eine größere poetiſche Schöpfung in ſich ausbilden wolle[3]). Eine andere, in früheren Jahren gleichfalls der Poeſie öfters ihn entführende Beſtrebung, das ſelbſttätige Schaffen in der bildenden Kunſt, hatte er ſeit ſeiner italiſchen Reiſe als einen Irrweg erkannt[4]), und ſich als Künſtler auf die poetiſche Produktion beſchränkt. Über dieſe hat er alsdann im hohen Alter mit einer Ruhe und Klarheit geurteilt, wie wohl nur ſelten ein Mann über ſich ſelbſt; er war ſich ſelbſt vollkommen hiſtoriſch geworden, intereſſierte ſich ſelbſt als hiſtoriſch-pſychologiſches Problem; ſeine eigenen Werke hatten ſich ſo von ihm abgelöſt, daß er ſie nur ungern ſpäter ſelbſt wieder las; ja bei unbedeutenderen Produktionen kam es ihm vor, daß er ſeiner eigenen Autorſchaft ſich nicht einmal

1) Unterhalt. mit Müller 20. Jan. 24. 2) Eckerm. I, 76. 3) So z. B. Naturwiſſ. Briefwechſel I, 397. (An Dr. Müller 23. Febr. 26); ſ. auch An Zelter 21. Dez. 17. 4) Eckerm. II, 95

mehr erinnerte [1]). Eine Selbſtbiographie nicht nur, ſondern eine Selbſtbeurteilung im höchſten philoſophiſch-hiſtoriſchen Sinne liegt uns in „Dichtung und Wahrheit“ und den Fortſetzungen dieſes Werkes vor; den innerſten Kern dieſer Selbſtbeurteilung finden wir kurz zuſammengefaßt in einem anderen hiſtoriſchen Werke wieder: „Gegen die Dichtkunſt hatte ich ein eigenes wunderſames Verhältnis, das bloß praktiſch war, indem ich einen Gegenſtand, der mich ergriff, ein Muſter, das mich aufregte, einen Vorgänger, der mich anzog, ſolange in meinem innern Sinne trug und hegte, bis daraus etwas entſtanden war, das als mein angeſehen werden mochte, und das ich, nachdem ich es Jahre lang im Stillen ausgebildet, endlich auf einmal gleichſam aus dem Stegreife und gewiſſermaßen inſtinktartig auf das Papier fixierte .... Da mir aber ſowohl in Abſicht auf die Konzeption eines würdigen Gegenſtandes als auf die Kompoſition und Ausbildung der einzelnen Teile, ſowie was die Technik des rhythmiſchen und proſaiſchen Styls betraf, nichts Brauchbares entgegenkam — —, ſo ſuchte ich mir außerhalb der Dichtkunſt eine Stelle, auf welcher ich ... dasjenige, was mich in der Nähe verwirrte, aus einer gewiſſen Entfernung überſehen und beurteilen könnte, — — dieſen Zweck zu erreichen konnte ich mich nirgend beſſer hinwenden als zur bildenden Kunſt .... (In Italien) empfand ich gar bald, — — daß ich von Grund aus anfangen müſſe, alles bisher Gewähnte wegzuwerfen, und das Wahre in ſeinen einfachſten Elementen aufzuſuchen. Zum Glück konnte ich mich an einigen, von der Poeſie herübergebrachten, mir durch inneres Gefühl und langen Gebrauch bewährten Maximen feſthalten, ſo daß es mir zwar ſchwer, aber nicht unmöglich ward, durch ununterbrochenes Anſchauen der Natur und Kunſt, durch lebendiges Geſpräch mit mehr oder weniger einſeitigen Kennern, durch ſtetes Leben mit mehr oder weniger praktiſchen oder denkenden Künſtlern nach

1) z. B. Eckerm. II, 185. Ähnlich geſchah es ſogar mit dem grandioſen Prometheus-Fragment.

und nach mir die Kunst überhaupt einzuteilen, ohne sie zu zerstückeln, und ihre verschiedenen lebendig in einander greifenden Elemente gewahr zu werden. — Freilich nur um gewahr zu werden und festzuhalten, ihre tausendfältigen Anwendungen und Ramifikationen aber einer künftigen Lebenszeit aufzusparen“ [1]).

Deutlich geht hieraus hervor, daß Goethe seinen ersten vor der italienischen Reise entstandenen Werken künstlerische Vollkommenheit nicht zusprach [2]), daß er aber trotzdem an gewissen Maximen seiner damaligen Tätigkeit auch in späterer Zeit noch festhielt. Versuchen wir diese zu erkennen!

„Verlangte ich, schreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war .... Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl Niemand nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das Andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession“ [3]).

Aber der Stoff, in dem er diese Konfessionen zum Ausdruck brachte, war immer der realen Welt entnommen, ein gegenständliches Denken, eine gegenständliche Dichtung schreibt er sich selbst zu. Und Stoffe, die ihm poetisch wertvoll schienen, in denen er einen Zug seines eigenen Wesens aussprechen zu können vertraute,

1) Farbenlehre Histr. Teil 409—411. 2) S. hierüber z. B. auch zur Litteratur 154. 3) Dichtung und Wahrheit II, 65.

trug er mit ehrfurchtvoller Scheu vor ihrer eigenen selbstberechtigten Gestalt oft Jahre, ja Jahrzehnte lang mit sich herum, bis er sie endlich formend von sich ablöste [1]).

„Weltverwirrung zu betrachten, Herzensirrung zu beachten
Dazu war der Freund berufen, Schaute von den vielen Stufen
Unsres Pyramidenlebens Viel umher, und nicht vergebens;
Denn von außen und von innen ist gar Manches zu gewinnen". [2])

So konnte ihm auch nichts ferner liegen als in seinen Werken eine einzelne Tendenz verkörpern, einen einzelnen Gedanken beweisen zu wollen, wie man dies so oft unter dem Ausdrucke „Idee" eines Kunstwerkes begreift. Hierauf beziehen wir auch seinen Ausruf: „Ich habe meine Sachen als Nachtwandler geschrieben" [3]), der nicht etwa bedeuten kann, daß er nicht auch mit Bewußtsein gestrebt habe, ihnen die höchste Kunstvollendung zu verleihen, sondern daß er mit ihnen keiner bewußten Absicht je gedient, sondern unter dem unbeschreiblichen Drange eines gebieterischen poetischen Willens gedichtet habe. „Was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen" [4]). „Es war im Ganzen nicht meine Art als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke . . . und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche — in mir künstlerisch zu runden und auszubilden. . . . Idee? (im Tasso) Daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tasso's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso, dem ich als prosaischen Kontrast den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte . . . . ich kann mit Recht von meiner Darstellung sagen: sie sie ist Bein von meinem

1) Annalen 352. 353. 2) Maskenzug 1818 p. 339. 3) An Knebel 16. März 14. 4) Eckerm. III, 218. Vgl. W. Ö. D. Noten zum Buch „Suleika" „Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht", kehrt nicht leicht wieder zurück; wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahres, in Hoffnung und Demut zu erwarten.

Bein und Fleisch von meinem Fleisch.... Welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht: Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte!... Es hätte auch in der Tat ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben wie ich es im „Faust" zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!"[1])

Zu dem eigenen Innenleben die entsprechenden Gegenbilder in der äußeren Welt zu finden und diese darzustellen, das also war seine Poesie; darin lag ihre Größe, darin auch ihre Beschränkung gemäß der Individualität des Dichters. Zum tragischen Dichter, sagte er selbst, sei er nicht geboren, weil seine Natur konziliant sei; daher könne der rein tragische Fall ihn nicht interessieren, welcher eigentlich von Haus aus unversöhnlich sein müsse[2]). Aber indem sein Dichten so streng an die Realität seiner Person und der ihn umgebenden Welt gebunden war, empfand er es doch zugleich als einen Zustand erhabenster und reinster Idealität, in dem er über sich selbst hinausging und „der Tag mit seinen Seiten ihm ganz niederträchtig erschien"[3]). In Kraft dieser von ihm oft betonten, nicht selten sehnsüchtig erwarteten, dann wieder durch lange Zeit ihm ununterbrochen getreuen Stimmung gelang es ihm, das Individuelle zum Allgemeinen zu erheben, gemäß seiner eigenen Forderung das Gemein Wirkliche als Ewig Wahres darzustellen. Aber immer blieb das Vorwiegen des Individuellen der spezifische Charakter seiner Dichtung, und er hatte daher wohl recht, sich Niemandes Meister zu nennen, nicht als das Haupt einer Schule sich zu bezeichnen. Aber mit demselben Recht durfte er auch fortfahren, sich den Befreier der Deutschen zu nennen; „denn sie sind an mir gewahr geworden, daß wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, geberde er

1) Eckerm. III, 117—119. 2) An Zelter 31. Okt. 31. 3) An Boisserée 27. Sept. 31.

ſich, wie er will, immer nur ſein Individuum zu Tage fördern wird ... Ich kann übrigens recht gut bemerken, auf wen ich in dieſer Art gewirkt; es entſpringt daraus gewiſſermaßen eine Naturdichtung, und nur auf dieſe Art iſt es möglich, Original zu ſein“ [1]).

VIII.

Leider mußte er freilich auch Schulen emporkommen ſehen, die durchaus nicht dieſen ſeinen Maximen folgten, ſondern ihnen geradezu entgegenarbeiteten, ſo vor allem die Romantiker. Anfangs ſtand er dieſen nicht feindlich gegenüber. Die unbedingte Verehrung, mit der die Schlegel, Tieck, Werner ſich an ihn anſchloſſen, konnte nicht anders als ihn gewinnen. In dem kritiſchen Litteraturblatte, das unter ſeiner Inſpiration zu Jena erſchien, wünſchte er dem „romantiſchen Banner alles Gute“ [2]); in der Zuwendung der jungen Generation zum Mittelalter ſah er „einen Übergang zu höheren Kunſtregionen“ [3]). Tieck ehrte er und nahm die Schlegel's gegen Schiller in Schutz, brachte auch ihre Werke in Weimar zur Aufführung; vor allem aber ſchätzte er Zacharias Werner als Dramatiker hoch. „Einen ſehr genialiſchen Mann“ nennt er ihn, der jedem Neigung abgewönne und dadurch auch mit dem Widerſtehenden in ſeinen Produktionen verſöhne [4]). Ein hohes Talent ſei in Werner unbedingt anzuerkennen, trotz des Mißbrauchs, den er damit treibe [5]). Von langer Dauer konnte indeß dieſe günſtige Stimmung nicht ſein; zu ſehr wich die romantiſche Schule von der ſicheren

1) Rec. 230. 2) An Eichſtädt 30. März 05. 3) Aphorism. 7. Okt. 10. 4) An Meyer 14. Dez. 07. 5) An Eichſtädt 27. Dez. 08. Den ſo viel höher ſtehenden Kleiſt hat Goethe bekanntlich nicht nach Gebühr gewürdigt. Den ſeltſamen „Amphitryon“ tadelte er ſcharf (an Adam Müller 28. Aug. 07 ſ. bei Riemer „Briefe von u. a. Goethe“); den „zerbrochenen Krug“ brachte er durch eine höchſt mißlungene Theatereinrichtung um ſeine Bühnenwirkung.

und geraden Bahn ab, die Goethe im Verein mit Schiller als ewige Norm klaſſiſcher Kunſtübung gefunden hatte. Nach beiden Seiten wichen ſie ab. Wie in dem politiſchen Denken der Romantik Revolution und Reaktion, in ihrer Sittlichkeit zügelloſer Individualismus und katholiſierende Verknechtung des Gewiſſens unvermittelt neben einander ſtehen, ſo vereinigte auch ihr künſtleriſches Schaffen rohen, ungebundenen Naturalismus mit geiſtloſem, überkünſtlichem Formenzwang. Beides konnte Goethe nur abſtoßen, im beſten Falle zur gemütvollen Satire, im ſchlimmeren zu Haß und Verachtung treiben; die Verherrlichung des uranfänglichen Teutſchtums erſchien ihm ebenſo überſpannt und ungeſund als diejenige ſpaniſcher und italieniſcher Überkultur, oder die künſtliche Wiedererweckung gothiſchen Formenweſens und einer konventionell eingeſchränkten kirchlichen Kunſt. Urſprünglich richtete ſich ſein Widerwille gegen die Anfänge der romantiſchen Malerſchule, aus denen ſich bald das „Nazarenertum“ entwickeln ſollte. Verächtlich redet er ſchon 1805 von dem „neukatholiſchen Künſtlerweſen“ [1]). Je mehr er den ſteigenden Einfluß und die verderbliche Wirkung dieſer Schule auf die junge Generation erkannte, deſto mehr ſteigerte ſich ſein Haß. Auch das hiſtoriſche Intereſſe für die Kunſt des Mittelalters, welches Boiſſerée ihm nach langen Bemühungen abzwang, ſtimmte ihn durchaus nicht freundlich für die Bemühungen junger Künſtler, in der Gegenwart die mittelalterliche Manier wieder aufzunehmen. Das Beſtreben, die naturgemäßen Beſchränkungen einer noch in der Entwickelung begriffenen Kunſt konventionell in einer reicher und freier gebildeten Epoche wieder als Geſetze aufzuſtellen, konnte ihm nur als die ſchlimmſte Verirrung erſcheinen. Menſchen, denen Rafael ſchwach dünkte und Tizian bloß ein guter Koloriſt, führten wieder eine barbariſche Zeit herauf; „denn worin beſteht die Barbarei anders, als darin, daß man das Vortreffliche nicht

1) An Meyer 22. Juli 1805.

anerkennt?“[1]) „Verruchte Manier der Nazarener —“[2]) „Alle Welt ist dieſe Kinderpäpſtelei ſatt; rein wollen wir uns erhalten“[3]). Selbſt Schadow und Begas rechnete er in dieſe Claſſe[4]), während er in der Plaſtik Rauch's realiſtiſches Streben in freudigſter Überraſchung anerkannte[5]) und in Thorwaldſen's Schaffen die Antike erneuert mit ſympathiſchſtem Verſtändnis wiederfand. Jenen Haß gegen die Malerſchule aber übertrug er allmählich voll und ganz auf die romantiſche Dichterſchule. In dieſer Stimmung ſprach er aus: „Das Romantiſche“ ſei „das Kranke“[6]), und erklärte ſich mit voller Überzeugung auch gegen die einſt von ihm geſchützten und geförderten Führer der Schule, vor allem die Gebrüder Schlegel. „Sie wollten mehr vorſtellen, als ihnen von Natur gegönnt war, und mehr wirken, als ſie vermochten; daher haben ſie in Kunſt und Litteratur viel Unheil angerichtet. Von ihren falſchen Lehren in der bildenden Kunſt, welche den Egoismus, mit Schwäche verbunden, präconiſierten, lehrten und ausbreiteten, haben ſich die deutſchen Künſtler und Liebhaber noch nicht erholt“[7]). Troſtlos ſchildert Goethe die äſthetiſche Bildungsſtufe der deutſchen Geſellſchaft, als „ſeichten Dilettantismus, der in Altertümelei und Vaterländerei einen falſchen Grund, in Frömmelei ein ſchwächendes Element ſucht, eine Atmoſphäre, worin ſich vornehme Weiber, halbkennende Gönner und unvermögende Verſuchler ſo gerne begegnen, wo eine hohle Phraſenſprache, die man ſich gebildet, ſo ſüßlich klingt, ein Maximengewand, das man ſich auf den kümmerlichen Leib zugeſchnitten hat, ſo nobel kleidet, wo man täglich von der Auszehrung genagt, an Unſicherheit kränkelt, und um nur zu leben und fortzuwebeln, ſich auf's ſchmählichſte ſelbſt belügen muß. . . . . Dem redlich Einſichtigen

1) Eckerm. II, 219 2) Unterh. mit Müller 18. Juni 26. —. 3) An Meyer 7. Juni 17. 4) An Zelter 8. März 24. Leider iſt von Eckermann nicht angegeben, auf welche Maler ſich jenes Urteil Goethe's (Eckerm. II, 181) bezog, daß ihnen im Gegenſatze zu den großen Malern der Renaiſſance das Männliche fehle. 5) Zur Kunſt p. 430. 6) Eckerm. II, 63. 7) An Zelter 26. Oktob. 31.

bleibt es gräßlich, eine ganze Generation . . . . . im Verderben zu ſehen“ [1]).

Als einen Irrweg betrachtete er auch die von den Romantikern als ihr eigenſtes Verdienſt geprieſene Hinwendung der dramatiſchen Produktion zu Calderon und die vielfache Nachahmung des ſpaniſchen Theaters überhaupt. Der in den Schranken des Mittelalters befangen gebliebene Geiſt dieſer Litteratur, das Übermaß conventioneller Geſetze in der Sprache wie in der bühnengemäßen Aktion ließen ihm, ſo hoch er das Genie und die durchdringende Verſtandeskraft des großen ſpaniſchen Dramatikers ſchätzte [2]), den Einfluß desſelben doch als einen verderblichen erſcheinen. „Eine völlige Gleichſtellung mit dem ſpaniſchen Theater kann ich nirgends billigen. Der herliche Calderon hat ſo viel Konventionelles, daß einem redlichen Beobachter ſchwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theateretiquette durch zu erkennen“ [3]). Shakeſpeare ſtellte er ihm gegenüber [4]). „Calderon“, meinte er, „ſteht an der Schwelle der Überkultur; . . . . . eigentliche Naturanſchauung verleiht er keineswegs . . . Shakeſpeare reicht uns die volle reife Traube vom Stock; wir mögen ſie nun beliebig Beere für Beere genießen, ſie auspreſſen, keltern, als Moſt oder gegohrenen Wein koſten oder ſchlürfen; auf jede Weiſe ſind wir erquickt. Bei Calderon dagegen iſt dem Zuſchauer, deſſen Wahl und Wollen nichts überlaſſen; wir empfangen abgezogenen, höchſt rectifizierten Weingeiſt, mit manchen Spezereien geſchärft, mit Süßigkeiten gemildert; wir müſſen den Trank einnehmen, wie er iſt, als ſchmackhaftes köſtliches Reizmittel oder ihn abweiſen“ [5]).

Fand demnach Goethe, daß die deutſchen Romantiker und ihre Vorbilder ſich in einer unnatürlichen verkünſtelten Welt bewegten, ſo ſah er in der franzöſiſchen Romantik das Entgegengeſetzte und doch Übereinſtimmende, eine gleichfalls zur Unnatur ausartende Über-

1) An Zelter 24. Aug. 23. 2) Z. B. Eckerm. I, 175. 3) Spr. N. 770. 4) Z. B. An Zelter 18. April 29. 5) Zur Litteratur p. 604. 5.

treibung des Naturalismus in das Geschmacklose und Entsetzliche. Vor allem in dem Führer, in Victor Hugo, und gerade in dessen Hauptwerke „Notre Dame de Paris". „Eine Litteratur der Verzweiflung, woraus ... alles Wahre und Ästhetische sich von selbst verbannt! Das Häßliche, das Abscheuliche, das Grausame, das Nichtswürdige mit der ganzen Sippschaft des Verworfenen in's Unmögliche zu überbieten ist ihr satanisches Geschäft. In den handelnden Figuren ist durchaus keine Spur von Naturlebendigkeit. Es sind lebensunteilhafte Gliedermänner und Weiber"[1]). „Das Gräßlichste der neueren Produktion ist kaum noch gesunkener zu denken ... Im Altertum spuken dergleichen Erscheinungen nur vor wie seltene Krankheitsfälle; bei den Neueren sind sie endemisch und epidemisch geworden. Die Litteratur verdirbt sich nur in dem Maße als die Menschen verdorbener werden"[2]). „Was ist das aber für eine Zeit, die ein solches Buch nicht allein möglich macht und hervorruft, sondern es sogar ganz erträglich und ergötzlich findet"[3]). Nicht weniger mußte eine andere Seite jener Romantik ihn abstoßen, die sich vor allem in Musset ausprägt, — die innere Unzufriedenheit, Zerrissenheit des Individuums und ihre geflissentliche Darlegung und Steigerung mittels der dichterischen Produktion. Diese Verirrung fand er jedoch nicht weniger durch die „Weltschmerzdichter" Deutschlands verbreitet, vor allem durch den ja auch aus der Romantik hervorgegangenen Heine. „Lazarethpoesie" nannte er solche Dichtung, „wo die Poeten alle schreiben als wären sie krank, und die ganze Welt ein Lazareth"[4]). Gegen diese Richtung erhob er in „Kunst und Altertum" seine mahnende Stimme „für junge Dichter"[5]). „Wenn wir beim Eintritt in das tätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle wie wir sind als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle früheren

1) An Zelter 18. und 28. Juni 31. 2) Spr. Nr. 604—6. 3) Eckerm. III, 244. Wie würde Goethe erst über die Werke des modernen französischen „Realismus" geurteilt haben? 4) Eckerm. I, 262. 5) Zur Litteratur p. 229

Träume, Wünſche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Märchen zurückfordern, da entfernt ſich die Muſe und ſucht die Geſellſchaft des heiter Entſagenden, ſich leicht wiederherſtellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn, wie dem Roſengarten die gehörige Zeit gönnt, ſeine eignen Leiden beſchwichtigt und um ſich her recht emſig forſcht, wo er irgend ein fremdes Leid zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde".

IX.

Es gab jedoch eine Dichtergeſtalt in der zeitgenöſſiſchen Weltlitteratur, die nicht nur an jenen Irrgängen Anteil hatte, ſondern ſie ſogar großenteils ſelbſt hervorgerufen und verſchuldet hatte, — und welcher Goethe dennoch alles verzieh, was er ſonſt auf's ſchärfſte verurteilte, es war Lord Byron, nach Schiller's Tode das einzige dichteriſche Genie erſten Ranges, das neben Goethe auftrat. Zahlreich ſind die Äußerungen des Intereſſes, mit denen dieſer das Aufſtreben und Vorſchreiten dieſer neuen Kraft verfolgte, intereſſant die allmähliche Überwindung ſeiner Abneigung gegen eine ſo negative, ſich ſelbſt verzehrende Perſönlichkeit. Zuerſt finden wir im Jahre 1816 Goethe mit Byron beſchäftigt. „Ich habe Kenntnis genommen", ſchreibt er, „von dem engliſchen Dichter Lord Byron, der uns zu intereſſieren verdient. Sein ſeltſames Weſen leuchtet aus ſeinen Gedichten hervor, die gerade wegen ſeines wilden und doch geregelten Talentes große Gunſt haben"[1]. Im nächſten Jahre berichtet er dann in „K. u. A." über den eben erſchienenen Manfred[2]. „Wir finden in dieſer Tragödie ganz eigentlich die Quinteſſenz der Geſinnungen und Leidenſchaften des wunderbarſten, zu eigner Qual geborenen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweiſe des Lord

---

1) An Eichſtädt 4. Mai 16. 2) Zur Litteratur 754.

Byron erlaubt kaum billige und gerechte Beurteilung.... Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft". — Vier Jahre später schreibt er ebenda über den Don Juan. „Don Juan ist ein grenzenlos geniales Werk, menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschenfreundlich in die Tiefen der süßesten Neigung sich versenkend; und da wir den Verfasser nun einmal kennen und schätzen, ihn auch nicht anders wollen als er ist, so genießen wir dankbar, was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt" [1]).

Zwei Jahre später sprach er gegen den Kanzler Müller die entscheidenden Worte: „Byron allein lasse ich neben mir gelten" [2]). Und in demselben Jahre erwidert er eine Widmung des Lord's mit jenen Versen tiefempfundener Freundschaft, in welchen er den „der sich selbst bestreitet", auffordert, in dem Vollgefül seiner Dichterkraft als hochbeglückt die Schmerzen zu überwinden, [3]) und begleitete zugleich den Aufbruch des Freundes zum hellenischen Freiheitskampfe mit Bewunderung und trüber Ahnung.

Laßt ihn der Historia! bändigt Euer Sehnen!
Ewig bleibt ihm Gloria; bleiben uns die Thränen!" [4])

Etwa zur selber Zeit kam ihm des Dichters „Cain" zur Hand, der sein Staunen zur Ehrfurcht erhob: „Der über alle Begriffe das Vergangene sowol als das Gegenwärtige und in Gefolg dessen auch das Zukünftige mit glühendem Geistesblick durchdringende Dichter hat seinem unbegrenzten Talent neue Regionen erobert; was er aber in denselben wirken werde, ist von keinem menschlichen Wesen vorauszusehen" [5]). Wie mußte ihn da die urplötzliche Nachricht von des Dichters Tode erschüttern, zumal, da er gehofft hatte, nach vollbrachtem großen Bemühen den vorzüglichsten Geist, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menschlichsten Sieger persönlich zu begrüßen" [6]).

1 Ebenda p. 756. 2, Unterh. 2. Okt. 23. 3) Gedichte II, 451. 4) Ged. III, 208. 5) Zur Litteratur 760. 6) Ibid. 765.

In dem Helena-Akte des Faust ließ er unter dem Bilde des Euphorion ihn als den genialen Sproß der vermählten Klassik und Romantik hervorgehen und widmete ihm jenen Nachruf, der in wenig Zeilen die tiefdringendste Charakteristik des Dichters giebt:

„Scharfer Blick die Welt zu schauen! Mitsinn jedem Herzensdrang!
Liebesglut der besten Frauen und ein eigenster Gesang!
Doch Du rannteſt unaufhaltsam frei in's willenlose Netz
So entzweiteſt Du gewaltsam Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen gab dem reinen Mut Gewicht,
Wollteſt Herrlichstes gewinnen, aber es gelang Dir nicht".

An die englische Nation aber richtete er die ernste Mahnung: „Nun aber erhebt uns die Überzeugung, daß seine Nation aus dem teilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunungswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß, diese Nation, die sich so vieler großer Namen zu rühmen hat, wird ihn verklärt zu Denjenigen stellen, durch die sie sich immerfort selbst zu ehren hat" [1]).

Auch in späteren Jahren richteten seine Gedanken sich gern auf den früh dahin geschiedenen Dichter, bald sein poetisches Genie rühmend, bald seine selbstquälerische und polemische Richtung [2]) tadelnd, stets aber von der Grundanschauung getragen, Byron sei „das größte Talent des Jahrhunderts, nicht antik und nicht romantisch, sondern wie der gegenwärtige Tag selbst"; der Repräsentant der neuesten poetischen Zeit [3]).

1) Zur Litteratur p. 761. 2) „Verhaltene Parlamentsreden" nannte er in dieser Hinsicht manche seiner Dichtungen (Eckerm. I, 161); man denke z. B. an „Die bronzene Zeit!" Warnend verglich er in dieser Beziehung mit ihm den Grafen Platen. 3) Eckerm. I, 250.

Drittes Kapitel.

Ausübung.

I.

Die Geſchichte der Kunſt, inſoweit ſie dem Rahmen der abendländiſchen Kulturentwickelung angehört, haben wir in ihren maßgebenden Epochen und Repräſentanten uns von dem Dichter vorüberführen laſſen; welches ſind nun die praktiſchen Grundſätze, die er aus ſeiner Theorie und ſeiner Geſchichtsbetrachtung für den Künſtler der Gegenwart entnimmt?

Vor allem betonte Goethe immer entſchieden die Naturſeite des künſtleriſchen Schaffens, zumal des Dichtens. Wie die Natur den Künſtler als die höchſte menſchliche Individualität hervorgebracht hat, ſo ſind auch deſſen Erzeugniſſe indirekt Schöpfungen der Natur. In dieſem Sinne finden wir Goethe bekräftigend eine Äußerung ſeiner Jugend wiederholen: „was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, ſei doch auch Natur, und unter allen Völkern, frühern und ſpätern, ſei doch immer nur der Dichter Dichter geweſen“[1]). Selbſt eine phyſiſche Naturgrundlage des künſtleriſchen Könnens behauptete er: das Beiſpiel Paganini's beweiſt ihm, „daß der Organismus in ſeinen Determinationen die wunderlichen Mani-

1) Dichtung u. Wahrh. II, 183.

festationen der lebendigen Wesen hervorbringe,“ [1]) und die Tatsache, daß „auch der anerkannte Dichter nur in Momenten fähig ist, sein Talent im höchsten Grade zu zeigen“, hält er für leicht erklärbar, „ohne daß man nötig hätte zu Wundern und seltsamen Wirkungen seine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug besäße, den natürlichen Phänomenen zu folgen, deren Kenntnis uns die Wissenschaft anbietet“ [2]). „Das Außerordentliche, was solche Menschen leisten, setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen“ [3]). Aber daneben auch das entschiedene Betonen einer unerklärlichen wunderbaren Macht, die sich im Schaffen des Künstlers offenbare! „In der Poesie ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, ... desgleichen ist es in der Musik im höchsten Grade“ [4]). Aus diesen beiden Betrachtungsweisen ergiebt sich naturgemäß die Forderung, daß der Künstler bei allem Ernst, aller Anstrengung seines Schaffens doch nie zu etwas sich zwinge, etwas forciere; [5]) „ich habe, äußerte er, vor dem kategorischen Imperativ allen Respekt; ich weiß, wieviel Gutes aus ihm hervorgehen kann; allein man muß es damit nicht zu weit treiben; denn sonst führt diese Idee der individuellen Freiheit sicher zu nichts Gutem“. Das entgegengesetzte Beispiel seines großen Freundes Schiller überzeugte ihn nicht etwa, sondern lieferte ihm nur den indirekten Beweis; denn er meinte, was sich in dessen Werken an schwachen Stellen fände, habe er an Tagen geschrieben, in denen seine Kräfte nicht genügten und nur eine gewaltsame Willensanstrengung sein Schaffen ermöglichte“ [6]).

Wer die Arbeit des Genie's so sehr als eine eigenmächtig und unbestimmbar wirkende auffaßte, der mußte auch geneigt sein, dem Genie eine große Freiheit in der Art seines Schaffens und seiner

1) An Zelter 9. Juni 31. 2) Zur Litteratur p. 489. 3) Eckerm. II, 107. 4) Ebenda 204. 5) III, 164. 6) I, 214.

Schöpfungen zuzustehen. Dies finden wir auch bei Goethe trotz aller Strenge seiner Theorie praktisch betätigt und urteilend ausgesprochen. Er, der selbst in seinem „Faust“ in kühner Freiheit und sicherer Größe ein derartiges, aller Regeln spottendes, geniales Werk erschaffen, sprach es offen aus: „Im höheren Sinne kommt doch alles darauf an, welchen Kreis das Genie sich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zusammenfaßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es teils durch inneren Trieb und eigene Überzeugung bestimmt, teils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden soll .... Man gedenke Shakespeare's und Calderon's. Vor dem höchsten ästhetischen Richterstuhle bestehen sie untadelig, und wenn irgend ein verständiger Sonderer wegen gewisser Stellen hartnäckig gegen sie klagen sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd vorweisen und nicht etwa dadurch bloß Nachsicht erwerben, sondern deshalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Lorbeern verdienen ... Wohl findet sich bei den Griechen, sowie bei manchen Römern eine sehr geschmackvolle Sonderung und Läuterung der verschiedenen Dichtarten; aber uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen .... Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen?“ [1]) — — — In dieser begeisterten Anerkennung wird dann auch an den Empfänger des Kunstwerkes die Forderung gestellt, „was mit kühnem und freiem Geiste gemacht worden, auch womöglich mit ebensolchem Geiste wieder zu genießen!“ [2]) Aber eben diesen Geist vermißte er durchweg mit schmerzlicher Resignation bei den Beschauern und Hörern der künstlerischen Schöpfungen. Das Verhältnis des

1) Anm. zu Rameaus Neffe p. 116. 117. 2) Eckerm. III, 107. 108.

Dichters zum Publikum, die Pflichten, die ihm dieſes auferlegt, ſah er als die ſchwerſte Mitgabe des Künſtlers an. In der kritiſchen Zeitſchrift, der er ſelbſt nahe ſtand, der Jenaiſchen Litteraturzeitung, gab er ſelbſt jene freien und weiten Normen an, nach denen geurteilt werden ſollte, und hielt darauf, daß ſie beobachtet würden. „Man gebe einem jeden ſein entſchiedenes, individuelles Talent mit Wohlwollen zu, man charakteriſiere mit Einſicht und Schärfe, und zeige hinterdrein den Gebrauch und Mißbrauch desſelben!“[1]) „Jeder Dichter baut ſein Werk aus Elementen zuſammen, die freilich der eine organiſcher zu verflechten vermag, als der andere; doch kommt auch viel auf den Beſchauer an, von welchen Maximen dieſer ausgeht. Iſt er zur Trennung geneigt, ſo zerſtört er mehr oder weniger die Einheit, welche der Künſtler zu erringen ſtrebt; mag er lieber verbinden, ſo hilft er dem Künſtler nach und vollendet gleichſam deſſen Abſichten“[2]). Freilich iſt eine ſolche produktive Betrachtung nur dem Kenner möglich; nur er kann vergleichend beurteilen und würdigen; der Liebhaber ſoll jede Leiſtung einzeln betrachten, ſich darein verſenken;[3]) aber auch von ihm fordert Goethe, daß er ſich von dem bloßen Intereſſe am Stoffe, zum Genuß der künſtleriſchen Verarbeitung desſelben erhebe, nicht ſtets nach Neuem verlange, ſondern in das Gute immer von Neuem ſich vertiefe,[4]) nicht neugierig nach dem ſpeziellen Anlaß einer künſtleriſchen Schöpfung frage, ſondern befriedigt an der Erhebung desſelben in das Allgemein-Menſchliche ſich freuen ſolle[5]). Hierzu werde jeder fähig, der ſich nur gewöhne, ſtetig an dem Genuſſe des Beſten ſeinen Geſchmack zu bilden. „Denn den Geſchmack kann man nicht am Mittelgut bilden, ſondern nur am Allervorzüglichſten“[6]). „Der Menſch mache ſich nur irgend eine würdige Gewohnheit zu eigen .... er gewöhne

---

1) An Eichſtädt 10. März 15. 2) An Eichſtädt 15. Sept. 1804. 3) Spr. Nr. 665. 4) S. z. B. Aphorismen 13. Juli 10. 5) An Zelter 27. März 30. 6) Eckerm. I, 87.

ſich z. B. täglich in der Bibel oder im Homer zu leſen oder Medaillen oder ſchöne Bilder zu ſchauen oder gute Muſik zu hören“ [1]).

„Das Große bleibt friſch, erwärmend, belebend;
Im Kleinlichen fröſtelt der Kleinliche bebend“ [2]).

Wie anders aber das wirkliche Publikum? Es klebt ſtets am Intereſſe für den Stoff, [3]) es hängt an dem Einzelnen, Speziellen, wünſcht die möglichſte Darſtellung des Wirklichen, „und verdirbt ſo die Poeſie“ [4]). Und wie die Menge nicht das Kunſtwerk zu ſchätzen wiſſe, ſo auch nicht die Tätigkeit des Künſtlers; vorſchnell, ohne Kenntnis der Verhältniſſe, die ſie bedingt, ohne Beachtung deſſen, was er gewollt, urteile ſie ab [5]). „Je mehr man ſeine Abſicht klar zu machen gedenkt, zu deſto mehr Verwirrung giebt man Anlaß“ [6]); das Publikum werde immer fortfahren, die Forderungen zu machen, die man abzulehnen ſuche. So konnte er dem Dichter keinen anderen Rat erteilen, als ſich völlig von dem Publikum unabhängig zu erhalten; gegen Lob und Tadel gleichgültig zu werden, ſich „in der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit“ zu halten, „welche ganz allein die reinen Produktionen begünſtigen kann“, und ſich zu hüten „vor dem Lärmen des Tageslichts, wo man ſich in andern verliert, wo man irre gemacht wird durch Teilnahme wie durch Kälte, durch Lob und durch Tadel“ [7]). Ja er äußerte ſogar unumwunden: „Eigentlich iſt das, was nicht gefällt, das Rechte. Die neuere Kunſt verdirbt, weil ſie gefallen will“ [8]). Dem wahren Künſtler aber traute er die Kraft zu ſich hiervon zu emancipieren; denn „In jedem Künſtler liegt ein Keim von Verwegenheit, ... und dieſer wird beſonders rege, wenn man den Fähigen einſchränken und zu einſeitigen Zwecken dingen und brauchen will“ [9]). Bei alledem aber lag ihm doch nichts ferner als die Anſicht, daß der

1) Unterh. mit Müller 30. Mai 14. 2) Ged. II, 272. 3) An Knebel 23. Dez. 13. 4) Eckerm. I, 189. 5) Ital. Reiſe p. 454. 6) Dichtung u. W. III, 137. 7) Ebenda 138. 8) Aphor. 24. Dez. 13. 9) Spr. 698.

Künſtler ohne Selbſtbeurteilung und Selbſterziehung nur ſeinen unmittelbaren Trieben folgen ſolle; vielmehr verlangte er die ernſteſte Arbeit, und die Hochſchätzung und Verwertung alles früher Geleiſteten. Ein Ausſpruch, wie der oben zitierte, von der ſouveränen Selbſtherrlichkeit des Künſtlers, ſteht faſt vereinzelt da neben unzähligen, in denen Goethe nicht abläßt, auf die Notwendigkeit ſtrengſter regelrechter Aneignung wie Ausübung der Kunſt zu dringen. Nicht die ſchrankenloſe Willkür der Original-Genie's der Sturm- und Drangperiode oder der Romantiker, ſondern die ſtreng ſchulmäßige Entwickelung der größten Kunſtepochen zu den Zeiten eines Perikles oder Lorenzo de' Medici war ſein Ideal. „Es geht durch die ganze Kunſt eine Filiation. Sieht man einen großen Meiſter, ſo findet man immer, daß er das Gute ſeiner Vorgänger benutzte und daß eben dieſes ihn groß machte. Männer wie Rafael wachſen nicht aus dem Boden. Sie fußten auf der Antike und dem Beſten, was vor ihnen gemacht worden“ [1]). „Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künſtler ließe ſich allenfalls ſagen, er habe alles von ſich ſelber; allein von einem trefflichen nicht“ [2]). „Die Kunſt kann niemand fördern als der Meiſter“ [3]). „In der wahren Kunſt giebt es keine Vorſchule, wohl aber Vorbereitungen; die beſte jedoch iſt die Teilnahme des geringſten Schülers am Geſchäft des Meiſters; aus Farbenreibern ſind treffliche Maler hervorgegangen“ [4]). „Das geborene Talent wird zur Produktion gefordert; es fordert dagegen aber auch eine natur- und kunſtgemäße Entwickelung für ſich; es kann ſich ſeiner Vorzüge nicht begeben und kann ſie ohne äußere Zeitbegünſtigung nicht gemäß vollenden“ [5]). Jene Entwickelung aber fordert unumgänglich auch ein entſchiedenes Sichbilden und Fortſchreiten nach klar erkannten Geſetzen und Zielen. „Was uns“, heißt es in der Kunſtſchule der Wanderjahre,

---

1) Eckerm. I. 196. 2) Ebenda II, 227. 3) Spr. Nr. 171. 4) Nr. 745. 5) Zur Kunſt p. 326.

„zu ſtrengen Forderungen, zu entſchiedenen Geſetzen am meiſten berechtigt, iſt: daß gerade das Genie, das angeborene Talent ſie am erſten begreift, ihnen den willigſten Gehorſam leiſtet .... Es begreift, daß Kunſt eben darum Kunſt heiße, weil ſie nicht Natur iſt“ [1]). Jene Geſetze ſind vor allem Formgeſetze: „Die Beſonnenheit des Dichters bezieht ſich eigentlich auf die Form; den Stoff giebt ihm die Welt nur allzu freigebig; der Gehalt entſpringt freiwillig aus der Fülle ſeines Innern .... Aber die Form, ob ſie ſchon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht ſein ...“ [2]). Bewußtes geſetzmäßiges Beſtreben und produktive Hochſchätzung der bedeutenden Vorgänger alſo forderte er von dem Künſtler und fand er in den großen Epochen der Kunſt. „Das beſte Genie iſt das, welches alles in ſich aufnimmt, ſich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundſtimmung, demjenigen was man Charakter nennt, im Mindeſten Eintrag tue, vielmehr ſolches noch erſt recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige“ [3]). Der Verfall der Kunſt dagegen tritt ein, wenn die Verwertung der theoretiſchen Erkenntnis zur Unperſönlichkeit, die Nachfolge großer Vorbilder zu empfindungsloſer Nachahmung, zur Manier, ſchließlich zum Handwerksmäßigen wird, wie an den Werken des ſiebzehnten Jahrhunderts, an der Nachahmung griechiſcher Vorbilder durch die Römer (Goethe erinnert beſonders an Herculanum) ſich erweiſt [4]). Dieſer Verfall könne nicht etwa durch einen einzelnen Künſtler verurſacht werden, [5]) wie man das beiſpielsweiſe von Euripides und Michel Angelo behauptet hat, ſondern könne nur entweder durch Erſchöpfung des innerhalb der geiſtigen Sphäre einer Zeit liegenden Stoffes und Gehaltes bewirkt werden oder durch geiſtige Umwälzungen in dem geſamten Volksleben. Auf einige beſondere Gefahren hat Goethe ſelbſt hingewieſen und vor ihnen gewarnt. Wenn

1) Wanderj. p. 253. 2) Weſt-öſtl. Divan; Nachträge: Eingeſchaltetes. 3) An W. Humboldt 17. März 32. 4) Zur Kunſt p. 325. 5) Eckerm. III, 76. 77.

er sagt: „Die Menschen sind nur so lange produktiv als sie religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend“,[1]) so ist es einleuchtend, daß er hier nicht einen bestimmten Offenbarungsglauben, sondern die heilige Ehrfurcht vor dem Großen und Dauernden überhaupt als den einzigen Boden hat bezeichnen wollen, dem große Kunstschöpfungen entwachsen könnten. Wenn er an anderer Stelle von dem Humor, sobald dieser vorwaltet, äußert: „er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt“,[2]) so mag ein solcher Ausspruch uns überraschen, da ja von Humoristen unstreitig oft die größten litterarischen Wirkungen erzielt worden sind. Aber tatsächlich ist dieser Ausspruch nur die naturgemäße Ergänzung des vorher gehenden. Der religiös Gesinnte betrachtet sein Schaffen als eine geheiligte, gottähnliche Tätigkeit; dem Humoristen steht das eigene Ich, der reflektierende Spiegel der Gegenstände, höher als sein Schaffen und seine Schöpfung; jener legt seine ganze Seele, von allem sein Bestes in das einheitliche Werk, dieser spielt mit Scherz und Ernst, tastet und rückt nach Gefallen. Es ist kein Zweifel, auf welchem Wege allein Werke von ewiger Wahrheit und Größe entstehen können[3]). Um Goethe's Urteil über den Humoristen noch richtiger zu würdigen, ziehen wir sein Urteil über einen der größten Humoristen seiner Zeit, über Jean Paul heran[4]). „Es kommt hier alles auf das Individuum an, das ein solches Wagstück unternimmt“. Schon dies ist ein für den objektiven Wert dieser Kunstgattung bedenkliches Urteil. An dem Individuum Jean Paul aber wird hervorgehoben, ein „verständiger, umschauender, einsichtiger, unterrichteter, ausgebildeter und dabei wohlwollender und frommer Sinn ... Ein Geist ...., der

---

1) Aphorismen p. 352. 26. März 14. 2) Sprüche Nr. 701. 3) Selbstverständlich soll hiermit nichts über die Verwertung humoristischer Elemente ausgesagt werden, sondern nur über die ausschließliche Beherrschung eines Kunstwerkes durch humoristische Gesichtspunkte. 4) Westöstlicher Divan. Noten: Vergleichung.

„munter und kühn in seiner Welt umherblickt, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird". Interessante Eigenschaften, aber durchaus nicht die, welche Goethe sonst Künstlern und Kunstwerken zuschreibt; geistreiche Willkür, aber nicht innere Gesetzmäßigkeit, nicht äußere Harmonie! Verwandtschaft mit der orientalischen Dichtung wird darauf nachgewiesen; diese selbst aber bezeichnet Goethe an anderer Stelle[1]) nach ihrem „höchsten Charakter" als Geist, ... Übersicht des Weltwesens, Ironie ꝛc. „Jene Dichter haben alle Gegenstände gegenwärtig und beziehen die entferntesten Dinge leicht auf einander". Und an der gleichen Stelle heißt es: „Der Geist gehört vorzüglich dem Alter, oder einer alternden Weltepoche". Und gewiß: einer Epoche, die über Naivetät und Ehrfurcht hinaus ist. —

II.

Eine Reihe allgemeiner Bedingungen des künstlerischen Lebens haben wir zusammengefaßt; wir fragen weiter, welche einzelnen Kräfte sollen zur Ausübung der Kunst zugelassen, oder, wenn sie herzutreten, freudig begrüßt werden. „Wenn man die Kunst in einem höheren Sinn betrachtet", schreibt Goethe, so möchte man wünschen, daß nur Meister sich damit abgäben, daß die Schüler auf's strengste geprüft würden, daß Liebhaber sich in einer ehrfurchtsvollen Annäherung glücklich fühlten. Denn das Kunstwerk soll aus dem Genie entspringen, der Künstler soll Gehalt und Form aus der Tiefe seines eigenen Wesens hervorrufen, sich gegen den Stoff beherrschend verhalten und sich der äußeren Einflüsse nur

1) Ebenda: Allgemeinstes.

zu seiner Ausbildung bedienen“ [1]). Indes war Goethe andererseits viel zu sehr von der Wertschätzung einer künstlerischen Durchdringung und Gestaltung des gesamten Lebens erfüllt, als daß er die unbedeutenderen Talente von der Kunstübung wirklich hätte ausschließen wollen. Freilich wies er ihnen eine ganz andere Bahn als dem Genie zu. Was der Dilettantismus, der sich auf zu große Aufgaben einläßt, der wahren Kunst schade, schlug er sehr hoch an [2]). Er eignete sich das Wort Mozarts an: „Ihr Dilettanten habt entweder keine eigenen Gedanken und da nehmt ihr fremde, oder wenn ihr eigene habt, so wißt ihr nicht damit umzugehen“ [3]). Die Fähigkeit der Komposition eines großen Ganzen, [4]) die Fähigkeit etwas Allgemeingültiges zu schaffen sprach er ihnen ab. Auf kleine begrenzte Aufgaben und auf die Darstellung der äußeren, ihn unmittelbar umgebenden realen Zustände wies er den geringer Begabten hin. Für diesen sollte das dann freilich nicht den Lebensberuf, sondern nur einen Schmuck des Lebens bilden. „Möge der junge Mann sein Amt treulich verwalten und daneben seine Pfarre mit hübschen Bildern schmücken, wie ein anderer ein angenehmes Gedicht macht, indem er als Geistlicher eine würdige Stelle einnimmt und vielfachen Nutzen bringt ... Es muß nicht gleich alles zum Handwerk werden, was unserem Dasein zur Zierde gereichen kann“ [5]). „Dilettantismus, ernstlich behandelt, ... wird Pedanterei“ [6]).

Der große Künstler, dürfen wir resumieren, soll das Wirkliche und Alltägliche gleich den Griechen zum Allgemeingültigen erheben, der schwächere dagegen in dem nächsten Kreise verharren.

---

1) Farbenl. Didakt. Teil p. 322. 2) Vgl. schon aus der Zeit des Verkehrs mit Schiller das „Schema über den Dilettantismus“. 3) Eckerm. I, 181. 4) Spr. Nr. 744. 5) Vgl. insbesondere die ausführlichen Ratschläge die Goethe Eckerm. erteilte (I, 37—40) und den Brief an Knebel 19. Aug. 25 betreffs eines jungen Theologen, der sich zum Maler ausbilden wollte. 6) Spr. Nr. 170.

Wenden wir uns nun zur Ausübung der einzelnen Künste, zunächst der bildenden. „Die bildende Kunst ist auf das Sichtbare angewiesen, auf die äußere Erscheinung des Natürlichen“ [1]). Hieraus folgt, daß der Künstler sich vor allem mit der Natur und ihrer Erscheinungsweise genau bekannt zu machen habe, daß der Bildhauer vor allem die Anatomie des menschlichen Körpers, der Maler die Gesetze der Perspektive sorgfältig studiere. Goethe führte die Zeiten der Renaissance hiefür als Muster an, und bedauerte die häufige Unterlassung dieser Vorarbeiten durch die Künstler der Gegenwart [2]). Um aber alsdann die Natur nach ihrem Schönheitsgehalte erkennen zu lernen, sei es erforderlich, daß der Künstler sehen lerne. „Wenn ich jüngere deutsche Maler, sogar solche, die sich eine Zeit lang in Italien aufgehalten, befrage, warum sie doch, besonders in ihren Landschaften, so widerwärtige grelle Töne dem Auge darstellen und vor aller Harmonie zu fliehen scheinen, so geben sie wohl ganz dreist und getrost zur Antwort, sie sähen die Natur genau auf solche Weise. Kant hat uns aufmerksam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gäbe..... Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, daß eine Kritik der Sinne nötig sei, wenn die Kunst .... irgend wieder sich erholen .... solle“ [3]). „Nach unserer Überzeugung sollte der junge Künstler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich dächte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden ..... möge“ [4]). „Wir sehen in der Natur nie etwas als Einzelheit... Auch fällt uns wohl ein einzelner Gegenstand als besonders malerisch auf; es ist aber nicht der Gegenstand allein, der diese Wirkung hervorbringt, sondern es ist die Verbindung, in der wir ihn sehen ..... Lasse ich aber diese einwirkenden Ursachen in meinem Bilde hinweg, so wird es ohne Wahrheit sein und ohne

1) Spr. Nr. 696. 2) S. z. B. Eckerm. I, 181; Gespräch mit Boisserée 20. Oktober 15; Zur Kunst p. 381; desgl. auch die Kunstabschnitte in den „Wanderjahren“. 3) Spr. Nr. 759. 60. E. II, 50. 4) Spr. Nr. 751.

die eigentliche überzeugende Kraft“ [1]. Die erste Gelegenheit für den Künstler aber, sich auch schon inmitten seiner Studien produktiv zu erweisen, wäre nun, wo etwa ein Element der möglichen schönen Gesamtwirkung jener Verbindungen beraubt sich fände, „Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunstwerke hervorzubringen ..... Kein Busch, kein Baum, dem man nicht durch die Nachbarschaft eines Felsens, einer Quelle Bedeutung geben, durch eine mäßige einfache Ferne größeren Reiz verleihen könnte“ [2]). Es braucht kaum gesagt zu werden, daß neben diesem Studium der Natur zugleich die gewissenhafte Aneignung der „Technik“, des „Handwerkes“ hergehen hat; „die durch Übung zu erlangende Fertigkeit ist es eigentlich, die das Talent endlich zur Meisterschaft erhebt“ [3]. Allein die Gewähr wahrhaft künstlerischer Leistung ist doch nur dann gegeben, wenn diese Übung nicht nur an dem Vorbilde der Natur, sondern auch an dem Muster klassischer Kunstleistungen geschieht. „Kopieren“, äußerte Goethe zu einer jungen Malerin, „kopieren müßtest Du mir von früh bis in die Nacht in systematischer Folge, — und dann erst, wenn hierin genug geschehen, komponieren und selbstständig schaffen“ [4]. Und ebenso rief er den Bildhauern zu: in der Plastik sei Denken und Reden ganz unnütz, der Künstler müsse würdige Gegenstände mit Augen sehen, er habe nach den Resten der höchsten Vorzeit zu fragen, welche denn ganz allein in den Arbeiten des Phidias und seiner Zeitgenossen zu finden seien. In England möge er deshalb so lang als möglich verweilen, daselbst vor allen Dingen auf's Fleißigste den geringsten Überrest des Parthenon und des Phigalischen Tempels studieren; „auch der kleinste, ja beschädigte Teil wird ihm Belehrung geben“ [5]). — Wenn nun aber der Künstler endlich zur eigenen Produktion vorschreite, so sei die Wahl

1) Eckerm. III, 79. 80. 2) Spr. Nr. 752. Wie sehr diese Forderungen mit der früher entwickelten Theorie Goethe's in Einklang stehen, bedarf keines näheren Nachweises. 3) An Nicolaus Meyer 11. März 28. 4) Unterh. mit Müller 29. April 18. 5) Zur Kunst p. 382. Die genannten Sculpturen waren kurz zuvor durch Lord Elgin und Baron Stackelberg nach London gekommen.

des Gegenstandes von höchster Wichtigkeit, — und gerade hierin suchte er der jung aufstrebenden Künstlergeneration die Wege zu weisen, indem er in „Kunst und Altertum“ Stoffe zur Bearbeitung vorschlug. Die Plastik wies er insbesondere auf das Porträt hin,[1]) da der ausgebildeten Kunst auch „der Übergang in das Reelle“ gut anstehe[2]) und da zudem die Plastik nur auf ihrer höchsten Stufe durch sich selbst wirken könne, meist dagegen sich noch ein stoffartiges Interesse suchen müsse, wie es eben in den Bildnissen bedeutender Menschen zu finden sei, durch welches sie eng mit dem reellen Leben verknüpft und um dessentwillen bei jeder pietätvollen Familie wie Körperschaft freudigste Pflege finden werde. Auf die ferneren praktischen Vorschläge Goethe's noch einzugehen würde uns hier zu weit führen. Weit seltener finden wir ihn über die Aufgaben der Architektur sich aussprechen. Daß er irgend einen bestimmten Stil, sei es der Antike oder Renaissance, sei es des Mittelalters zur Nachahmung empfehle, ist nirgends gesagt. Es scheint, als ob er gerade in dieser Kunst den Anforderungen der Gegenwart, des Zeitgeschmackes mehr einräumte als in anderen; wenigstens erklärt er sich sehr entschieden gegen jede Einrichtung oder Ausschmückung eines Hauses im Stile irgend einer vergangenen Zeit, z. B. in dem gothischen. „Es ist immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinsicht wohltuen kann, vielmehr auf den Menschen, der sich damit befaßt, einen nachteiligen Einfluß haben muß. Denn so etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tage, in den wir gesetzt sind[3]). Und ebenso äußerte er über die Gothik als Baustil, „man solle jene altdeutsche Bauart zwar höchlich schätzen, ihr Andenken erhalten, ihr historische Untersuchungen widmen, und von ihr, besonders im Technischen manches lernen, neue Gebäude

1) Ibid. p. 385 ff. 2) Als Beispiel gelungener realistischer Behandlung führt Goethe Rauch's Reliefs an der Blücher-Statue zu Berlin an, die man freilich heutzutage wohl anders rubricieren würde. Zur Kunst p. 430. 3) Eckerm. I, 204.

jedoch in diesem Geschmack und Styl aufzuführen, keineswegs unternehmen“ [1]). Um so mehr war er dagegen von dem Bewußtsein des Wertes erfüllt, den die der Gegenwart angemessene künstlerische Vollendung nicht nur des Hauses für den Bewohner, sondern der ganzen Stadt für den Bürger habe. Mit der Wirkung der Musik verglich er den Eindruck solcher Umgebung, wie er überhaupt die Architektur eine „verstummte Tonkunst“ nannte und die hellenische Sage bewunderte, nach welcher Orpheus durch die Töne seiner Leier die Steine herbeilockte und nach der Bewegung seiner Rhythmen gesetzmäßig sich ordnen ließ. „Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer solchen Stadt wandeln und weben zwischen ewigen Melodieen; der Geist kann nicht sinken, die Tätigkeit nicht einschlafen, das Auge übernimmt Funktion, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem ideellen Zustand; ohne Reflexion, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses teilhaftig .... Dagegen in einer schlecht gebauten Stadt, wo der Zufall mit leidigem Besen die Häuser zusammenkehrte, lebt der Bürger unbewußt in der Wüste eines düsteren Zustandes; dem fremden Eintretenden jedoch ist es zu Mute, als wenn er Dudelsack, Pfeifen und Schellentrommeln hörte und sich bereiten müßte, Bärentänzen und Affensprüngen beizuwohnen [2])“.

Aber wenn Goethe so die Wirkung der Architektur und Musik gleichsetzt, so ist doch andererseits gerade zwischen diesen beiden Künsten die größte Verschiedenheit obwaltend. Die Architektur arbeitet mit dem kompaktesten, massivsten Material zu praktischem Zweck; die Musik mit dem flüchtigsten, ja unsichtbaren, abgelöst von jeder Beziehung auf das reale Leben. Gerade das letztere hob Goethe eifrig hervor [3]): „Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am Eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und

1) An Baumeister Catel 10. Mai 15. Goethe Jahrbuch IV, 165. 2) Spr. Nr. 694. 3) Ibid. 659.

erhöht und veredelt alles, was sie ausdrückt". Über die Aufgabe der Musik äußert er dann weiter: „Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat sie die größte Wirkung auf's Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane sollte durchaus heiter sein" [1]). „Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Neckische der Volksmelodieen sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht ... Die Vermischung macht irre, die Verschwächung wird fade, und will die Musik sich an Lehrgedichte, oder beschreibende, und dergleichen wenden, so wird sie kalt" [2]). — Indeß liegt bei dieser Betrachtung der Musik schon die Gefahr nahe, sie ihres einzigartigen Charakters zu entkleiden und in's Stoffliche herabzuziehen. Daher würdigt Goethe auch neben dieser Musik „aller Nordländer" auch jene andere der Italiener, welche man als durchaus „selbstständige Kunst betrachtet, in sich selbst ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußeren Sinn genießt". Und die Aufgabe der Komponisten sah er in der Vereinigung und Versöhnung beider Richtungen, welche er mit folgenden Worten auf's Anschaulichste schildert. „Der Italiener wird sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie befleißigen; er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung als solchen ergetzen; er wird des Sängers Kehle zu Rate ziehen und das, was dieser an gehaltenen oder schnell auf einander folgenden Tönen und deren mannigfaltigstem Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben und so das gebildete Ohr seiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, seinem Text ... keineswegs genuggetan zu haben. Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen .... Seltsame Harmonieen, unterbrochene Melodieen, gewaltsame Abweichungen und Übergänge

1) Spr. Nr. 660. 2) Ibid. 662.

ſucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angſt und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Komponiſten werden bei Empfindenden, bei Verſtändigen ihr Glück machen, aber dem Vorwurf des beleidigten Ohrs . . . ſchwerlich entgehen“ [1]).

III.

Die Aufgabe, jede Tiefe der Empfindung, auch das Schrankenloſe menſchlicher Leidenſchaft auszudrücken, wird dagegen unbeſtritten der Dichtkunſt zuerteilt. Am erſchöpfendſten finden wir dieſe von Goethe behandelt. Den allzu großen Zudrang nach dieſem Zweige der Kunſtübung bedauerte er. „Es werden jetzt Produktionen möglich, die Null ſind, ohne ſchlecht zu ſein: Null, weil ſie keinen Gehalt haben, nicht ſchlecht, weil eine allgemeine Form guter Muſter den Verfaſſern vorſchwebt“ [2]). Dieſe nachahmende, ſcheinbare Produktivität fand er insbeſonders in der Lyrik, indem er meinte: „Die deutſche Sprache iſt auf einen ſo hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß es einem jeden gegeben iſt, ſowohl in Proſa als in Rhythmen und Reimen ſich dem Gegenſtande wie der Empfindung gemäß nach ſeinem Vermögen glücklich auszudrücken, . . . daß ein jeder ſich gedrängt fühlt, ſeine Gedanken und Urteile, ſein Erkennen und Fühlen mit einer gewiſſen Leichtigkeit mitzuteilen. Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngeren einzuſehen, daß hierdurch im höheren Sinne noch wenig getan iſt“ [3]). In der Fähigkeit, nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch die Welt ringsumher

1) Anm. zu Rameau's Neffe p. 121. Goethe ſchätzte den muſikaliſchen Genuß bekanntlich ſehr hoch, und hatte außerdem ein praktiſches Verhältnis zur Muſik ſowohl durch die Opernaufführungen der Weimarer Bühne, als auch durch ſeine Beziehungen zu den Komponiſten ſeiner eigenen Lieder, vor allem zu Zelter; allein bei alledem äußert er doch ſelbſt, daß es ihm „an Kenntnis der Mittel fehlt“, deren ſich die Muſik bedient, und wir dürfen daher nicht erwarten, bei ihm techniſche Ratſchläge für den Muſiker zu finden. 2) Spr. Nr. 119. 3) Zur Litteratur 228. S. auch Eckerm. II, 87.

darzuſtellen, noch mehr in dem „Gehalt", „Gehalt des eigenen Lebens" [1]), der auch die bloße Darſtellung des eigenen Selbſt bedeutend zu machen vermöge, liege das Kriterium wahrer Dichtergabe. Nicht von außen her könne ſie erſetzt werden; ſelbſt an Schillers Dramen, an Manzoni's berühmtem Romane tadelte er, daß beide, weil ihnen „keine poetiſch brauchbare Natur" in der gegenwärtigen „ſchlechten Zeit" begegnet ſei, zu äußeren Hilfsmitteln ſich aufzuerbauen gegriffen hätten, Geſchichte und Philoſophie; dem reinen poetiſchen Succeß „ſeien dieſe Hilfen im Wege" [2]). Denn dadurch unterſcheide ſich die Poeſie von der Proſa, daß ſie durch die Phantaſie Dinge entſtehen laſſe, die für den Verſtand ewig problematiſch blieben, — nach Geſetzen, denen der Verſtand nicht beikommen könne und ſolle [3]). Und ſo ſagt er insbeſondere von der Lyrik: „Alles Lyriſche muß im Ganzen ſehr vernünftig, im Einzelnen ein Bißchen unvernünftig ſein" [4]). Und wenn wir daneben einen Ausſpruch finden: „Die höchſte Lyrik iſt entſchieden hiſtoriſch", ſo wiſſen wir, daß derſelbe nicht verſtanden ſein will „durch hiſtoriſche Studien erzeugt", ſondern aus hiſtoriſcher Empfindung, eng mit der geſamten Individualität verwoben, hervorgegangen, wie dies auch das ſogleich folgende Beiſpiel beweiſt: „Man verſuche die mythologiſch-geſchichtlichen Elemente von Pindar's Oden abzuſondern, und man wird finden, daß man ihnen durchaus das innere Leben abſchneidet" [5]).

Was die äußere Form der Dichtung, Rhythmus und Reim anlangt, ſo huldigte Goethe keiner ſehr ſtrengen Technik in dieſer Hinſicht. Wie ſeine eigenen Hexameter große Freiheit des Rhythmus, ſeine Reimgedichte äußerſt oft unreine Reime zeigen, ſo ſtand er auch den Beſtrebungen anderer, hierin ſtrengere Regeln einzuführen, (in früherer Zeit Voß, in ſpäterer Platen) feindlich gegen-

1) Zur Litteratur 231. 2) Eckerm. I, 261. Daß Goethe das Lehrgedicht nur als eine untergeordnete Nebenform der Dichtung betrachtete, iſt ſchon früher gezeigt worden. 3) Ibid 251. 4) Spr. Nr. 123. 5) Zur Litteratur p. 654.

über. „Wunderlich", nennt er die Forderungen, „selbst gegeben" die Gesetze der Vossischen Schule über den Hexameter[1]), und meint 20 Jahre später: „Die Herren Kritiker fangen an zu quängeln, ob in einem Reim ein s auch wieder auf ein s komme, und nicht etwa ein ß auf ein s. Wäre ich noch jung und verwegen genug, so würde ich absichtlich gegen alle solche technischen Grillen verstoßen"[2]). Sein Sinnen war durchaus auf die Bestimmung der Kompositionsgesetze, auf die Art und Weise der poetischen Auffassung und Behandlung des Stoffes in den einzelnen Dichtungsgattungen gerichtet, und schon aus der Zeit seines Verkehres mit Schiller liegt uns als Frucht dieses Denkens der Aufsatz über „epische und dramatische Dichtung"[3]) vor. Da Goethe's Ansichten hierüber später keine Wandlung erlitten haben, so sei es uns gestattet, diese Abhandlung hier zu verwerten. Der Epiker und Dramatiker, beginnt Goethe, seien beide den Gesetzen der Einheit und der Entfaltung unterworfen, beide behandelten ähnliche Gegenstände und bedienten sich aller Arten von Motiven; ihr Unterschied liege aber darin, daß der epische Rhapsode seinen ruhig horchenden Zuhörern die Begebenheit als vollkommen vergangen, der Schauspieler seinen gespannt erwartenden Zuschauern als vollkommen gegenwärtig darzustellen habe. Das Epos stelle deshalb vorzüglich den außer sich in einer gewissen Breite wirkenden Menschen dar, das Drama den nach innen geführten, die Tragödie vorzüglich den innerlich leidenden; schneller als das Epos dränge das Drama auf sein Ziel vor; denn wenn sich auch beide Gattungen der retardierenden, d. h. den Gang der Handlung aufhaltenden Motive mit größtem Vorteil bedienten, so seien doch die eigentlich rückwärtsschreitenden, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernten, ausschließlich dem Epos eigentümlich; dem Drama aber vorzüglich

1) An Nicol. Meyer 28. März 06. 2) Eckerm. II, 176. 3) Zur Litteratur p. 223. 226. Wie fein und eigentümlich deutsch dabei Goethe's Sprachgefühl sich im Versbau äußert, hat Victor Hehn neuerdings sehr geistvoll nachgewiesen.

die vorwärtsſchreitenden, die Handlung fördernden angemeſſen. Gleich eröffnet ſei beiden die ſittliche Welt, in phyſiologiſcher wie pathologiſcher Erſcheinung, ebenſo die Welt der Phantaſieen, Ahnungen und Schickſale; die äußere Welt dagegen ſei mehr dem Epiker erſchloſſen, der beſonders durch Gleichniſſe ſie zu vielſeitigſter Darſtellung zu bringen habe, während der Dramatiker mehr auf einem Punkte verharre.

In dem Romane ſah Goethe damals nur eine untergeordnete Nebenform des Epos, wie aus der Korreſpondenz, die er mit Schiller über „Wilhelm Meiſter“ führte, hervorgeht; ſpäter geſtand er ihm eine ſelbſtſtändigere Würde zu, indem er ihn „eine ſubjektive Epopöe“ nannte, in der der Verfaſſer die Welt nach ſeiner Weiſe behandle und deren Wert weſentlich von dem Intereſſe abhinge, das die Individualität des Verfaſſers einzuflößen vermöge [1]). Einen ganz beſonderen Wert ſprach er der Verbindung von epiſchen mit lyriſchen und dramatiſchen Elementen zu, „wie wir an den ſchätzenswerteſten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden“. „Sie bringen eben durch dieſe Vereinigung im engſten Raume das herrlichſte Gebilde hervor“ [2]). Wir brauchen uns hier nur an Goethe's eigene Balladen vom Erlkönig, von der Müllerin, vom vertriebenen Grafen zu erinnern. Weitaus am häufigſten aber finden wir Goethe in der Epoche, die uns vorwiegend intereſſiert, mit der Theorie des Drama's beſchäftigt. „Ein dramatiſches Werk zu verfaſſen, dazu gehört Genie. Am Ende ſoll die Empfindung, in der Mitte die Vernunft, am Anfang der Verſtand vorwalten und alles gleichmäßig durch eine lebhafte klare Einbildungskraft vorgetragen werden“ [3]). — Die Ausbildung eines eigenen deutſchen Dramas lag ihm am Herzen, wie er ſie auch während ſeiner Theaterleitung zu Weimar zu fördern geſucht hatte; er warnte vor fremden Lehren

1) Spr. Nr. 126. 2) Weſtöſtl. Divan. Noten: Naturformen der Dichtung. 3) Spr. Nr. 774.

und Vorbildern: „Eigentümlichkeit des Ausdruckes ist Anfang und Ende alter Kunst. Nun hat aber eine jede Nation eine von dem allgemeinen Eigentümlichen der Menschheit abweichende besondere Eigenheit". „Wieviel falsches Shakespeare und besonders Calderon über uns gebracht, wie diese zwei großen Lichter des poetischen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Litteratoren der Folgezeit historisch bemerken" [1]). Und ähnlich urteilt er über die Theorieen des Aristoteles, daß sie nur im Zusammenhange des philosophischen Denkens des Mannes Klarheit und Wert erhielten, daß sie aber in rein äußerlicher genauer Anwendung auf die moderne dramatische Produktion nur Verderben gebracht hätten" [2]). Das Gesetz der drei Einheiten habe nur den praktischen Zweck, das Drama leicht faßlich zu machen, was bei den Griechen auch vollständig erreicht worden sei; einen absoluten Wert aber habe es nicht, und wenn es, wie bei den Franzosen in komplicierteren Stoffen die Faßlichkeit geradezu hindere, so sei es besser, sich wie Shakespeare tue, darüber hinwegzusetzen [3]). — Welche aber war nun Goethe's eigene Theorie? — „Des tragischen Dichters Aufgabe und Tun" lautet einer seiner Sprüche, „ist nichts anderes als ein psychisch-sittliches Phänomen, in einem faßlichen Experiment dargestellt, in der Vergangenheit nachzuweisen". Ein Phänomen „des Menschengeistes" [4]), definiert er gleich darauf näher. Wir werden, was hier von dem tragischen Dichter gesagt ist, auf den dramatischen überhaupt beziehen dürfen.

Indem Goethe nur von menschlichen psychisch-sittlichen Phänomenen redet, schließt er schon die bloß äußerlichen Motivierungen der Schicksalsdramen aus, gegen welche er sich auch anderwärts ausdrücklich ausspricht; die tragische Schicksalsidee der Griechen sei unserer jetzigen Denkungsweise nicht mehr gemäß; verarbeite ein moderner

1) Spr. 768. 69; vgl. auch 676. 2) Spr. Nr. 771. 3) Eckerm. I, 139. 140. 4) Spr. Nr. 772. 73.

Poet ſolche früheren Ideen zu einem Theaterſtück, ſo ſehe es immer aus wie eine Art von Affektation[1]). Das ſittliche Phänomen, von dem die Handlung ausgehe, ſei das Gegebene, nicht weiter zu motivierende, auch von dem Zuſchauer anzunehmende;[2]) die konſequente Entwickelung der Handlung aus dieſer Vorausſetzung ſei die dramatiſche Aufgabe. Die Expoſition müſſe ſchon an ſich bedeutend und intereſſant ſein; aber auf noch Wichtigeres, was kommen werde, ſchließen laſſen; und ſo müſſe ferner jede Handlung ſowohl an ſich bedeutend als auch gleichſam ſymboliſch ſein, d. h. auf noch bedeutenderes hinweiſen[3]). Das Charakteriſtiſche des Tragiſchen aber fand er in Situationen, aus denen kein Ausgang, bei denen keine Verſöhnung denkbar ſei,[4]) wo der Konflikt unlösbar ſich geſtalte,[5]) wo alſo das pſychiſche Phänomen einen unverſöhnlichen Zwieſpalt enthalte[6]). Nicht genug konnte er endlich die dramatiſchen Dichter darauf hinweiſen, von Anfang an, in Anlage und Ausführung eines Stückes ſchon das Theater im Auge zu haben, für die Bretter zu ſchreiben, weil alle nachträglichen Einrichtungen und Zuſtutzungen doch nicht mehr im ſtande ſeien das urſprünglich nicht theatraliſch gedachte theatraliſch wirkſam zu machen[7]). „Den Grund aller theatraliſchen Kunſt" aber wie jeder anderen Kunſt ſah er in dem „Wahren"[8]) und „Naturgemäßen". „Je bedeutender dieſes iſt, auf je höherem Punkte Dichter und Schauſpieler es zu faſſen verſtehen, eines deſto höheren Ranges wird ſich die Bühne zu rühmen haben"[9]). Falſch ſei es eine beſtimmte politiſche, religiöſe oder ethiſche Wirkung von einer „der höheren Sinnlichkeit gewidmeten Anſtalt" zu erlangen, „durch das Theater lehren und beſſern" zu wollen[10]); ſelbſt

1) Eckerm. II, 240. 2) An Riemer 28. Juni 1809. 3) Eckerm. I, 174, wo insbeſondere Molière's Tartuffe als Muſter angeführt wird. 4) Unterh. mit Müller 7. April 30. 5) Eckerm. III, 87. 6) An Zelter 31. Oct. 31. 7) Eckerm. I, 174. 8) Man beachte auch hier den Unterſchied zwiſchen „Wahr" und „Wirklich". Vgl. aus früherer Zeit den Aufſatz „Über Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke". 9) Spr. Nr. 765. 10) Zur Kunſt p. 705—707.

großen Schauspielern, Eckhof, Schröder, Iffland warf er vor, aus Rücksicht auf das Gefühl ihrer persönlichen Würde die theatralische Kunst aus dem Gebiet des Charakteristischen in das des „Anständigen, Gebilligten und wenigstens scheinbar Guten" gezogen zu haben. Die Erfahrung seiner eigenen langjährigen Theaterleitung legte er in verschiedenen Aufsätzen nieder, die praktische Winke für den Schauspieler enthielten, wie er andererseits den Dichtern durch Empfehlung passender Stoffe zu Hilfe zu kommen suchte. Verbannt aber ist freilich die theatralische Darstellung aus jenem Kreise idealen künstlerischen Zusammenwirkens, der uns in dem wunderbaren, ganz der Erziehung und Bildung gewidmeten Lande der „Wanderjahre" vorgeführt wird,[1]) — verbannt, weil sie sich aller übrigen Künste bediene, aber nicht um sie zu befördern, sondern um sie zu verderben, indem sie flüchtig und gewissenlos sie ihres Ernstes entkleide. Der Dichter hat hier die empirische Bühne mit ihren Mängeln und Übelständen im Auge gehabt; an anderer Stelle aber mahnt er selbst, darüber die ideelle Seite nicht zu vergessen[2]): „Von der ideellen Seite steht das Theater sehr hoch, so daß ihm fast nichts, was der Mensch durch Genie, Geist, Talent, Technik und Übung hervorbringt, gleichgestellt werden kann". Nachdem Poesie, Rhetorik, Mimik in ihrer Vereinigung gepriesen worden, wird endlich hervorgehoben, wie auch Architektur, Plastik, Malerei, Musik mitwirken, und so „eine Masse von menschlichen Herrlichkeiten auf diesen einen Punkt sich richten lasse". In so idealer Vollendung ist dann gerade das Theater die Stätte, wo das Verlangen einheitlichen gegenseitig anerkennenden und fördernden Zusammenwirkens aller Künste erfüllt werden kann, wie es so rein und tief in dem Bundesliede der Jünger jener Kunstschule gepriesen wird.

Zu erfinden, zu beschließen
Bleibe Künstler oft allein;
Deines Wirkens zu genießen,
Eile freudig zum Verein!

1) S. 250—260. 2) Biographische Einzelheiten p. 330.

Hier im Ganzen, ſchau, erfahre
Deinen eig'nen Lebenslauf!
Und die Taten mancher Jahre
Geh'n Dir in dem Nachbar auf . . .

Wie beherzt in Reim und Proſe
Redner, Dichter ſich ergehn,
Soll des Lebens heit're Roſe
Friſch auf Malertafel ſtehn,
Mit Geſchwiſtern reich umgeben,
Mit des Herbſtes Frucht umlegt,
Daß ſie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tauſendfach und ſchön entfließe
Form' aus Formen Deiner Hand
Und im Menſchenbild genieße,
Daß ein Gott ſich hergewandt!
Welch' ein Werkzeug ihr gebrauchet,
Stellet Euch als Brüder dar!
Und geſangweis flammt und rauchet
Opferſäule vom Altar.

Fünfter Abſchnitt.

Goethe's Betrachtung der politiſchen und ſozialen Verhältniſſe.

Fünfter Abſchnitt.

Goethe's Betrachtung der politiſchen und ſozialen Verhältniſſe.

Erſtes Kapitel.

Urteile.

Goethe war niemals Verfechter eines beſtimmten politiſchen Syſtems, nie Anhänger einer organiſierten politiſchen Partei. Auch ſeine politiſchen Anſchauungen ſind durchaus erwachſen aus dem Bewußtſein der praktiſchen Aufgaben ſeiner tatſächlichen Lebensſtellung, verbunden mit fortgeſetzter Beobachtung der politiſchen und ſozialen Verhältniſſe, die ihn umgaben oder irgend welche Bedeutung für ſein geiſtiges Leben gewonnen hatten.

Den Grundſatz, daß die politiſche Betätigung des Mannes in den engſten Kreiſen ſeiner bürgerlichen Exiſtenz, in Familie, Stadt, Beruf zu beginnen habe, hat er ſtets mit Entſchiedenheit ausgeſprochen, und iſt ihm auch zeitlebens treu geblieben. Goethe war vor allen Dingen der treuſte Untertan und ſelbloſeſte Ratgeber des Herzogs Karl Auguſt, der mit ganzem Herzen ſeinem Lande gewidmete Bürger des weimariſchen Herzogtums. Das Bewußtſein des vollen Vertrauens, mit welchem ſein Fürſt dieſe Treue ihm lohnte, vor allem aber der tiefſten Übereinſtimmung mit ihm in der gemeinſamen Sorge um das Wohl des Landes, ſoweit auch oft die Anſchauungen über die Mittel und Wege aus einander gingen, gab ſeinen politiſchen Anſchauungen jene ruhige, hoffnungsvolle Zuverſicht, welcher die Leidenſchaften des modernen Parteilebens gänzlich fremd bleiben mußten, welcher die Förderung des

geistigen und materiellen Fortschrittes als selbstverständliche Aufgabe galt, welcher aber grundstürzende Umwälzung des Bestehenden nicht als erstrebenswertes Ziel und gar der Gedanke, Gesinnungstüchtigkeit an der Entschiedenheit der Opposition zu messen, nur als beklagenswerte Verirrung erscheinen konnte. Wie er mit tiefempfundener Verehrung sagen konnte: „Ich bin mit dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu tuen und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte“ [1]), — so sprach es Karl August aus, daß er Goethe dauernd für seinen Dienst gewonnen zu haben als eine der höchsten Zierden seiner Regierung erachte, und aus tiefstem Herzen entsprang ihm der Wunsch: „Bis zum letzten Hauche beisammen!“ Ein so unerschütterliches, reines und edles Lebensverhältnis mußte für die Anschauungen des Dichters von hochwichtiger Bedeutung werden.

Zugleich aber war sein lebhaftes Interesse zu aller Zeit der Erforschung fremder Nationalcharaktere in Verbindung mit den Geschicken, welche sie beeinflußten und bildeten, zugewandt.

Wir haben zwar früher gesehen, daß Goethe der historischen Forschung fremd gegenüber stand, wie ja seine wissenschaftliche Tätigkeit sich überhaupt wesentlich auf die Naturforschung beschränkte. „Bloß die Naturwissenschaften“, äußerte er paradox, „lassen sich praktisch machen und dadurch wohltätig für die Menschheit. Die abstrakten, die Philosophie und Philologie, führen, wenn sie metaphysisch sind, in's Absurde der Möncherei und Scholastik; sind sie historisch, in's Absurde der Welt- und Staatsverbesserung“ [2]). Und das Interesse, welches ein so gewaltiges geschichtswissenschaftliches Unternehmen, wie des Freiherrn von Stein „Monumenta

1) Eckerm. III, 61. 2) Aphorismen 29. Jan. 04. p. 286.

Germaniae“ ihm vorübergehend erweckte [1]), ließ bald wieder nach. Aber trotzdem war gerade Goethe in hohem Maße scharfe Auffassung, und tiefes Verständnis für Zustände der Vergangenheit und Gegenwart eigen; nicht in dem Sinne, daß er die Entwickelung der politischen und nationalen Gebilde zu verfolgen, nachzuerleben, und daraus den gegenwärtigen Zustand zu begreifen unternahm, sondern in der Bedeutung, daß er die Individualität derselben als etwas Gegebenes scharf aufzufassen und zu würdigen wußte. Was seine Dichterkraft vor allem auszeichnet, jenes Vermögen unendlich verständnisvoller und lebenswahrer psychologischer Charakteristik, das wird hier Völkerpsychologie, Psychologie einzelner historischer Epochen, die er gleichfalls als etwas Gegebenes, Festumgrenztes auffaßt. Wie wir ihn die organische Natur nicht in ihrer uns verborgenen Entstehung, sondern als ein ungeheures Bild in der ideellen Einheit und charakteristischen Verschiedenheit der einzelnen Gestalten begreifen sehen, so erblickt er auch in den einzelnen Völkerindividualitäten, in den wichtigsten historischen Epochen die einzelnen Seiten der menschlichen Natur charakteristisch verkörpert und beurteilt sie nach dem Maßstabe der Idee, die er sich aus der Erfahrung des Lebens gewonnen hat. Die wichtigste und reichste Fundgrube solcher Urteile ist für uns der historische Teil der Farbenlehre, aus dem einige Abschnitte hier folgen mögen.

II.

Interessant ist die dort sich befindende Bemerkung über das Römertum. „Die Römer waren aus einem engen, sittlichen, bequemen, behaglichen bürgerlichen Zustand zur großen Breite der Weltherrschaft gelangt, ohne ihre Beschränktheit abzulegen; selbst

1) Siehe zur Litteratur p. 135—141.

das was man an ihnen als Freiheitssinn schätzt, ist nur ein borniertes Wesen. Sie waren Könige geworden und wollten nach wie vor Hausväter, Gatten, Freunde bleiben, und wie wenig selbst die Besten begriffen, was Regieren heißt, sieht man aus der abgeschmacktesten Tat, die jemals begangen worden, der Ermordung Cäsars“ [1]).

Wenig nur findet sich dort das Mittelalter berührt. Daß aber Goethe diesem keineswegs günstig gesinnt war, hat er in einem Briefe direkt ausgesprochen [2]) und in der satirischen Schilderung der „Dunkelsten Pfaffen- und Ritterzeit“ [3]) im zweiten Teile des Faust sehr deutlich erwiesen. Der Preis der „Heil'gen und Ritter“, aus dem Munde des Kanzlers, der in den Worten gipfelt: „Sie nehmen Kirch' und Staat zum Lohn“ [4]), ist ebenso scharf treffend wie die späteren Verse, die den Mangel jeder Staatsordnung kennzeichnen:

Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt, — Zunft gegen Adel Fehde hat;
Der Bischof mit Kapitel und Gemeinde; Wer sich nur ansah, waren Feinde...
Und allen wuchs die Kühnheit nicht gering; Denn leben hieß: sich wehren — Nun das ging.
Es ging, es hinkte, fiel, stand wieder auf; Dann überschlug sich's, rollte plump zu Hauf [5]).

Systematische Charakteristik historischer Epochen aber finden wir nur in betreff der neueren Zeit.

Von dem sechszehnten Jahrhundert schreibt Goethe: „In der ersten Hälfte zeigt sich eine hohe Bildung, die aus Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Gebundenheit und Ernst hervortritt. Sie ruht auf der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Was in dieser geboren und erzogen ward, glänzt nunmehr in seinem ganzen Wert, in seiner vollen Würde, und die Welt erlebt nicht leicht

---

1) p. 87. 2) An Zelter 29. Jan. 31. 3) Naturwiss. Einzelh. p. 228. 4) Akt I, 295. 96. 5) IV, 226 ff.

wieder eine solche Erscheinung. Hier zeigt sich zwar ein Konflikt zwischen Autorität und Selbsttätigkeit, aber noch mit einem gewissen Maße. Beide sind noch nicht von einander getrennt, beide wirken auf einander, tragen und erheben sich. In der zweiten Hälfte wird das Streben der Individuen nach Freiheit schon viel stärker. Schon ist es jedem bequem, sich an dem Entstandenen zu bilden, das Gewonnene zu genießen, die frei gemachten Räume zu durchlaufen; die Abneigung vor Autorität wird immer stärker, und wie einmal in der Religion protestiert worden, so wird durchaus auch in der Wissenschaft protestiert, so daß Baco von Verulam zuletzt wagen darf mit dem Schwamm über alles hinzufahren, was bisher auf die Tafel der Menschheit verzeichnet worden war“ [1]).

Das achtzehnte Jahrhundert wird ebenda mit folgenden Worten geschildert:

„Bei seinen großen Verdiensten hegte und pflegte es manche Mängel und tat den vorhergehenden Jahrhunderten, besonders den weniger ausgebildeten, gar mannigfaches Unrecht. Man kann es in diesem Sinne wohl das selbstkluge nennen. ... Wo findet sich Ehrfurcht für hohe, unerreichbare Forderungen? Wo das Gefühl für einen in unergründliche Tiefen sich senkenden Ernst? Wie selten ist die Nachsicht gegen kühnes, mißlungenes Bestreben! Wie selten die Geduld gegen den langsam Werdenden! .... Selten wird sich finden, daß eine problematische Natur mit Gründlichkeit und Billigkeit dargestellt worden“. Und zur Betrachtung der Gegenwart, vorzüglich wohl der romantischen Richtung sich wendend, fährt Goethe fort, das 19. Jahrhundert scheine „auf dem Wege zu sein, gedachten Fehler des vorangegangenen wieder gut zu machen, wenn es nur nicht in den entgegengesetzten sich zu verlieren das Schicksal hat“ [2]).

Unter den politischen Erscheinungen der Neuzeit mußte es

---

1) Farbenl. p. 157. 2) Ebenda p. 156.

nach allem Vorhergegangenen der aufgeklärte Despotismus sein, der Goethe besonders anzog. Diesen hat er offenbar im Auge, wenn er in seiner „Novelle" den jungen Fürsten mit den Worten einführt: (Sein) „Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollten" [1]).

Am meisten tritt diese Vorliebe in seiner Hochschätzung Friedrich's des Großen hervor. Welchen Eindruck dessen Taten schon auf den Knaben machten, hat Goethe später in „Dichtung und Wahrheit" lebendig geschildert. Und noch in Rom, als er die Nachricht von dem Tode Friedrich's erhalten, feiert er ihn als „den großen König, dessen Ruhm die Welt erfüllte", der „endlich auch das Zeitliche gesegnet, um sich mit den Heroen seinesgleichen im Schattenreiche zu unterhalten" [2]). Bald darauf stellte er ihn in der zehnten römischen Elegie in eine Reihe mit Alexander und Cäsar [3]). Daß erst durch Friedrich in die deutsche Poesie „wahrer und höherer eigentlicher Lebensgehalt" gekommen sei [4]), hob er noch in späterem Alter entschieden hervor.

Die Kehrseite dieses Despotismus, vor allem das Treiben des Versailler Hofes und Ludwig's XV. hat er dagegen noch in seinem letzten poetischen Werke, dem vierten Akt des Faust, aufs schärfste gebrandmarkt („Schlecht und modern! Sardanapal"!) [5])

Doch sein volles Interesse wurde auf politische Angelegenheiten erst durch die französische Revolution gelenkt, deren Entstehen und Verlauf er wie ein großartiges schreckenerregendes Naturereignis mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte. Die Hoffnungen, welche die ersten vielverheißenden Anfänge derselben in ihrer Fülle reiner Begeisterung erregten, hat Niemand so glänzend

---

1) Novelle p. 143. 2) Ital. Reise p. 153. 3) Gedichte II, 24. 4) Dichtung und Wahrheit II, p. 62. 5) Faust II, 4, 138.

geſchildert und volltönend geprieſen, wie er es in „Hermann und Dorothea“ getan.

„Denn, wer leugnet es wohl, daß hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſei,
Von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte Jeder ſich ſelbſt zu leben; es ſchien ſich
Aufzulöſen das Band, das viele Länder umſtrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
— — — —
Waren nicht jener Männer, der erſten Verkünder der Botſchaft,
Namen den höchſten gleich, die unter die Sterne geſetzt ſind?
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Mut und der Geiſt und die Sprache?“[1])

Aber bald enttäuſchten die Ausſchreitungen der Revolution alle Sympathieen, die ſie in edlen Geiſtern erweckt hatte. Die Überzeugung, daß die Gewaltſamkeit und Pietätloſigkeit nichts Neues ſchaffen könne, daß ſogar die bisherigen Errungenſchaften der Kultur nicht nur in Frankreich, auch in Deutſchland, in Europa gefährdet ſeien, daß überhaupt die unruhige politiſche Neuerungsſucht und der ungezügelte Unabhängigkeitsdrang des Individuums dem ſtetigen Kulturfortſchritte nachteilig ſeien, — erfüllte den Dichter bald mit Grauen vor der dämoniſchen Macht der Verwüſtung, die ſich hier offenbarte. In den Annalen äußert er hierüber: „Einem tätigen, produktiven Geiſte, einem wahrhaft vaterländiſch geſinnten und einheimiſche Litteratur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umſturz alles Vorhandenen ſchreckt, ohne daß die mindeſte Ahnung zu ihm ſpräche, was denn Beſſeres, ja nur Anderes daraus erfolgen ſolle“[2]). „Die gräulichen unaufhaltſamen Folgen ſolcher gewalttätig aufgelöſten Zuſtände mit Augen ſchauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ich ein für allemal am Beſtehenden

1) Gedichte II, 97. 2) Annalen p. 15.

feſt, an deſſen Verbeſſerung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verſtändigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte“ [1]).

Und aus den neunziger Jahren ſelbſt ſtammt das Diſtichon:

„Franztum drängt in dieſen verworrenen Tagen, wie ehmals Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück“ [2]).

Aber dieſe Stellung hinderte ihn durchaus nicht, die Schäden der bisherigen Zuſtände, die Schuld der regierenden Klaſſen und der Fürſten klar zu erkennen. Wenn er den Freiheitsſchwindel der politiſch unfähigen Maſſe in dem Luſtſpiele „Der Bürgergeneral“ verſpottet, ſo hat er dem gegenüber die Verrottetheit und ſittliche Zerrüttung der höheren Stände mit furchtbarer, rückſichtslos nackter Wahrheit in dem „Großkophta“ dargeſtellt; die leider nicht ganz vollendeten „Aufgeregten“ ſollten die Schuld der hohen wie der niederen Klaſſen ſchildern und die eigene verſöhnliche und ausgleichende Anſchauung des Dichters gegenüber beiden Extremen zu erfreulichem und befriedigendem Siege führen. Eingehend ſprach er ſich über das letztgenannte Stück noch gegen Eckermann aus: „Man kann es gewiſſermaßen als mein eigenes politiſches Glaubensbekenntnis jener Zeit anſehen. Als Repräſentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingeſtellt und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgeſprochen, wie der Adel eigentlich denken ſoll. . . . . Sie hat ſich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken iſt, und daß die revolutionären Aufſtände der unteren Klaſſen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen ſind. Ich dächte, dieſe Geſinnung wäre durchaus reſpektabel. — . . . . Es iſt wahr, ich konnte kein Freund der franzöſiſchen Revolution ſein; denn ihre Greuel ſtanden mir zu nahe, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu erſehen waren; . . . . ebenſo wenig aber war ich ein Freund herriſcher Willkür“ [3]).

1) Ibid. p. 29. 2) Gedichte II, 171. 3) Eckermann III, 31. 32.

III.

Seine gesamte Auffassung dieser welthistorischen Umwälzung wollte er in dem Dramencyklus „die natürliche Tochter“ zur eingehendsten Darstellung bringen; aber ehe er zum Abschluß desselben und zur poetischen Ausführung der ihm vorschwebenden Lösung gelangte, kam die Wirklichkeit mit der überraschendsten Lösung ihm zuvor; aus dem wüsten Chaos stieg die bändigende und neugestaltende Schöpferkraft Napoleon's hervor, die Gedanken der Revolution in sich aufnehmend und erweiternd. Daß eine tyrannische Gewalt aus der Anarchie hervorgehen werde, hatten schon viele geahnt, und bei Beginn der Revolution war es Mirabeau gewesen, dem Viele diese Rolle prophezeiten; auch Goethe war von Bewunderung dieser genialen Persönlichkeit noch in spätern Jahren erfüllt. „Mirabeau“, äußerte er gegen Eckermann, „besaß die Gabe das Talent zu unterscheiden, und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, so daß es sich ihm und seiner Leitung willig hingab. So war er von einer Masse ausgezeichneter Kräfte umgeben, die er mit seinem Feuer durchdrang und zu seinen höhern Zwecken in Tätigkeit setzte. Und eben, daß er es verstand, mit und durch andere zu wirken, das war sein Genie, das war seine Originalität, das war seine Größe“ [1]). Wie viel mehr noch aber paßt diese Schilderung auf Napoleon! — Daß Goethe diesen schon bei seinem ersten Auftreten durchschaut und richtig geschätzt, dafür haben wir keinen Beweis. Die Wegführung italienischer Kunstwerke nach Paris wird mit Bedauern besprochen, aber des Urhebers dieser Beraubung nicht gedacht. Erst seit der Kaiserkrönung und dem ernstlichen Hervortreten des Welteroberungsplanes scheint Goethe den plötzlichen, aber von nun an bleibenden Eindruck von der einsam in der Neuzeit dastehenden

1) Eckerm. III, 253.

einem Heroenalter entſtammt ſcheinenden Großartigkeit dieſes Mannes empfangen zu haben. Es fällt dies der Zeit nach (1804—1805) zuſammen mit dem erwähnten Verzicht auf den Abſchluß der „natürlichen Tochter“, welchem die Wirklichkeit mit ihrem Abſchluſſe vorangeeilt war. Seit jener Zeit bis zu ſeinem Tode hat Goethe Napoleon eine ganz einzigartige Bewunderung gezollt; der ſtaunenden Ehrfurcht, mit der er von ihm redet, laſſen ſich nur die Ausſprüche an die Seite ſtellen, mit welchen er ſeiner Verehrung Shakeſpeare's oder Schiller's Ausdruck gegeben hat. Es war nicht politiſche Übereinſtimmung, überhaupt kein politiſches Motiv, das ihn an Napoleon feſſelte; es war die begeiſterte Freude des großen Dichters, inmitten der kleinlichen Gegenwart auf dem Gebiete der Tat eine ihm congeniale Perſönlichkeit, wie er ſie ſonſt nur in der Sage oder der Geſchichte des Altertums zu finden gewohnt war, nun leibhaftig vor ſich zu ſchauen.

Gerade in den erſten Jahren der franzöſiſchen Invaſion in Deutſchland, unter dem furchtbaren Drucke und der äußerſten Gefahr, der gerade damals Sachſen-Weimar wegen ſeines heldenmütigen Kampfes auf preußiſcher Seite ausgeſetzt war, bricht Goethe's Bewunderung für den großen Eroberer am feurigſten hervor. Im Jahre 1807 kurz nach dem Frieden von Tilſit und der Begründung des Rheinbundes, äußert er: „Es ſind zwei Formeln, in denen ſich die ſämtliche Oppoſition gegen Napoleon befaſſen und ausſprechen läßt, nämlich Afterredung mit Beſſerwiſſenwollen und Hypochondrie“ [1]). Und wie ganz ihm der Kaiſer im Lichte eines epiſchen Helden erſchien, zeigt der begeiſterte Ausruf: „Wenn man dieſen Kaiſer und ſeine Umgebung mit Naivetät beſchreiben hört, da ſieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht ſein wird“ [2]). Die perſönliche, von ihm ſelbſt ausführlich beſchriebene Begegnung enttäuſchte nicht, ſondern ſteigerte nur das

1) An Riemer 8. Aug. 1807. 2) An Knebel 3. Jan. 1807.

Staunen. Zwanzig Jahre ſpäter gab er den Eindruck in den einfachen, aber vielſagenden Worten wieder: „Es war der Mühe wert (ihn zu ſehen). Er war etwas, und man ſah ihm an, daß er es war, das war alles“ [1]). Noch kürzer hat bekanntlich Napoleon ſeine Anerkennnng Goethe's ausgedrückt: nachdem er ihn aufmerkſam angeblickt, ſagte er: „Vous êtes un homme“.

Die gewalttätige Eroberungspolitik Napoleon's faßte Goethe nicht als moraliſche Schuld auf: „Außerordentliche Menſchen wie Napoleon treten aus der Moralität heraus; ſie wirken zuletzt wie phyſiſche Urſachen, wie Feuer und Waſſer“ [2]). Und wenn er die poetiſche Gerechtigkeit eine Abſurdität nennt, und das allein Tragiſche in dem „injustum und praematurum“ ſieht, ſo geht aus den Worten, mit denen er fortfährt, klar hervor, daß er dem Außerordentlichen gegenüber auch die hiſtoriſche Gerechtigkeit leugnete; Napoleon, meinte er, begreife das (nämlich das Weſen des Tragiſchen) und ſehe ein, daß er ſelbſt das Fatum ſpiele [3]).

Wie aber ſtellte ſich Goethe zu dem Unheil, das Napoleon über Deutſchland brachte? Kein Zweifel, daß er es tief empfand und ſchwer darunter litt; aber er ſah mehr auf die Hemmung, welche der geiſtige Fortſchritt in Deutſchland durch die Kriegsereigniſſe und den politiſchen Druck erfuhr, als auf den Verluſt der nationalen Selbſtändigkeit. Er hielt es daher für die höchſte Pflicht, die veränderten politiſchen Verhältniſſe auf ſich beruhen zu laſſen, und nur mit allen Kräften in dem einem jeden zugewieſenen Berufe weiter zu arbeiten, damit die geiſtige Kultur nicht verkümmere und einer nachfolgenden, vielleicht freieren und glücklicheren Generation der geiſtige Beſitz Deutſchlands, die Errungenſchaft

---

1) Eckermann I, 170. 2) Aphorismen (1807) p. 310. Vgl. hiermit wie ſich Goethe noch 1832 gegen Müller in einem Geſpräch über die Teilung Polen's äußerte (Unterh. mit Müller p. 150): „Kein König hält Wort; kann es nicht halten. . . . . Für uns arme Philiſter iſt die entgegengeſetzte Handlungsweiſe Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde“. 3) An Riemer 11. März 09.

der letzten Jahrzehnte unvermindert überliefert werde (vgl. beſonders das „Vorſpiel“ von 1807). Wenn er in ſpäterer Zeit oftmals Schiller glücklich preiſt, daß er im Jahre 1805 gerade vor der franzöſiſchen Invaſion aus dem Leben geſchieden ſei [1]), ſo geſchieht das nicht etwa deshalb, weil Schiller dadurch der Anblick des ſchmachvoll geknechteten Vaterlandes erſpart blieb, ſondern weil er eine Epoche nicht mehr erlebt hat, von welcher an die allgemeinen Kulturintereſſen, vorzüglich die äſthetiſchen, hinter den politiſchen und ſozialen zurücktraten. Ganz unumwunden äußert Goethe kurz nach der Schlacht von Jena: „Der Freiheitsſinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu ſchöpfen meint, wird in den meiſten Leuten zur Fratze. Was dort aus dem ganzen Zuſtande der Nation, ihrer Tugend, ihrer Lage zu anderen, ihrer Kultur hervorging, wird bei uns eine ungeſchickte Nachahmung. Unſer Leben führt uns nicht zur Abſonderung und Trennung von anderen Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; . . . der ganze Gang unſerer Kultur, der chriſtlichen Religion ſelbſt führt uns dazu“ [2]). An Preußen verzweifelte er ganz und gar, und lobte Johannes von Müller, daß er Berlin verlaſſen und ſich nach Kaſſel, an das neue Königreich Weſtfalen gewendet. „Seine Lage in Berlin hätte nie wieder erfreulich werden können: ein ſo zerſtückelter Körper geneſt nicht leicht wieder. Im Süden ſind doch wenigſtens große, aus heterogenen Teilen zwar erſt zuſammengetretene, im Ganzen noch ziemlich rohe Maſſen; doch iſt es etwas Neues und Friſches. Mit Klugheit wird er viel Gutes wirken können, und was Reſignation betrifft: wer muß ſich nicht reſignieren? wo muß man das nicht?“ [3]) Erſt der Beginn des ruſſiſchen Krieges, welcher den erſt ſeit drei Jahren in Mitteleuropa herrſchenden Frieden ſchmerzlich unterbrach, erſchütterte das Zutrauen des Dichters, und in dem hochbedeutenden Gedichte, welches er im Juli 1812 der

1) Z. B. gegen Zelter 6. Nov. 30. 2) Aphorismen p. 293. 18. Nov. 1806. 3) An Eichſtädt 31. Okt. 1807.

Kaiserin von Frankreich zu Karlsbad überreichte [1]), tritt neben der ungeschwächten Bewunderung des Heros und seiner Taten (selbst der Kontinentalsperre) doch der Wunsch nach gesichertem Frieden mit rücksichtsloser Offenheit hervor. Es heißt hier zwar noch:

„Was Tausende verwirrten, löst der Eine";

und ferner;

„Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's im hellsten Geisteslicht;
Das Kleinliche ist alles weggeronnen" . . .;

aber wie deutlich mahnen daneben die Verse:

„Was sind hier die Trophäen aller Siege,
Wo sich der Vater in dem Sohn gefällt?
Zusammen werden sie des Glück's genießen,
Mit milder Hand den Janustempel schließen . . .
Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden —
Der Alles wollen kann, will auch den Frieden".

Den Irrtum, der in diesen letzten Worten lag, hat Goethe später (1814) ausdrücklich zurückgenommen:

„Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten;
Wer Alles will, will sich vor allen mächtig" [2]).

Der russische Feldzug mußte freilich jede Illusion über die Ziele der napoleonischen Politik vernichten, zugleich auch dartuen, daß die Zeit für die Erreichung jener Ziele verstrichen sei und ein Völkerkampf auf Leben und Tod in Aussicht stehe. Diesem Kampfe sah Goethe zunächst ohne Hoffnung, ja mit entschiedenem Mißmut entgegen, da er nicht Befreiung, sondern nur erneute Verwirrung und schlimmere Knechtung voraussah. Bekannt ist das Wort, das er Stein und Arndt entgegenrief: „Ja schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern noch tiefer in's Fleisch ziehen" [3]). „Ist wohl in diesem Augenblicke jemand zu bedauern, der hinweggehoben

1) Gedichte II, 412. 2) Epimenides, p. 151. 3) Düntzer, Goethe's Leben p. 579.

wird?", ſchrieb er in tiefſter Hoffnungsloſigkeit an den Grafen Reinhart[1]). Nach ſeiner Art verſenkte er ſich nun um ſo ausſchließlicher in Arbeit, und zwar in möglichſt fernliegende Arbeit, das Studium der chineſiſchen Geſchichte[2]), und ſuchte zugleich in ſeinen Familien- und Freundſchaftsverhältniſſen Erſatz für den mangelnden Glauben an das Gedeihen des Vaterlandes zu finden[3]). Als aber ſein Mißtrauen ſo glänzend widerlegt, als der heroiſche Aufſchwung des deutſchen Volkes von Erfolg gekrönt wurde, da begrüßte auch er mit Freude und Stolz die neue Ruhmesepoche ſeiner Nation. „Möge der erſte retrograde Schritt der verbündeten Völker auch der letzte ſein"[4]), ſchrieb er, als Nachrichten von dem momentanen Zurückweichen der Verbündeten im Jahre 1814 eintrafen! Aber auch jetzt richtete er ſeine Gedanken mit Vorliebe auf die nach errungenem Siege wieder zu hoffende friedliche Zukunft. „Wenn wir hoffen dürften, daß auf dieſe großen erſchütternden Bewegungen ein feſter Zuſtand folgen werde, ſo haben wir alle Urſachen einen wiſſenſchaftlichen Stamm zu erhalten, damit die (aus Frankreich) Wiederkehrenden ſich anzuſchließen deſto mehr Luſt haben mögen"[5]). Beſonders erfreute ihn jetzt der patriotiſche Abſchluß, den er einſt in prophetiſcher Weiſe dem letzten Geſange von „Hermann und Dorothea" gegeben, wo er den Frieden pries, der aus dem einmütigen Zuſammenſtehen Aller wider den gemeinſamen Feind erwachſe[6]). „Man hat von mir einen zweiten Teil verlangt, bis jetzt aber wüßte ich, was Grundſätze und Grundmotive betrifft, dieſen nur zu wiederholen. Iſt aber das große Werk vollendet, können wir mit Sicherheit ein Gedicht mit „Frieden!" ſchließen, ſo wäre freilich der betrachtenden und darſtellenden Dichtkunſt ein großes Feld eröffnet"[7]). Die hier in Ausſicht geſtellte

1) An Graf Reinhart 29. Jan. 13. 2) Annalen p. 211. 3) An Zelter 29. Oct. 13: In ſo vielem Unheil iſt es ſchon großer Troſt von ſeinen Lieben nicht ganz abgeſchnitten zu ſein. 4) An Knebel 9. März 14. 5) An Eichſtädt 19. Jan. 14. 6) Gedichte II, p. 125. 126. 7) An Eichſtädt 27. Jan. 14.

dichterische Behandlung der großen Begebenheiten gab er dann nach dem erfolgten Friedensschlusse in dem Festspiel „Des Epimenides Erwachen". Das Stück sollte den Deutschen symbolisch vorführen, „daß sie viele Jahre hindurch das Unerträgliche geduldet, sich sodann aber auf eine herrliche Weise von diesem Leiden befreit; — aber auch zu „neuer Tatkraft" anspornen, „um das Errungene zu schützen und zu erhalten" [1]). „Der Schlaf des Epimenides sollte auf ihn selbst deuten, der sich von der großen Sache des Vaterlandes abgewandt, weil er nicht an die Wunderkraft begeistert sich aufschwingender vaterländischer Gesinnung geglaubt" [2]). In dieser herrlichen, wegen der allegorischen Form leider nicht in das Bewußtsein des Volkes eingedrungenen Dichtung sühnte der Dichter reichlich, was er durch sein früheres Mißtrauen verfehlt hatte. Napoleon wird hier als der Dämon des Krieges, der List, der Unterdrückung geschildert, der Glauben und Liebe knechtet und bindet.

„Kein Widerspruch, kein Widerstreben!
Ich kenne keine Schwierigkeit,
Und wenn umher die Länder beben,
Dann erst ist meine Wonnezeit . . . .
Ein Schauder überläuft die Erde,
Ich ruf' zu ihr ein neues Werde:
Es werde Finsternis! — Ein brennend Meer
Soll allen Horizont umrauchen,
Und sich der Sterne zitternd Heer
Im Blute meiner Flammen tauchen" [3]).
. . . . „Alles, was wir je ersonnen,
. . . . Alles, was wir je begonnen,
Gelinge nur durch Unterschleif.
Den Völkern wollen wir versprechen,
Sie reizen zu der kühnsten Tat;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weise, klug im Rat.

1) An Knebel 5. April 15. 2) Worte Düntzer's (Goethe's Leben p. 585), anders freilich Loeper in der Einleitung zu E. p. 132; allein der „Schlaf" ist nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus Unglauben abzuleiten. 3) Epimenides p. 163.

Durch Zaudern wollen wir verwehren,
Und alle werden uns vertraun:
Es sei ein ewiges Zerstören,
Es sei ein ewig Wiederbaun“ [1]).

Das unbeugsame, mächtige Ausharren der früher verkannten Patrioten schildern die großartigen Verse:

„Komm! Wir wollen Dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz:
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz;
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann“ [2]).

Gewaltig ist die Darstellung des von Rußland aus beginnenden Ansturmes der Völkermassen wider die Herrschaft des bisher Unbesiegten:

„Von Osten rollt Lawinen gleich herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer,
Er schmilzt, und nah und näher stürzt vorüber
Das alles überschwemmende Gewässer . . . .
Vom Ozean, vom Belt her kommt uns Rettung:
So wirkt das All in glücklicher Verkettung“ [3]). . . .

„So erschallt nun Gottes Stimme;
Denn des Volkes Stimme, sie erschallt,
Und, entflammt von heil'gem Grimme,
Folgt des Blitzes Allgewalt“ [4]).

Der Jugendfürst, Blücher, ruft die Streiter mit den Worten auf:

„Hinan! Vorwärts — Hinan!
Und das Werk, — es war schon getan“ [5]).

Der Schlußchor preist das gelungene Werk und den göttlichen Beistand, richtet aber zugleich den Blick auf die Zukunft:

---

1) Ibid. p. 165. 2) Ibid. p. 191. 3) Ibid. p. 184. 4. Ibid. p. 192. 5) Ibid. p. 193.

„Wer dann das Innere begehrt, der ist schon groß und reich;
Zusammenhaltet Euren Wert, und Euch ist Niemand gleich“ [1]).

Ob dieses Zusammenhalten erfolgen werde, das war Goethe's schwerste Sorge: „Sich von einander abzusondern, ist die Eigenschaft der Deutschen; ich habe sie noch nie verbunden gesehen, als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist“ [2]).

Überhaupt konnte sein weitschauender und tiefdringender Blick nicht mit der naiven Unbefangenheit seiner meisten Zeitgenossen die große Umwälzung betrachten; gerechtfertigte Besorgnis mischte sich in die Freude, wie auch anderseits sein umfassender und von keinem Vorurteil getrübter Geist nicht jenen blinden Haß gegen das französische Volk und seinen Kaiser, wie er damals herrschte, nachempfinden und sich aneignen konnte. Durch die Geschichte der folgenden Jahrzehnte, die Zeiten der heiligen Allianz und noch mehr der nicolaitischen Epoche, ist Goethe's Befürchtung, der Franzosenherrschaft könne eine Russenherrschaft folgen, als nur zu begründet erwiesen worden. Dafür hatten freilich die Freiheitsschwärmer jener Epoche kein Verständnis, welche in Kaiser Alexander den Engel des Lichtes erblickten, der den Satan bekämpfe, und in jedem Kosaken einen Freiheitsspender begrüßten.

„Was ist denn errungen worden?“ äußerte Goethe gegen Luden im November 1813, ... „Befreiung, nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche“. „Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt unseren Blick immer nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Lassen sie mich nicht mehr sagen“! Und nicht minder gerechtfertigt ist seine Beurteilung der deutschen Erhebung selbst: „Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? . . .

1) Ibid. p. 202. 2) An Knebel 24. Nov. 13.

Der Schlaf ist zu tief gewesen als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte!“ [1]). Wer die Geschichte Deutschlands von den Befreiungskriegen bis auf die Gegenwart überblickt, wird zugestehen, daß das Volk damals noch nicht erwachte, daß es vieler Jahrzehnte bedurfte, bis es sich fähig erwies, eine würdige politische Existenz zu begründen. Ebenso wird Jeder, der den Sinn für das Große und Erhabene sich bewahrt hat und dasselbe überall, wo es hervortritt, freudig und bewundernd anerkennt, Goethe nur beistimmen können, wenn er auch in der Freude über die Niederlage des Franzosenkaisers doch niemals jenen Schmähungen und Beschimpfungen sich anschloß, mit denen eine leidenschaftliche, unedele Rachsucht den Sieg Deutschlands damals befleckte.

„Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein!
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein!“ [2])

Hauptsächlich wohl aus diesem Grunde war er gegen die Dichter und Sänger der Befreiungskriege, die er spöttisch „die modernen Tyrtäen“ nannte, so erbittert, daß ihm die Worte entfielen: „Wenig fehlt, daß sie uns die Freude über unser neu auflebendes Glück verkümmert hätten“ [3]). Auch Darstellungen der bildenden Kunst, in denen Napoleon als das verkörperte böse Prinzip erschien, widerten ihn an [4]).

Als Napoleon 1815 von Elba zurückkehrte, glaubte Goethe entschieden an die Dauerhaftigkeit seiner neuen Herrschaft und hielt die Wiener Achtserklärung nur für ein leer prahlerisches Effekt-

---

1) Luden, Rückblicke p. 119 ff. 2) Gedichte III, 287. 3) An Eichstädt 29. Jan. 15. 4) An H. Meyer 7. März 14. Goethe-Jahrb. IV, 163. Ueber das hier besprochene Bild Kügelgen's giebt dessen Sohn in seinen „Jugenderinnerungen“ Aufschluß. Als Erzengel Michael erschien Kaiser Alexander.

ſtück, über deſſen Wirkſamkeit die Urheber ſelbſt keiner Täuſchung ſich hingeben könnten [1]).

Nach dem Tode des Kaiſers endlich überſetzte Goethe nicht nur die herrliche Hymne Manzoni's in das Deutſche, ſondern ſchrieb auch ſelbſt jenes Epigramm, welches deutlich zeigt, wie ſein ſittliches Urteil über den Kaiſer noch immer durch die Bewunderung ſeiner Größe zurückgedrängt wurde:

„Am jüngſten Tag vor Gottes Thron Stand endlich Held Napoleon ...
War ein wunderſam verruchtes Weſen; Satan fing an es abzuleſen".

Der Herr aber unterbricht ihn:

„Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren!
Du ſprichſt wie die deutſchen Profeſſoren. ...
Getrauſt Du Dich ihn anzugreifen,
So magſt Du ihn nach der Hölle ſchleifen" [2]).

Wie Goethe in ſeinen letzten Lebensjahren über Napoleon urteilt, vermögen wir am deutlichſten aus den Geſprächen mit Eckermann zu erkennen. ...

Eine „dämoniſche Natur" ſah er vor allem in ihm. „Das Dämoniſche", ſagte er, iſt dasjenige, was durch Verſtand und Vernunft nicht aufzulöſen iſt". Napoleon beſaß es „im höchſten Grade, ſo daß kaum ein anderer ihm zu vergleichen iſt" [3]). „Napoleon war darin beſonders groß, daß er zu jeder Stunde derſelbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er ſtand immer auf feſten Füßen und war immer klar und entſchieden, was zu tun ſei" [4]). „Von ihm könnte man ſehr wohl ſagen, daß er ſich in dem Zuſtande einer fortwährenden Erleuchtung befunden" [5]). Beſonders rühmte er auch ſeine eigentümliche Fähigkeit überall die bedeutenden Kräfte herauszufinden und in ſeinen Dienſt zu ziehen, jede Kraft an die Stelle

1) Unterhaltung mit Müller 12. Mai 15. 2) Gedichte III, 284. 285; nach Loeper (2. Ausg. p. 288) ſchon 1814 oder 15 entſtanden. 3) E. II, 201. 4) Ibid. 77. 5) III, 156.

zu ſetzen, „wo ſie in ihrer eigentlichen Sphäre erſchien“ [1]). Daß aber all dieſe Kraft ſchließlich nur im Dienſte des Egoismus ſtand, erkennt Goethe rückhaltlos an: „Eines großen Namens wegen hat Napoleon faſt die halbe Welt in Stücke geſchlagen“ [2]); und ſo urteilt er auch über das tragiſche Endſchickſal des Kaiſers: „Wenn man bedenkt, daß ein ſolches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte, ſo iſt das Schickſal, das ihm widerfuhr, immer noch ſehr milde; es iſt eine Nemeſis, die nicht umhin kann in Erwägung der Größe des Helden noch ein wenig galant zu ſein. Napoleon giebt uns ein Beiſpiel, wie gefährlich es ſei, ſich in's Abſolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee zu opfern“ [3]). Durch dieſe letzten Worte wird uns ein Einblick in die tiefſte Urſache des Unterganges des Kaiſers eröffnet, wie ihn Goethe noch eindringender in den „Max. und Refl.“ ausgeführt hat. Hier deckt er ſcharf den Widerſpruch auf, der zwiſchen dem innerſten Weſen des ganz in phantaſtiſchen Ideen lebenden Kaiſers und ſeinen öffentlichen Reden und Handlungen beſtand, welche jeden Idealismus ſtets leugneten, verſpotteten und daher alle idealen Mächte im Innerſten empören und gegen ſich aufreizen mußten; den Widerſpruch zwiſchen phantaſtiſchem Zweck und kalt verſtändigen Mitteln [4]).

Indem unſere Betrachtung hier das Verhältnis Goethe's zu Napoleon und den Freiheitskriegen verläßt, wollen wir noch zum Schluſſe ſeine Selbſtverteidigung gegen mannigfache wider ihn gerichtete Angriffe nach Eckermann's Bericht mitteilen:

„Hätte jenes Ereignis mich als einen 20jährigen getroffen, ſo wäre ich ſicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die erſten 60 hinaus war. Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weiſe dienen, ſondern jeder tut ſein Beſtes, je nachdem Gott es ihm gegeben. . . . Kriegslieder

1) Ibid. 160. 2) II, 71. 3) Ibid. 124. 4) Sprüche 345. 347.

ſchreiben und im Zimmer ſitzen! Das wäre meine Art geweſen! Aus dem Bivouak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorpoſten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen laſſen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, ſondern die von Th. Körner. . . . Ich habe in meiner Poeſie nie affektiert. . . . . Wie hätte ich nun Lieder des Haſſes ſchreiben können ohne Haß! Und . . . ich haßte die Franzoſen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir ſie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung ſind, eine Nation haſſen können, die zu den kultivierteſten der Erde gehört, und der ich einen ſo großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte. . . . Den Nationalhaß werden ſie auf den unterſten Stufen der Kultur immer am ſtärkſten und heftigſten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verſchwindet . . . . dieſe — war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befeſtigt, ehe ich mein 60. Jahr erreicht hatte“ [1]).

IV.

Wir ſchreiten fort zur Geſchichte der neueſten Zeit, zur Geſchichte der Bewegungen, von welchen Deutſchland nach Vertreibung des Feindes im eigenen Hauſe heimgeſucht ward, ehe es in der Begründung und dem feſten Ausbau konſtitutioneller Staatsformen das innere Gleichgewicht und die ſtetige Gleichmäßigkeit des Fortſchrittes ſich errungen hatte. Auch hier finden wir Goethe in ſeiner alles mit gleicher Schärfe bis zu gleicher Tiefe durchdringenden Betrachtungsweiſe und in ſeiner Unbeſtechlichkeit gegenüber herrſchenden Tagesmeinungen. Den Parteibeſtrebungen wie den Schlagworten der Parteiprogramme war er durchaus fremd, ja feindlich geſinnt.

1) E. III, 216—218.

Weder für den kirchlich orthodoxen und politisch absolutistischen Konservatismus, wie er damals auf den Kanzeln und in den Kanzleien als das einzige Heilmittel der revolutionär verderbten Gesellschaft gepriesen wurde, vermochte er sich zu erwärmen, noch für die demokratische Opposition, welche in prinzipieller Negation jedes Vertrauensverhältnis zwischen Regierung und Volk zu untergraben strebte und bei aller gesuchten Teutschtümlichkeit und Mittelalterlichkeit doch nur die modernsten Gedanken der französischen Revolution in Deutschland einzuführen suchte. „Man pflegt", schrieb er, „bei Beurteilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beobachten, daß in allen, wie sie auch heißen, Freiheit und Knechtschaft zugleich existiere" [1]). Die besonderen Verhältnisse des Weimarischen Staates aber, innerhalb deren Goethe lebte, brachten es mit sich, daß er öfter die monarchische, antidemokratische Richtung seiner Urteilsweise hervorkehrte als die entgegengesetzte. Sein Leben lang unzertrennlich mit einem Fürsten von edelster volkstümlicher Gesinnung verbunden, konnte er kein Verlangen nach Verfassungsreformen tragen, welche die Beziehungen zwischen Volk und Fürst wesentlich verändern mußten, noch ein Aufgehen der deutschen Einzelstaaten in einen demokratisch uniformierten Einheitsstaat wünschen, in welchem die staatsbürgerlichen Pflichten, mit denen er eng verwachsen war, sich völlig umgestaltet hätten. Und nun mußte er gerade in diesem aufrichtig liberal regierten Staate das besonders starke Hervortreten demokratischer Tendenzen beobachten, — vom Erscheinen der Oken'schen „Isis" an bis zur Ermordung Sand's. Hierdurch wird mancher scharfe Ausspruch verständlich, wie beispielsweise der folgende: „Niemals hört man mehr von Freiheit reden, als wenn eine Partei die andere unterjochen will" [2]), und ebenso manche Klage gegen zu nachsichtige Handhabung bestehender Gesetze, die der Liberalismus aus angeblichen Humanitäts-

1) West-Östl. Divan. Noten: Nachtrag. 2) West-Östl. Divan; ebenda.

rücksichten verschulde[1]). Wer nur solche einzelne Äußerungen ins Auge faßt, kann leicht zu dem oft genug gezogenen Schlusse gelangen, Goethe sei ein „Reaktionär" oder ein „Fürstendiener" gewesen, Urteile, die jetzt wohl keiner Widerlegung mehr bedürfen. Es gilt auch hier wie überall bei Goethe, die verschiedensten, scheinbar widersprechenden Äußerungen zu Grunde zu legen und erst aus ihrer Totalität einen Schluß zu ziehen. Und wir werden auch hier die Grundzüge Goethischer Anschauungen wiederfinden und daraus die Überzeugung hervorgehen sehen, daß weder heilige Allianzen noch demokratische Geheimbünde das Wohl der Völker fördern könnten, wie überhaupt keine besonderen Maßregeln und Vorkehrungen, sondern einzig und allein die stetige treue Pflichterfüllung eines jeden Staatsangehörigen in dem ihm zugewiesenen Berufe, von dem Herrscher an bis zum geringsten Tagelöhner. Die Vielgeschäftigkeit und nervöse Unruhe, das atemlose Vorwärtsstreben und die anstachelnde Konkurrenz der Neuzeit beurteilte er als die verderblichste Seite der modernen Kultur, weil sie jene ruhige Vertiefung in die eigene Pflicht und jene liebevolle Erfüllung derselben erschwerten, ja unmöglich machten.

„Niemand kennt sich mehr, Niemand begreift das Element, worin er schwebt und wirkt, Niemand den Stoff, den er bearbeitet. Von reiner Einfalt kann nicht die Rede sein. . . . Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitenstrudel fortgerissen. Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Facilitäten der Kommunikation sind es, worauf die Welt ausgeht sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur gemein werde; dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancaster'sche Lehrmethode und was

1) Z. B. Eckerm. II, 188.

nicht alles. Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende, praktische Menschen, die mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. „Laß uns", schreibt er an Zelter, „soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden mit vielleicht noch Wenigen die letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt" [1]). Wie hier die Lancaster'sche Methode tadelnd angeführt wird, so kommt Goethe auch sonst mehrfach auf die Schuld zu reden, welche ein mechanischer, nur auf Verstandesbildung abzielender Jugendunterricht an den ernstesten Krankheitszuständen der modernen Zeit mit trage. Die Pestalozzi'sche Erziehungsweise nennt er „vortrefflich nach erstem Zweck und Bestimmung; das verderblichste von der Welt, sobald sie aus den ersten Elementen herausgehe, auf Sprache, Kunst und alles Wissen angewendet werde, welches notwendig ein Überliefertes voraussetze, und wo man nicht mit leeren Zahlen und Formen zu Werke gehen könne." .... „Und nun gar der Dünkel, den das verfluchte Erziehungswesen errege! Da falle aller Respekt, alles weg, was die Menschen unter einander zu Menschen macht.... Und diese Menschen wollen ein Volk bilden und den wilden Scharen widerstehen, wenn diese einmal sich der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun geradezu durch Pestalozzi unendlich erleichtert wird. Wo sind da religiöse, wo philosophische und moralische Maximen, die allein schützen könnten?" [2]) Neben jener falschen Methode glaubte er aber auch eine gewisse Übertreibung in der Bemessung des Unterrichtsstoffes wahrzunehmen; Unnützes, selbst Schädliches [3]) werde gelehrt. Dies Urteil weist auf jenen schon öfters citierten allgemeinen Ausspruch Goethe's zurück: „Alles

---

1) An Zelter 6. Juni 25. 2) Gespräch mit Boisserée 5. Aug. 15. Bd. II, p. 259. 260. 3) Sprüche Nr. 591.

was unſern Geiſt befreit, ohne uns die Herrſchaft über uns ſelbſt zu geben, iſt verderblich".

Der Rat, den Goethe dieſen Gefahren der modernen Kultur gegenüber erteilte, iſt derſelbe, deſſen Befolgung unſerem Jahrhundert der Arbeitsteilung die Verhältniſſe ſelbſt aufgezwungen haben: „Das Vernünftigſte iſt immer, daß jeder ſein Metier treibe, wozu er geboren iſt und was er gelernt hat, und daß er den Anderen nicht hindere das Seinige zu tuen. Der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten, der Bauer hinter dem Pfluge und der Fürſt wiſſe zu regieren. Denn dies iſt auch ein Metier, das gelernt ſein will, und das ſich Niemand anmaßen ſoll, der es nicht verſteht [1])".

Dieſe letzten, für Goethe ſehr charakteriſtiſchen Worte führen uns wieder auf ſeine Beurteilung ſpeziell politiſcher Fragen zurück, welche wir nun in chronologiſchem Fortgange weiter verfolgen wollen.

Schon während der Befreiungskriege hatte Goethe ſeine Gedanken auf die politiſche Zukunft Deutſchlands, wie ſie nach manchen Anzeichen vorauszuſehen war, gerichtet. Beſorgnis wegen bemerkbarer revolutionärer Beſtrebungen findet ſich ſchon im Jahre 1814 ausgeſprochen, wenn über ein damals erſchienenes Flugblatt (wahrſcheinlich den Rheinbund betreffend) geäußert wird: „Hier haben wir alſo die Selbſthilfe rechtlich ausgeſprochen und die weſtliche Hälfte von Süddeutſchland wenigſtens mentaliter revolutioniert! Vorauszuſehen war es, abzuſehen iſt es nicht; in Gedanken dem Gange der Sachen zu folgen, löblich und rätlich" [2]). Aber wenig ſpäter fällt die Äußerung gegen Boiſſerée: „es ſei keine Umwälzung zu befürchten, wenn nur die Fürſten halbwegs ihren Vorteil kennen und einigermaßen den gerechten Wünſchen entgegenkommen wollten" [3]). Die beengenden kleinlichen Verhältniſſe, welche ſchon auf dem Wiener Congreß geſchaffen wurden und in den nächſten

1) Eckermann I, 84. 2) An Eichſtädt 7. März 14. 3) S. Boiſſerée I, p. 290.

Jahren sich noch mehr entwickelten, erweckten seine schärfste Mißbilligung, die er in manchen epigrammatischen Gedichten aussprach, z. B.: „Gott Dank, daß uns so wohl geschah! Der Tyrann sitzt auf Helena! Doch ließ sich nur der eine bannen; Wir haben jetzo hundert Tyrannen, Die schmieden uns gar unbequem Ein neues Kontinentalsystem. Deutschland soll rein sich isolieren, Einen Pest-Kordon um die Grenze führen, Daß nicht einschleiche fort und fort Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort. Wir sollen auf unsern Lorbeern ruhn, Nicht weiter denken als was wir tun“ [1]). Den Länderschacher des Wiener Kongresses verdammen die Verse:

„Verflucht sei, wer nach falschem Rat
Mit überfrechem Mut
Das, was der Korse-Franke tat,
Nun als ein Deutscher tut.
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh' es trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen schlecht!“ [2])

Nicht zu jenen hier getadelten Fürsten gehörte Karl August, der auch schon im Jahre 1816 seinem Lande konstitutionelle Verfassung und Preßfreiheit verlieh. Aber auch dieses Vorgehen erweckte in Goethe Bedenken, da er, wie schon oben gezeigt, ein entschiedener Freund des aufgeklärten und wohlwollenden, des fridericianischen Despotismus war. Er rühmte zwar die „vaterländisch liberalen“ Gesinnungen des Großherzogs [3]), legte aber dennoch seine Bedenken wegen der Konstitution in manchen heimlichen Versen nieder; wie:

„Was die Großen Gutes taten,
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich beraten,
Mögen unf're Enkel preisen,
Die's erleben!“ [4])

1) Gedichte III, 280. Die Verse richten sich zunächst zwar gegen pedantische Einschränkungen der Sprache, Loeper 2. Ausgabe III, 290, eröffnen aber in ihrer allgemeinen Ausdrucksweise noch einen viel weiteren Horizont. 2) Loeper 295 bezieht die Verse speziell auf Preußens Annexionsabsichten gegenüber Sachsen. 3) S. Loeper's Anmerkung 1 zu Gedichte III, 283. 4) Gedichte III, 282.

Er ſelbſt beteiligte ſich bekanntlich nicht an den Sitzungen des Landtages und entzog ſich auch ſeiner miniſteriellen Pflicht der Rechenſchaftsablegung ſoviel als irgend möglich. Seine Rechtfertigung ſprach er in dem Xenion aus:

„Warum denn aber bei unſren Sitzen Biſt Du ſo ſelten gegenwärtig?
Mag nicht für lange Weile ſchwitzen; Der Mehrheit bin ich immer gewärtig“[1]).

„Nichts“, heißt es in den Sprüchen, „iſt widerwärtiger als die Majorität; denn ſie beſteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die ſich akkomodieren, aus Schwachen, die ſich aſſimilieren, und der Maſſe, die nachtrollt, ohne nur im Mindeſten zu wiſſen, was ſie will“[2]).

Noch viel entſchiedener aber trat er der Preßfreiheit entgegen, die nach ſeiner Anſicht nur zu leicht tatſächlich in das Gegenteil, eine ungemeſſene Parteiherrſchaft, einen Terrorismus der Parteien umſchlagen konnte:

„O Freiheit ſüß der Preſſe!
Nun ſind wir endlich froh;
Sie pocht von Meſſe zu Meſſe
In dulci jubilo.

Kommt laßt uns Alles drucken
Und walten für und für;
Nur ſollte keiner mucken,
Der nicht ſo denkt wie wir“[3]).

Nur den Journaliſten, „die das Brod der Preßfreiheit eſſen“[4]), könne dieſelbe erwünſcht und rühmenswert ſcheinen; aber gerade dieſe Berufsklaſſe der modernen Geſellſchaft und ihre geſamte Tätigkeit betrachtete er mit großem Widerwillen, ja mit Verachtung. „Bei dem Narrenlärm unſerer Tagesblätter geht es mir wie einem, der in der Mühle ſchlafen lernt; ich höre und weiß nichts davon“[5]).

„Was Euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt Ihr gewiſſe Erſcheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung“[6]).

---

1) Ibid. 283. 2) Sprüche Nr. 945. 3) Gedichte II, 354. 4) An Voigt p. 390 (1818). 5) An Zelter 31. Dez. 17. 6) Gedichte II, 354.

Indes, wenn auch Goethe hienach die völlige Preßfreiheit für ein Unheil hielt, so wollte er Preßvergehen doch nur polizeilich geahndet wissen [1]) und überhaupt mehr durch vorbeugende Mittel wirken als durch scharfe Bestrafung im einzelnen Übertretungsfalle. Einen praktischen Anlaß, über diese Frage sich ausführlich zu äußern, gab die oppositionelle Zeitschrift Isis, welche der Professor Oken in Jena (der berühmte Naturforscher) herausgab. Goethe's Ansicht war gewesen, schon sogleich nach der Ankündigung das Erscheinen der Zeitschrift zu verbieten [2]). Das war nicht geschehen, und als nun die Zeitschrift die Grenzen des Zulässigen überschritten hatte, wurden verschiedene Vorschläge über die zu ergreifenden Maßregeln erwogen, wobei auch Goethe ein Promemoria dem Großherzog einreichte, in welchem sein scharfer Ordnungssinn sich aufs feinste mit der Achtung vor wissenschaftlicher und persönlicher Größe verbindet, und welches zugleich ein schönes Zeichen seines freimütigen und würdigen Verhältnisses zu Carl August darbietet. Das Blatt selbst solle völlig verboten, nicht ihm eine bloße Beschränkung auferlegt werden; denn gebe es denn eine Grenze des Wahnsinnes, der Verwegenheit? aber das Verbot solle dem Buchdrucker zugehen, nicht dem Herausgeber Oken, der überhaupt völlig zu ignorieren sei; nicht solle man ihm einen Verweis erteilen, einem Manne von Geist und Kenntnissen, den sich nicht zieme wie einen Schulknaben zu behandeln; auch keine Klage gegen ihn anstrengen; denn erstens sei es eine Polizeisache und solle keine Rechtssache werden; zweitens werde hiedurch eine Sache, die abgetan und der Vergessenheit übergeben werden solle, erst recht ins Breite getreten; endlich seien die Gerichte selbst „von gleichem revolutionärem Geiste belebt, und es wäre gar wohl möglich, daß Oken vor einem solchen Sanhedrin am Ende recht behielte und gelobt würde“ [3]). Diese Ratschläge fanden jedoch nicht Gehör, und nach manchen Zwischenfällen ward

1) Unterhaltung mit Müller 26. Dez. 16. 2) An Voigt 23. Juni 17. 3) An Karl August 5. Oktober 16.

Oken endlich seiner Professur entsetzt. Diese Behandlung schien Goethe des Mannes unwürdig. „Das Genie", meinte er, „müsse man auch extrem behandeln; frei, grandios, imposant. Man hätte Oken das Gehalt lassen, aber ihn exilieren sollen" [1]). In noch viel ernsterer Weise aber ward gleichzeitig das Großherzogtum in politische Verwickelungen hineingezogen durch die in seinem Gebiet abgehaltene berühmte Wartburgfeier. Auch dieser hätte nach Goethe's Ansicht die notwendige staatliche Genehmigung versagt werden sollen; doch hatte er mit seinem Urteil zurückgehalten, da er diese ganze Seite der Amtsgeschäfte seinem Ministerkollegen Voigt übergeben hatte und überhaupt darauf hatte verzichten müssen, in den allgemeinen politischen Fragen die Entschlüsse seines Fürsten zu bestimmen [2]). Bald nach der Feier aber schrieb er an Zelter: „Ich lasse den garstigen Wartburger Feuerstank verdunsten, den ganz Deutschland übel empfindet ... In solchen Fällen muß auch dem Einzelnen, der an der allgemeinen Torheit leidet, erlaubt sein, sich mit einiger Selbstgefälligkeit zu sagen, daß er das alles .... vorausgefühlt, daß er in den Punkten, die ihm klar geworden, nicht allein widerraten, sondern auch geraten, und zwar das, was alle, da die Sache schief geht, getan haben möchten" [3]). So von manchen Besorgnissen gequält, wandte Goethe doch niemals seine Sympathieen jenem System der Verfolgung und Spionage zu, welches die meisten deutschen Regierungen damals befolgten und bekanntlich vorzugsweise gegen die treuesten Anhänger des Vaterlandes anwandten. „Im Prinzip das Bestehende zu erhalten, Revolutionen vorzubeugen, stimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht" [4]). Über die Eröffnung der Privatbriefe schreibt er: „Eigentlich müßten sich die Neugierigen schämen, wenn sie sehen, daß mitten in diesen wilden

1) Unterh. mit Müller 16. Juni 19. 2) Ebenda 5. März 18. 3) An Zelter 16. Dez. 17. 4) Unterh. mit Müller 18. Sept. 23.

verrückten Welthändeln Freundschaft, Liebe und ein höheres Interesse waltet, das noch lange gelten wird, wenn das jetzige leidenschaftliche Treiben längst verklungen ist und nur noch einen mäßigen welthistorischen Anteil aufregen kann“ [1]). Und als es sich um Erlaubnis oder Verbot einer Naturforscherversammlung handelt, so schreibt er: „Es ist klug, auch einmal die wissenschaftlichen Notabeln einer Nation bei sich zu versammeln, zu versuchen, inwiefern man ihnen Zutrauen einflößen könne; man würde gewiß Vorteil davon ziehen, und wenn man ihnen den Hellenismus nachgäbe, gar wohl bemerken, daß man in neuerer Zeit vor eigentlichen Verschwörungen und Erschütterungen bei uns wol gesichert sei“! [2]) Dem Hellenismus, dem griechischen Befreiungskriege überhaupt wandte er selbst die vollste Sympathie zu; vor allem zollte er Byrons Zuge wahrhafte Bewunderung, welche durch das frühe Ende des heldenmütigen Dichters zu tragischem Mitleid umgewandelt ward:

„Laßt ihn der Historia! bändigt Euer Sehnen!
Ewig bleibt ihm Gloria! bleiben uns die Thränen“ [3]).

Aber mit Bangen erfüllte ihn die Zukunft des befreiten Griechenland: „Wäre Byron am Leben geblieben“, meinte er, „er würde für Griechenland noch ein Lykurg und Solon geworden sein“ [4]). Zu der inneren Zerspaltenheit geselle sich die beständige äußere Gefahr. „Aus Europa kann man nun einmal die Türken doch nicht treiben“, meinte er, „weil keine christliche Macht Konstantinopel besitzen darf, ohne Herr der Welt zu werden; aber beschneiden, reducieren kann man die türkische Macht in Europa, so weit als die der griechischen Kaiser in den letzten zwei Jahrhunderten“ [5]).

1) An Reinhart 29. März 24. 2) An Sternberg 21. Nov. 27. 3) Gedichte III, 208. 4) Unterhaltungen mit Müller 18. Nov. 24. 5) Ibidem.

V.

Von den älteren europäischen Staatengebilden zogen hauptsächlich Frankreich und England sein Interesse auf sich; in England war es die herrschgewaltige Persönlichkeit des eisernen Herzogs, die ihm Bewunderung und Teilnahme einflößte; das Anrecht des gewaltigen Genies auf unbeschränkte Geltung sprach er auch ihm mit vollster Überzeugung zu. Daß man über Wellington's Omnipotenz als Premierminister schelte, sei absurd; man sollte froh sein, daß er endlich seinen rechten Platz eingenommen; wer Indien und Napoleon besiegt habe, möge wohl mit Recht über eine lumpige Insel herrschen; wer die höchste Gewalt besitze, habe Recht; ehrfurchtsvoll müsse man sich vor ihm beugen" [1]).

Mit gespanntem Interesse verfolgte er die Bewegungen in Frankreich, welche schließlich zum Ausbruche der Julirevolution führten. Das einschränkende Preßgesetz von 1827 regte ihn zu der interessanten Bemerkung an: „Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nötigt sie, geistreich zu sein, und dies ist ein sehr großer Vorteil .... Die Nötigung regt den Geist auf, und aus diesem Grunde, wie gesagt, ist mir die Einschränkung der Preßfreiheit sogar lieb." [2]) Aber die letzten „Ordonnanzen", welche den Aufstand entzündeten, verurteilte er aufs schärfste: „Der Wahnsinn des französischen Hofes hat den Talisman gebrochen, der den Dämon der Revolution gefesselt hielt." [3]) Guizot nannte er einen Mann nach seinem Sinne, solide, von

1) Ibid. 6. März 28. 2) Eckermann I, 253. 254. 3) Unterhaltung mit Müller 5. Jan. 31. Mit Unrecht wird die bekannte Unterhaltung Soret's mit Goethe als ein Beweis von Gleichgültigkeit gegen die Zeitereignisse aufgefaßt. Sehr zahlreiche Stellen in den Gesprächen mit Eckermann und Müller beweisen sein lebhaftes Interesse gerade für die französische Politik, wenn gleich er seine Informationen nicht aus fortlaufender Lektüre der Tagesblätter zu schöpfen liebte. (S. z. B. an Zelter 5. Okt. 30).

aufgeklärtem Liberalismus, über den Parteien stehend. Und in demselben Gespräche legte er über sich selbst das Geständnis ab, welches als Abschluß dieser gesamten Untersuchung hier stehen mag: „Der wahre Liberale, ... wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen und wie ich es selber bin, ... ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebensoviel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn, das Bessere zu erreichen, Zeit und Umstände begünstigen“ [1]). — —

Nicht weniger interessant und für unseren Zweck nicht weniger wichtig als die Beurteilung der historischen Ereignisse ist auch die Auffassung der einzelnen Völker und ihrer Individualität, welche aus vielfachen Aussprüchen Goethe's zu entnehmen ist. Unter den Hauptnationen war es vor allem die französische, welche er mit Sympathie und Bewunderung betrachtete. Schon beim Aufkommen Napoleons hatte er geäußert: „Man hätte voraussehen müssen, daß die höchste Erscheinung, die in der Geschichte möglich war, auf dem Gipfel dieser so hoch, ja überkultivierten Nation hervortreten mußte“ [2]). Und wie gar nicht auch die Zeit der großen Kriege ihn zum Franzosenhaß bestimmen konnte, ist schon oben dargelegt worden. Aber in seinen späteren Lebensjahren wuchs jene Bewunderung immer mehr. Insbesondere war es das geistige Leben, welches ihm in der vielseitig und weitblickend geleiteten Zeitschrift „Le Globe“ entgegentrat, das ihm imponierte.

„So oft die Franzosen ihre Philisterei aufgeben und wo sie es tuen“, meinte er, „stehen sie weit über uns im kritischen Urteil und in der Auffassung origineller Geisteswerke“ [3]). „Es ist wundersam, wie hoch sich der Franzose geschwungen hat, seitdem er auf-

1) Eckermann III, 200. 2) An Knebel 3. Januar 07. 3) Unterhaltungen mit Müller p. 82.

hörte, beſchränkt und ausſchließend zu ſein“ [1]). Aber auch in politiſcher Hinſicht bewunderte er Frankreichs Entwickelungsſtufe: „Mir iſt für die Franzoſen in keiner Hinſicht bange; ſie ſtehen auf einer ſolchen Stufe welthiſtoriſcher Anſicht, daß der Geiſt auf keine Weiſe mehr zu unterdrücken iſt .... Die pariſer Parteien ... ſtehen auf einer höheren Stufe welthiſtoriſcher Anſicht als die Engländer, deren Parlament gegeneinanderwirkende gewaltige Kräfte ſind, die ſich paralyſieren, und wo die große Einſicht eines einzelnen Mühe hat durchzudringen“ [2]). In anderer Beziehung freilich ſtellte er auch die Engländer ſehr hoch; ſie ſeien „vielleicht vor vielen Nationen geeignet, auswärtigen zu imponieren. Ihre perſönliche Ruhe, Sicherheit, Tätigkeit, Eigenſinn, Wohlhäbigkeit geben beinahe ein unerreichbares Muſterbild von dem, was alle Menſchen ſich wünſchen“ [3]). „Sie haben eben die Courage, das zu ſein, wozu die Natur ſie gemacht hat; es ſind immer durchaus komplette Menſchen“ [4]). Sehr bemerkenswert iſt, daß er als politiſche Gegner, und zwar ſpeziell für Deutſchland, die Engländer als gefährlicher anſah, denn die Franzoſen: „Dem franzöſiſchen Stolze kann man beikommen, weil er mit Eitelkeit verbrüdert iſt; dem engliſchen Hochmut aber nicht, weil er kaufmänniſch auf der Würde des Geldes ruht“ [5]).

Wir gelangen zu den Deutſchen; aus allen Äußerungen, die Goethe über ſie getan, ſpricht die tiefe Liebe, das wahre und reine Intereſſe für ſein Volk. Als deſſen Haupteigenſchaft, aus der Fehler wie Vorzüge flöſſen, betrachtete er die ſtets unter ihm lebendige und wirkſame Idee der perſönlichen Freiheit .... „Die Reformation kam aus dieſer Quelle, wie die Burſchenverſchwörung auf

1) An Graf Reinhart 18. Juni 29. 2) Eckermann I, 253. 254. 3) Farbenlehre. Hiſt. Teil p. 324. 4) Eckermann III, 171. 5) An Knebel 9. März 14. Auch dieſer Satz iſt, wie ſo mancher über Rußland, den Beſorgniſſen um Deutſchlands Zukunft entſprungen, welche der Verlauf der Befreiungskriege in Goethe wachrief.

der Wartburg, Geſcheites wie Dummes“ [1]). Für gewöhnlich trat ihm freilich das Unheilvolle mehr entgegen als das Glückliche; er tadelte, ſelbſt was Wiſſenſchaft und Kunſt betrifft, „die ſeltſamſte Anarchie, in der wir leben, die uns von jedem erwünſchten Zweck immer mehr zu entfernen ſcheint“ [2]). Aber er erkannte zugleich an, daß die Geſamtheit der für große Schöpfungen notwendigen Elemente bei keiner Nation vielleicht ſich ſo vereinigt fänden, wie in der deutſchen. „Die Abgründe der Ahnung, ein ſicheres Anſchauen der Gegenwart, mathematiſche Tiefe, phyſiſche Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verſtandes, bewegliche ſehnſuchtsvolle Phantaſie, liebevolle Freude am Sinnlichen“ [3]). Trotzdem meinte er: „Wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen“ [4]).

Und ähnlich in politiſcher Beziehung. Nach der Vertreibung der Franzoſen äußerte er:

„Möchten die Deutſchen .... wie jetzt die ausländiſche Sklaverei, ſo auch den inneren Parteiſinn .... unter einander beſiegen. Dann würde kein lebendes Volk ihnen gleich geachtet werden“ [5]). Eine Beurteilung der politiſchen Zerſpaltung, ein völliges Programm, in wie weit die Einigung zu wünſchen ſei, hat uns Eckermann in einem Geſpräche aus dem Jahre 1828 überliefert [6]). Goethe rühmt hier den Kulturſtrom, der von jeder der Landesreſidenzen, die Wirkungen auf die materielle Wohlfahrt, die von den freien Städten ausgehen. Eine Vernichtung der Selbſtſtändigkeit dieſer Gemeinweſen ſei nicht zu wünſchen; ihnen ſei zu danken, daß die Volksbildung in Deutſchland gleichmäßiger verbreitet ſei als z. B. in Frankreich. Eine Einigung aber ſei zu

---

1) Eckermann II, 75. 2) und 3) Farbenlehre. Hiſtor. Teil p. 84. 83. 4) Eckermann II, 13. 5) Aphorismen p. 351. 6) E. III, 185—187. Auch dieſes Geſpräch erſcheint, wie ſo manche andere im dritten Teile, als Kompoſition, aber im Inhalte dennoch als durchaus zuverläſſig.

wünſchen und werde erfolgen. „Deutſchland ſei eins gegen den auswärtigen Feind“. Es ſei eins in Münze, Maß und Gewicht; es ſei frei von Zollſchranken und Paßviſitationen. „Es ſei von Inland und Ausland unter deutſchen Staaten überall keine Rede mehr“. . . . „Wenn man aber denkt, die Einheit Deutſchlands beſtehe darin, daß das ſehr große Reich eine einzige große Reſidenz habe, ſo iſt man im Irrtum“.

Zweites Kapitel.

Konstruktionen.

I.

Ungesucht hat uns hier die Betrachtung der gleichzeitigen Ereignisse zur Vorahnung der künftigen hinübergeführt; aus der Beobachtung und Beurteilung der Gegenwart entspringen ja die Schöpfungen der Einbildungskraft, welche auch das Kommende schon zu bestimmen, ja vollendet zu sehen wagen. Versuchen wir es nun im Zusammenhang mit der bisher entwickelten historisch-politischen Anschauungsweise Goethe's das Gesamtbild des ihm vorschwebenden Idealstaates zu zeichnen und die Gesetze, nach welchen dasselbe entworfen, nachzuweisen und zu begreifen. Auch an dieser Stelle ist wiederum zu betonen, daß es sich nicht um ein Gebilde handelt, welches irgend einer politischen Partei als Programm zu dienen geeignet wäre; nicht um einen Versuch praktischer Lösung politischer Probleme; nur die Grundgedanken sind es, welche der Erwägung des Staatsmannes entsprungen sind und der Staatsleitung als Richtschnur gelten wollen; die Gestalt aber, zu der sie zusammengefügt, ist das Werk des Dichters, welcher ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Verhältnisse, sowohl die augenblicklichen als die in der menschlichen Gemeinschaft zu aller Zeit dauernden, frei gewaltet und geschaffen hat, wie es ihm für die Darstellung

der maßgebenden Ideen das Zweckvollſte und Wirkungskräftigſte erſchien. Das vollſtändig ausgeführte Bild wird uns bekanntlich in den „Wanderjahren Wilhelm Meiſter's“ entrollt; viele einzelne Ausſprüche aber, welche der gleichen Geſamtanſchauung entſprungen ſind und zu ihrer Verdeutlichung dienen, finden ſich an den verſchiedenſten Stellen verſtreut.

Der Grundgedanke, auf welchem ſich alle politiſchen Konſtruktionen Goethe's erbauen, iſt der, daß der Staat durchaus nicht Selbſtzweck, überhaupt nicht ein Gut von eigenem, in ſich ſelbſt begründetem Werte ſei, daß daher auch Hingabe, Begeiſterung, Tätigkeit für den Staat als ſolchen etwas inhaltleeres ſei; der Staat iſt vielmehr einerſeits ein Produkt der gemeinſchaftbildenden Natur des Menſchen; (als ſolches aber hat der Einzelſtaat auf höherer Kulturſtufe immer mehr hinter dem Begriffe der Menſchheit als eines Ganzen zurückzutreten); -- andererſeits — und das iſt ſeine bleibende Bedeutung auch für das vorgeſchrittenſte Zeitalter, — ein gewolltes Mittel zur Erzielung der höchſtmöglichen Kultur des Individuums wie der Geſamtheit. In dieſem letzteren Zuſammenhange ſcheut ſich Goethe ſogar nicht ſich Rouſſeau'ſcher Wendungen zu bedienen, welche an die naiven hiſtoriſchen Vorſtellungen des Contrat Social erinnern [1]); ſelbſtverſtändlich nicht in der Abſicht, hiermit etwas über die für uns unerkennbare und deshalb wertloſe Urgeſchichte der Menſchheit ausſagen zu wollen, ſondern nur von der Abſicht geleitet, den Staat in ſeiner gegenwärtigen Form als einen Gegenſtand der menſchlichen Willensbetätigung hinzuſtellen, der vernünftigen Zwecken dienſtbar zu machen ſei. Die hieraus ſich ergebenden Anſchauungen haben jedoch eine tief greifende Wandelung erlebt, ſo daß wir von zwei völlig verſchiedenen Perioden Goethe's zu reden befugt ſind, von denen wir hier unſerer Aufgabe gemäß vorzüglich die ſpätere behandeln werden.

1) Unterhaltung mit Müller 29. April 18.

Nur des Gegensatzes halber sei hier auch auf die vorangehende hingewiesen. In dieser faßt Goethe die Aufgabe des Staates nur als eine schützende, schirmende auf, welche die Kulturtätigkeit der Nation vor allen von außen eindringenden Hemmnissen und Gefahren zu behüten habe: die Stürme der Revolutions- und napoleonischen Zeit, von denen Goethe, wie wir sahen, immer mehr sich abzuschließen und in seine kulturelle Arbeit sich zu vertiefen suchte, waren besonders geeignet, diese Anschauung zu fördern. Demnach geht Goethe sogar so weit, unter dem napoleonischen Joche vor allem den Verlust des früheren politisch gänzlich indifferenten Zustandes von Deutschland unter der Herrschaft des zerfallenden Reiches zu bedauern, jenen Zustand, in welchem es ihm, Schiller und Wilhelm Humboldt möglich war, „uns im ästhetischen Leben zu erhalten und alles außer uns zu vergessen“ [1]). Er schreibt an Zelter: „Vielleicht ist das, was wir bei der politischen Veränderung am meisten zu bedauern haben, hauptsächlich dieses, daß Deutschland, und besonders das nördliche, in seiner alten Verfassung dem einzelnen zuließ, sich so weit auszubilden als möglich, und Jedem erlaubte nach seiner Art beliebig das Rechte zu tuen, ohne daß jedoch das Ganze jemals daran eine besondere Teilnahme bewiesen hätte“ [2]).

Aber seit der neuen Konsolidierung der politischen Verhältnisse ändert sich diese Auffassung rasch und vollständig. Immer mehr wird Goethe von den gewaltigen Eindrücken der immer vielseitiger und komplizierter sich entwickelnden Arbeitsleistung des neunzehnten Jahrhunderts ergriffen, immer klarer gestaltet sich ihm die Einsicht, daß der Einzelne nicht mehr als Individuum, als im geschützten eigenen Bezirk aufwachsende, frei sich entfaltende und ausbreitende Pflanze zu gelten habe, sondern nur noch als Teil der ungeheuren Arbeitsmaschine, als gewissenhafter Vollzieher ihm bestimmt zugewiesener mechanischer Tätigkeiten. Und hieraus ergiebt sich bald

1) An Jacobi 31. Okt. 94. 2) 27. Juli 1807.

eine weitere Konsequenz. Hat die Individualität des Menschen völlig zurückzutreten, hat er nicht mehr das Recht, nach eigenem Gutdünken seine Tätigkeit zu regeln, so wird ihm auch bald die Fähigkeit abgesprochen, gegenüber der grenzenlos verschlungenen Struktur des sozialen Körpers das Verhältnis seiner Tätigkeit zu der der Gesamtheit zu erkennen, mit richtigem Blicke selbst die Stelle, an welcher er tätig sein will, sich zu wählen; er wird einer höheren Macht unterstellt, die für ihn sieht, urteilt, ihm den Platz anweist, ihn überwacht, anfeuert und in Schranken hält. Diese Macht ist der Staat; der Staatssozialismus das politische Bekenntnis Goethe's in seiner letzten Lebensperiode [1]). Ein Bekenntnis, entsprungen aus historisch-politischer Reflexion, nicht aus den Herzenswünschen des Individuums; Goethe empfindet Abscheu vor dieser neuen Periode, er ist froh, daß er nicht mehr tätig sie mitzuerleben hat und mit seinen Gedanken und Sympathien sich in sein Idealzeitalter, die Epoche vor 1805 zurückversetzen darf; aber er sieht die neue Zeit um sich entstehen, prophetisch erkennt und faßt er sie tiefer als die meisten seiner Zeitgenossen, und gewohnt, Realitäten nie nach seiner Individualität, sondern stets nach ihren eigenen Bildungs- und Lebensgesetzen zu beurteilen, bildet er die gegebenen Grundlagen dieser Neugestaltung mit äußerster Konsequenz zur Vollendungsform aus und stellt alle seine politischen und sozialen Anschauungen zielbewußt unter den Gesichtspunkt dieser Zukunftsgestalt des Staatslebens.

---

1) Nehmen wir diese Anschauung am deutlichsten in den schon genannten „Wanderjahren" wahr, so ist es demgegenüber sehr interessant, die nur 11 Jahre früher erschienenen „Wahlverwandtschaften" zu vergleichen, welche, wo sie soziale Probleme berühren, an diese Art der Lösung überhaupt noch gar nicht denken; z. B. S. 183.

II.

Es ist klar, daß eine so eingreifende Veränderung in der Stellung des Einzelnen zu Staat und Gesellschaft eine völlige Umwälzung in der Erziehung und Heranbildung des Staatsbürgers zur notwendigen Vorbedingung hat. Denn Erziehung heißt „die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besonderen Kreisen existieren kann“ [1]). Mit vollem Recht schickt daher Goethe der Darstellung seines Idealstaates in den „Wanderjahren“ die Schilderung einer Erziehungsanstalt in diesem neuen Sinne voraus, d. h. der „pädagogischen Provinz“, einer Anstalt indes von so großer räumlicher Ausdehnung, daß sie nicht ein bloßes Gebäude oder einen Komplex von Gebäuden, sondern ein ganzes Landgebiet umfaßt, eine „Gesellschaft“, einen Staat im Kleinen darstellt und den Zögling so von jedem fremden unpädagogischen Einflusse fern hält. Abstrahieren wir völlig von der romanhaften, phantastischen Einkleidung, suchen wir einzig die Grundzüge zu erfassen, so finden wir Folgendes: [2])

Als allen gemeinsame Grundlage des Unterrichtes werden nur die Elementarkenntnisse gelehrt; sofort nach Erlernung derselben sondern sich die Zöglinge in die getrennten Abteilungen, welche einer einzelnen wirtschaftlichen, technischen oder künstlerischen Tätigkeit ihre gesamte Kraft widmen. Vielseitigkeit des Interesses und Verständnisses soll allein durch den gesellschaftlichen Verkehr der Abteilungen unter einander erzielt werden, zu dessen Ermöglichung und Erleichterung (also zu rein praktischem Zwecke) ein lebhafter Unterricht in den Sprachen, deren die einzelnen Zöglinge mächtig

1) Zur Litteratur p. 381. 2) S. Wanderjahre p. 159—176. 248—261. Im Einzelnen finden sich hier viele entlehnte Züge, besonders aus Plato sowohl als aus Aristoteles; das Gesamtbild in seiner einheitlichen Ausführung ist aber trotzdem eine durchaus originelle Schöpfung.

ſind, erteilt wird. Die Unterrichtsgegenſtände in den einzelnen Abteilungen ſind nicht etwa Wiſſensgebiete, ſondern nur Fertigkeiten, die je nachdem ob ſie ſich auf das phyſiſch „Notwendige" oder auf das „Höhere und Zartere" erſtrecken, als „Handwerk" oder „Kunſt" bezeichnet werden. Ein jeder, auch der fähigſte und begabteſte, wird angehalten, die Ausübung ſeiner Tätigkeit nach möglichſt feſtſtehenden und bindenden Geſetzen zu regeln, da auf dieſe Weiſe allein das Zuſtandekommen wahrhaft nützlicher Leiſtungen geſichert werden kann; der Wert der Zeit wird allen auf's ſorgfältigſte eingeprägt und darauf geachtet, daß jeder Moment in irgend einem Sinne genützt werde. Innerhalb der einzelnen Abteilungen werden die der gleichen Tätigkeit gewidmeten Zöglinge in militäriſcher Gleichförmigkeit und Pünktlichkeit erzogen und überwacht.

Es leuchtet ein, daß bei einer ſo früh beginnenden und ſo weit gehenden Individualiſierung des Unterrichts, einer ſo entſchloſſenen Abzielung desſelben auf rein praktiſche Zwecke die allgemein bildende, überhaupt die wahrhaft erziehliche Wirkung des Unterrichts aufhört, und es iſt deshalb eine notwendige Ergänzung des Syſtems, welche uns Goethe vorführt, indem er dieſer techniſchen Ausbildung die religiöſe Erziehung zur Ehrfurcht in verſchiedenen, ſtreng beſtimmten und geregelten Stufen zur Seite treten läßt. Welche hohe Bedeutung Goethe der Ehrfurcht beimaß, iſt uns ſchon aus der Unterſuchung ſeiner religiöſen Anſchauungen bekannt; hier ſei nur das hervorgehoben, daß die weſentliche Aufgabe dieſer religiöſen Erziehung darin beſtehen ſoll, in dem Zöglinge die Wertſchätzung der ſittlichen Bedeutung einer jeden Einzeltätigkeit, den Sinn für das gemeinſame Ziel aller Tätigkeiten, für die Verpflichtung, mit ſeiner Arbeit nicht ſich ſelbſt, ſondern dem Ganzen, dem er eingeordnet, zu dienen, erweckt werden ſoll.

III.

Auf der Grundlage dieser Erziehung kann sich nun das Staatsleben erbauen, welches Goethe als Ideal vorschwebt. Wir finden es in seinen Hauptzügen gleichfalls in den „Wanderjahren", und zwar in dem dritten Buche derselben gezeichnet. Zwei Hauptgruppen durch eine Gesellschaftsverfassung vereinigter Individuen, die Bleibenden und die Wandernden, werden uns vorgeführt. Die ersteren, in enger Verbindung mit der Scholle, auf der sie geboren, empfinden voll und bringen uns zur Vollempfindung den „hohen Wert des Grundbesitzes." „Wir sind genötigt, ihn als das Erste, das Beste anzusehen, was dem Menschen werden könne. Finden wir nun bei näherer Ansicht Eltern- und Kinderliebe, innige Verbindung der Flur- und Staatgenossen, sowie auch das allgemeine patriotische Gefühl unmittelbar auf den Boden gegründet, dann erscheint uns jenes Ergreifen und Behaupten des Raumes im Großen und Kleinen immer bedeutender und ehrwürdiger. Ja, so hat es die Natur gewollt! Ein Mensch, auf der Scholle geboren, wird ihr durch Gewohnheit angehörig; beide verwachsen in einander und zugleich knüpfen sich die schönsten Bande" [2]. Aber unmöglich konnte gerade Goethe auf dieser Stufe stehen bleiben; seine ganze Anschauungsweise trieb ihn stets zur Wertschätzung nicht der Ruhe, sondern des Strebens, nicht des Besitzes, sondern des Erwerbens, nicht der Notwendigkeit, sondern des Wollens, nicht des Genusses, sondern der Tat. Und so fährt er fort: „Wenn das, was der Mensch besitzt, von großem Werte ist, so muß man demjenigen, was er tut und leistet, noch einen größeren zuschreiben. Wir mögen daher bei völligem Überschauen den Grundbesitz als einen kleinen Teil der uns verliehenen Güter betrachten; die meisten und höchsten derselben bestehen aber eigentlich im Beweglichen und in demjenigen,

2) W. p. 351.

was durchs bewegte Leben gewonnen wird“ [1]). Und so finden wir die zweite Gruppe nicht etwa zur Auswanderung, sondern zum Umherwandern im eigenen und fremden Lande gerüstet; da sie in der Heimat nicht mehr Raum und Gelegenheit zu fruchtbarem Wirken finden, so ziehen sie hinaus, um überall, wo sich ein Feld ihnen auftut, ihre Gaben und Kräfte zu zweckmäßiger Tätigkeit anzuspannen und auszubeuten; bald vereinigt, bald zerstreut, immer aber durch eine geregelte Organisation „das Band“ in einem gewissen Zusammenhang erhalten; ungewiß dessen, ob sie in das Vaterland zurückkehren, ob sie ewig in der Ferne bleiben werden; wo sie aber auch hingelangen, überall sich heimisch fühlend, nach dem echt Goethe'schen Spruche: „Wo ich nutze, ist mein Vaterland“ [2]).

Die Lieder der Wanderer drücken dies aufs Lebhafteste aus:

Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben
Sei fortan dem Tücht'gen gleich!
Wo wir Nützliches betreiben,
Ist der werteste Bereich [3]).

Bleibe nicht am Boden heften;
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitren Kräften,
Überall sind sie zu Haus;

Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß [4]).

Wenden wir uns aber, unserer Aufgabe gemäß, zu den Bleibenden und zur festen und dauernden staatlichen und gesellschaftlichen Organisation zurück, so kann es nicht überraschen, wenn Goethe auch hier die Formen danach bestimmt, wie sie für die Ermöglichung zweckvoller Tätigkeit aller Staatsglieder am förderlichsten scheinen. Manche theoretische Aussprüche werden uns hier die utopische Darstellung der „Wanderjahre“ ergänzen und verdeutlichen.

Ausgehen dürfen wir von dem Satze: Der Despotismus fördert die Autokratie eines Jeden, indem er von oben bis unten die Ver-

1) Ibid. Vgl. auch die Worte Faust's: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“, 2) W. p. 352. 3) W. p. 377. 4) W. p. 291.

antwortlichkeit dem Individuum zumutet und so den höchsten Grad von Tätigkeit hervorbringt[1]). Eine unbedingt und unbeschränkt souveräne Obrigkeit ist demnach das erste Erfordernis für die Wohlfahrt des Staates, und wir dürfen uns hier der entschiedenen Verehrung erinnern, welche Goethe von jeher dem aufgeklärten Despotismus gezollt hat. Daß übrigens die Obrigkeit gerade eine monarchische sein müsse, ist hiermit nicht gesagt; in den „Wanderjahren" scheint sie eher als eine kollegialische gedacht[2]). Ihre Hauptaufgabe ist nach allem Bisherigen leicht zu erkennen; einem Jeden die Sphäre seiner Berufstätigkeit, den Kreis seiner häuslichen und bürgerlichen Existenz anzuweisen, wie es zugleich seiner individuellen Fähigkeit und den Bedürfnissen des Ganzen entspricht, kurz Verwertung des Einzelnen für das Leben der Gesamtheit; das staatssozialistische Prinzip kann nicht schärfer ausgesprochen werden, als es z. B. in den Versen der Bürger des neuen Staates geschieht:

Du verteilest Kraft und Bürde
Und erwägst es ganz genau,
Giebst dem Alten Ruh und Würde,
Jünglingen Geschäft und Frau[3]).

Der Selbstbestimmung des Einzelnen wird also sogar die Eheschließung, die Gründung des Hauses entzogen. Damit hängt auf's Engste zusammen, daß die geschlossene Ehe auch nicht nach dem Wunsche der Gatten wieder gelöst werden soll. Goethe scheut sich nicht, die Ehe etwas „Unnatürliches" zu nennen, aber er preist zugleich die Unverletzlichkeit derselben als eine Kulturerrungenschaft von unschätzbarem Werte, die unter keinen Umständen mehr preis zu geben sei; als ein Postulat des geordneten staatlichen und sittlichen Lebens, — nach Goethe's Anschauungen das Höchste, was überhaupt von einer Institution ausgesagt werden kann.

---

1) Sprüche 280. 2) Sie wird nicht persönlich bezeichnet. 3) W. p. 377.

„Man sollte nicht so leicht mit Ehescheidungen vorschreiten; was liegt daran, ob einige Paare sich prügeln, wenn nur der allgemeine Begriff der Heiligkeit der Ehe aufrecht bleibt“ [1]).

Eine Kulturerrungenschaft von gleichem Werte ist ferner das Eigentumsrecht, vor allem das am Grundbesitze. Aber auch dieses ist in den Dienst der Gesamtheit zu stellen. Nicht zu parzellieren und gleichmäßig zu verteilen ist der Grundbesitz, wohl aber wird noch unbebautes, der Kultur neu gewonnenes Land den Unbemittelten zugewiesen [2]); nicht als Almosen für die Armen ist die bewegliche Habe auszustreuen, wohl aber für sie als „Besitz und Gemeingut“ zugleich zu verwalten [3]).

Regelt die Obrigkeit nun schon all diese Beziehungen, so noch vielmehr die Tätigkeiten, die der Einzelne zu übernehmen hat. Dieselben sind, nach Maßgabe der uns schon bekannten Unterrichtsformen, ausschließlich praktische, „strenge“ und „freie“ d. h. Handwerk oder Kunst. Wer der strengen Kunst sich widmet, unterwirft sich der schärfsten Kontrolle. „Die Stufen von Lehrling, Gesell und Meister müssen auf's Strengste beobachtet werden; auch können in diesen viele Abstufungen gelten, aber Prüfungen können nicht sorgfältig genug sein. . . . Ein einziges Glied, das in einer großen Kette bricht, vernichtet das Ganze“ [4]). Auch dürfen wir hierher die allgemein gültigen Worte beziehen: „Der größte Respekt wird allen eingeprägt für die Zeit, als für die höchste Gabe Gottes und der Natur und die aufmerksamste Begleiterin des Daseins . . . . . Etwas muß getan sein in jedem Moment; und wie wollt' es geschehen, achtete man nicht auf das Werk wie auf die Stunde“? [5])

Die „freie“ Kunst kann solch äußeren Regeln freilich nicht unterworfen werden; aber sie soll sich freiwillig jene Vorschriften der strengen zum Muster nehmen und ihre inneren Gesetze mit

---

1) Müller 7. April 30. 2) W. p. 351. 377. 3) W. p. 85. 4) Ibid. 375. 376. 5) Ibid. 369. 370.

der gleichen Gewissenhaftigkeit beobachten wie jene die äußerlichen [1]). Aber auch nur jene inneren Gesetze und keine anderen Schranken, welcher Art sie auch seien, soll sie anerkennen, — und ebenso die Wissenschaften [2]). Wer der höchsten geistigen Tätigkeit sich hingegeben hat, der soll jede Kleinlichkeit, welche die freie Entfaltung hemmen würde, weit von sich weisen, und mit seinen Genossen in wechselseitiger Anerkennung der Verdienste, nicht in Parteisinn sich widerstrebend, gemeinsam zum höchsten Ziele wirken [3]). Und auch nicht die Grenzen des Volkes oder Staates, nicht Rücksichten auf die Forderungen beider sollen die schaffende Tätigkeit beengen oder aufhalten. „Es giebt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden" [4]). „Der Patriotismus verdirbt die Geschichte" [5]). „Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben; aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt". . . . [6]).

Um aber auch jeder „freien" wie jeder „strengen" Kunst die Sicherheit zweckvollen und gemeinschaftfördernden Wirkens zu gewähren, dazu ist die genossenschaftliche Verbindung aller Kunstgenossen notwendig. „Was der Mensch auch ergreife und handhabe,

1) W. p. 376. 2) In den „Wanderjahren" ist bei Schilderung des Idealstaates von der wissenschaftlichen Tätigkeit als einer nicht unmittelbar schaffenden nicht die Rede. 3) Vgl. Riemer, Aphorismen p. 351 vom Februar 1814. 4) Spr. Nr. 485. 5) Riemer, Aphor. p. 356. 6) Eckerm. II, 241. Ich füge hier noch hinzu, daß gemäß dem in der „pädagogischen Provinz" beobachteten Verfahren die Schauspielkunst wohl auch aus dem Idealstaat ausgeschlossen ist.

der Einzelne ist sich nicht hinreichend; Gesellschaft bleibt eines wackeren Mannes höchstes Bedürfnis. Alle brauchbaren Menschen sollen in Bezug zu einander stehen“ [1]). Diese soziale Vereinigung soll sogar über die politischen Grenzen hinausreichen und die Angehörigen verschiedener Staaten umfassen [2]). Wir werden auch auf diesen Bund die ursprünglich für die Gemeinschaft der Wanderer (s. oben) gebrauchten Namen eines „Weltbundes“ [3]) beziehen dürfen. Wie aber wird neben dieser staatlichen und sozialen Gewalt die Freiheit des Einzelnen gewahrt? Goethe antwortet mit der Gegenfrage, was Freiheit sei? Auch diesen Begriff mißt Goethe gemäß seinen Grundanschauungen an dem der Tätigkeit: wer die ihm gemäße Tätigkeit ungehemmt betreiben kann, der ist frei in der einzig wichtigen und wertvollen Weise. „Hat einer nur so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug“ [4]). Gerade diese Art der Freiheit aber findet in dem Idealstaate Goethe's die vollkommenste und schrankenloseste Verwirklichung. In der Zuteilung der ihm gemäßen Tätigkeit an den Einzelnen liegt ja die Hauptaufgabe des Staates, in der Förderung dieser Tätigkeit die Hauptaufgabe des sozialen Verbandes. Rücksichten der Geburt oder Anciennetät sollen niemals den Ausschlag bei Übertragung der Pflichten geben, nur Begabung und Tüchtigkeit. Menschenkenntnis und Fähigkeit, die Individualitäten zu beurteilen, ist daher eine der wichtigsten Eigenschaften des Herrschers, und als eines der glänzendsten Beispiele solcher Herrscherbegabung ward, wie wir sahen, Napoleon gefeiert [5]).

Gegenüber Widerstrebenden oder Schädlichen muß der Staat sein Recht mit Gewalt geltend machen; er tut dies durch das Institut der Polizei. In jedem Bezirk befinden sich Polizeidirektoren, welche das Recht haben zu ermahnen und zu beseitigen; letzteres ist die einzige Strafe, welche anerkannt wird; Absonderung von

1) W. p. 357. 2) Ibid. p. 373. 374. 3) Ibid. p. 356. 4) Eckermann I, 212. 5) Eckerm. III, 160.

der bürgerlichen Gesellschaft, d. h. Unschädlichmachung, also Abwehr des Verbrechers, nicht Sühne des Verbrechens [1]). Deshalb ist auch für eigentliche Justiz kein Raum [2]); der Begriff des Zweckmäßigen, Heilsamen, Notwendigen steht eben höher als der des Rechten. Doch kann die „Absonderung" auch bis zur Tötung gehen; Goethe hielt die Beibehaltung der Todesstrafe für notwendig, und zwar wiederum aus praktischer Erwägung. „Wenn sich die Societät des Rechtes begiebt, die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthilfe unmittelbar wieder hervor; die Blutrache klopft an die Thüre" [3]).

Sehr eigentümlich ist die Stellung, welche der Staat zur Religion einnehmen soll; einerseits soll diese eine Privatsache des Einzelnen, ein der freien Betätigung seines Gemütslebens überlassenes, unantastbares Heiligtum bleiben, anderseits doch auch Staatsreligion sein, von der Staatsraison gebotene Anerkennung bestimmter, für das Gemeinwohl unentbehrlicher Grundsätze. Gemeinsam ist vor allem der öffentliche Kultus; streng wird darauf gesehen, daß Niemand sich von ihm absondere; als ein Bekenntnis wird er betrachtet, daß man im Leben und Tod zusammengehöre; an den Orten wird er gefeiert, wo auch zu anderen Zwecken, amtlichen und heiteren, die Gemeinde sich versammelt [4]). Bleibt dagegen „die eigentliche Religion ein Inneres, ja Individuelles", da sie „ganz allein mit dem Gewissen zu tuen" hat, so wird doch auch hier ein Festhalten an den Grundbegriffen der christlichen Religion, wie Goethe sie auffaßt, zur Bedingung gemacht; denn aus ihr sind die Kulturverhältnisse der Neuzeit, sind die Anschauungen von dem Werte einer alle Individuen in gleicher Weise fördernden Gemein-

---

1) Wanderj. p. 371. 72 (Vermögensstrafen werden unter Umständen auch als möglich bezeichnet). 2) Ebenda 370. 3) Spr. Nr. 479. 480. 4) Wanderj. p. 98. 99. Daß der Staat berechtigt sei, einen bestimmten Kultus vorzuschreiben, hatte übrigens Goethe schon in seiner Straßburger Dissertation 1771 verteidigt.

schaft, von den Pflichten der Einzelnen gegen ein solches Ganze entsprungen, Anschauungen, welche eben dem Bau des Goethischen Idealstaates zu Grunde liegen. „In diesem Sinne dulden wir keinen Juden unter uns; denn wie sollten wir ihm den Anteil an der höchsten Kultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet“ [1]).

So sind schließlich alle Gemeinschaftsformen des menschlichen Lebens, Staat, Gesellschaft [2]), Kirche in eines verschmolzen; eine gewaltige zusammenfassende Macht leitet das Leben des Einzelnen und zwingt es in vorgeschriebene Bahnen. Wohl mag den Beschauer ein Gefühl beengender und belastender Furcht überkommen, im Anblick dieses mit eiserner Konsequenz arbeitenden, unentrinnbaren Räderwerkes. Aber bei näherer Betrachtung wird dies Gefühl verschwinden; denn dieser ganze ungeheure Apparat regelt und bestimmt nur das äußere Handeln, nur die Beziehungen zu der Außenwelt, das gesamte Innenleben, das persönliche Denken und Fühlen des Einzelnen wird von ihm nicht nur unbeeinflußt gelassen, sondern überhaupt auch gar nicht zu beeinflussen beansprucht. Dieser Staat macht durchaus kein prinzipielles Recht über das Individuum geltend, sondern nur so viele Einzelrechte, als aus praktischen Gründen notwendig oder doch wünschenswert erscheint. Dieser Staat verlangt Unterwerfung nur, um etwas leisten zu können, und insoweit er etwas leistet, — Anerkennung nur, insofern er nützt. Und so erweist sich dieses ganze Bild eines rücksichtslosen Realismus doch schließlich als die eigentümlichste Schöpfung eines Dichtergeistes, der nach Außen hin um so mehr Zwang sich auflegen zu lassen bereit ist, je mehr er weiß, daß sein persönlicher wertvollster Besitz, sein Innenleben, demgegenüber völlig unangreif-

1) Wanderj. p. 369. 2) Die gesellschaftlichen Verbände, welche Goethe als Vorbereitung der neuen Staatsordnung innerhalb der gegenwärtigen Verhältnisse sich entwickeln läßt, sind jedenfalls bestimmt, wenn der neue Staat konstituiert ist, in diesen aufzugehen.

bar dasteht, überhaupt in einer ganz anderen Sphäre liegt,— für den schließlich alle realen Beziehungen des Lebens nur ein Spiel sind, über welches die einzige Realität, die er anerkennt, das Leben seines Geistes, souverän schaffend und bildend unerreichbar waltet. —

Kehren wir aber auf den Boden der Wirklichkeit zurück, so ist sogleich ersichtlich, daß jener lastende Druck der Gemeinschaft auf den Einzelnen in dem Maße erleichtert und gemildert wird, in dem es dem Einzelnen ermöglicht ist, selbst bestimmend und leitend mitzuwirken. Das vielumstrittene Problem der Volkssouveränetät ist nun freilich von Goethe niemals in Betracht gezogen, vielmehr als ein praktisch gleichgültiges ganz bei Seite gelassen worden. „Welches Recht wir zum Regiment haben, danach fragen wir nicht; wir regieren; ob das Volk ein Recht habe uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht; wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu tun“ [1]). Eine Heranziehung des Volkes zur Mitarbeit mit der Obrigkeit ist aber trotzdem nicht ausgeschlossen; sowohl soll die Polizei sich, wo es ihr notwendig scheint, durch Geschworene unterstützen lassen, als auch der Gesetzgeber bei seinem Schaffen das Volk hören. Aber nicht die Majorität der Masse, sondern eine auserwählte Zahl, welche in sich das Ganze des Volkes getreu abspiegelt, die „Volkheit“, wie Goethe sagt, die den Willen des Volkes klarer ausspricht, als es die Masse tuen könnte. Mit diesem Volkswillen soll jedes Gesetz übereinstimmen. Freilich ist auch innerhalb dieser geläuterten Versammlung die Entscheidung schließlich der Majorität überlassen; im empirischen Weltlauf ist eben die Herrschaft der Zahl nicht zu beseitigen [2]).

Aber dennoch wird zu der Obrigkeit, unterstützt von jener „Volkheit“, das Vertrauen gehegt, daß sie zwischen den leidenschaftlichen Wünschen, welche die blindwollenden Parteien der Masse

1) Spr. Nr. 478. 2) Wanderj. 371. Spr. Nr 477. Welche Besorgnisse Goethe hinsichtlich der Herrschaft der Parteimajoritäten innerhalb der Masse hegte, haben wir schon früher gezeigt.

jederzeit bewegen, zwischen alt und jung, zwischen Innungszwang und Gewerbsfreiheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens u. s. w. den vermittelnden und versöhnenden Ausgleich finden wird [1]).

Wenn nun solcher Friede und solche Einheit aller Bestrebungen und Stände im Innern erreicht ist, dann wird auch der so geordnete Staat befähigt sein, nach Außen jede Gefahr abzuwehren, Sicherheit und Achtung der Nachbarn seinen Angehörigen zu verbürgen. Und nur darin besteht die Aufgabe der äußeren Politik, nicht in Eroberung, nicht in weitreichender Beeinflußung der Schicksale fremder Völker, sondern nur in dem Schutze der Arbeit und des Aufblühens des eigenen Volkes. An dieser Politik sich aktiv zu beteiligen, der Diplomatie ihre Aufgaben vorzuzeichnen, ist nicht Sache des einzelnen Staatsbürgers; dennoch aber macht er sich verdient auch um die äußere Stellung seines Staates, wenn er in seinem Berufe und seiner Stellung mit Einsicht, Pflichttreue und Selbstlosigkeit tätig ist, welche, wie schon vorher gesagt, die Stärke, und darum auch das Ansehen des Staates begründen. Ausführlich ist dies besonders in dem „Vorspiel" von 1807 dargelegt, mit dessen inhaltvollen Versen dieser Abschnitt schließen möge.

Es lohnt sich
„Jeder selbst, der sich im stillen Hausraum
Wohl befleißigt übernomm'nen Tagwerks,
Freudig das Begonnene vollendet.
Gern und ehrenhaft mag er zu Andern
Öffentlich sich fügen, nützlich werden,
Nun dem Allgemeinen weislich ratend,
Wie er sich beriet und seine Liebsten.
Also wer dem Hause trefflich vorsteht,
Bildet sich und macht sich wert mit Andern
Dem gemeinen Wesen vorzustehen.
Er ist Patriot, und seine Tugend
Dringt hervor und bildet ihresgleichen,
Schließt sich an die Reihen Gleichgesinnter.
Jeder fühlt es, jeder hat's erfahren:
Was dem Einen frommt, das frommet allen" [2]).

1) Spr. Nr. 305. 2) Festspiele p. 96.

Sechster Abschnitt.

Zusammenfassung.

I.

In allen Richtungen, nach denen wir Goethe's Anſchauungen verfolgt, ſind wir ſtets gleicherweiſe auf den Satz geſtoßen, es gebe ein Unerforſchliches, das den Dingen zu Grunde liege, dem gegenüber wir uns zu beſcheiden hätten, da wir es mit unſerer Erkenntnis nicht erreichen könnten, ſondern uns mit den einzelnen Manifeſtationen, dem Abglanz begnügen müßten. Wie ſehr aber würde man irren, wenn man glaubte, dem Dichter habe die allgemein menſchliche, und — wir dürfen ſagen — echt germaniſche Sehnſucht nach dem Unerforſchlichen fern gelegen! Im Gegenteil, — gerade aus der immer wiederholten entſchiedenen Mahnung, ſich nicht an das Unerreichbare zu verlieren, dürfen wir erkennen, wie nahe ihm gerade dieſe Gefahr lag, wie mächtig in ihm beſtändig die Sehnſucht geweſen, die er unabläſſig bezwang, um den feſten Boden fruchtbaren irdiſchen Wirkens nicht unter den Füßen zu verlieren. Er kannte den Abgrund im Innern des Herzens, in den „es reizend iſt ſich hinabzuſtürzen“; er fühlte jenen ſehnenden Zug zur Unendlichkeit des Alls: „Erfüll' davon dein Herz ſo groß es iſt; und wenn Du ganz in dem Gefühle ſelig biſt, nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!“ Aber er beherrſchte dieſe Triebe ſeines Weſens als unfruchtbar, ja als hemmend für die Verwirklichung der Erdenaufgabe des Menſchen. Wenn er demnach ſeinem Denken ein weiteres Vordringen in das Gebiet des Unerforſchlichen verſagte, ſo liegen doch tatſächlich ſeinen praktiſchen Maximen gewiſſe Vorſtellungen von dem Unerforſchlichen zu Grunde, nach denen er

bewußt und unbewußt ſich beſtimmt. Vor allem iſt es die Überzeugung einer ſchließlichen Einheit des Unerforſchlichen, ſo verſchieden auch die Bahnen ſind, auf denen es unſerem Streben eine Schranke ſetzt. Was in unſerem Denken als höchſte Wahrheit, in unſerem pflichtgemäßen Handeln als höchſte Sittlichkeit, in unſerem Streben als höchſte Schönheit unerreichbar bald als Leben der Natur, bald als Perſon, bald als Idee von uns geahnt wird, das iſt ſchließlich Ein Ewiges, Unerforſchliches. Dieſe Überzeugung ergiebt ſich indirekt ſchon daraus, daß Goethe jene einzelnen grundverſchiedenen Beſtrebungen ſich doch gegenſeitig unterſtützen läßt, daß er die Erfüllung der Geſetze des Schönen der Erkenntnis der Naturgeſetze, endlich der ſittlichen Geſetze zu gute kommen läßt. Die naturwahre Darſtellung ergiebt das Schöne, zuletzt auch das Sittliche; denn in der Natur ſelbſt waltet eine Harmonie, die jenen beiden verwandt iſt. Einheit alſo, freilich eine vielfach verborgene, die nie völlig erkannt werden kann, die als ein Poſtulat ſtillſchweigend gefordert und deshalb geglaubt wird! —

Aber auch direkte Zeugniſſe Goethe's ſind uns überliefert. Er empfiehlt, die Menſchen für alles Gute, Schöne, Große, Wahre empfänglich zu machen, um es überall aufzufaſſen, und fährt dann fort: „Ohne daß ſie es merkten und wüßten, wäre ſomit die Grundidee, woraus alles hervorgeht, in ihnen lebendig geworden“ [1]). Er ſieht in jenen Erſcheinungen je „eine Manifeſtation des Urweſens“ [2]); und wagt daher den Satz: „Wer Wiſſenſchaft und Kunſt beſitzt, hat auch Religion“ [3]). Von ſich ſelbſt ſagt er im höchſten Alter, er habe zeitlebens an den religiöſen Problemen ſich verſucht, aber keine Konfeſſion gefunden, die ihm völlig genüge: „Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypſiſtarier, welche zwiſchen Heiden, Juden, Chriſten geklemmt, ſich

1) Spr. Nr. 337. 2) Nr. 338. Ausgehend von Goethe's Bezeichnung des Einzelweſens als „Monade“, würde man dieſes Urweſen etwa mit Leibniz als „Monas primitiva“ bezeichnen können. 3) Ged. III, 274.

erklärten, das Beſte, Vollkommenſte, was zu ihrer Kenntnis käme, zu ſchätzen, zu bewundern und zu verehren, und inſofern als es mit der Gottheit im nahen Verhältniſſe ſtehen müſſe, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein frohes Licht; denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypſiſtarier zu qualifizieren; das iſt aber keine kleine Bemühung; denn wie kommt man in der Beſchränktheit ſeiner Individualität wohl dahin, das Vortrefflichſte gewahr zu werden“ [1]). Das Entſcheidende Goethiſcher Denkweiſe aber liegt nun darin, daß das „Gewahrwerden“ erſt der kleinere Teil der Aufgabe iſt; weſſen er gewahr worden, das ſoll der Menſch in ſich ſelbſt zur Darſtellung bringen. Hierin liegt die gewaltige Lebenskraft, die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit ſeiner Anſchauungen. Kein äſthetiſcher Quietismus, ſondern überall Tat! „Man ſoll ſich alles praktiſch denken“, meint er, „die Manifeſtationen der großen Idee“ ſollen „durch Menſchen zur Erſcheinung kommen“ [2]). Hierin zeigt ſich Goethe bei aller Vielſeitigkeit doch ſchließlich als Künſtlernatur im weiteſten und tiefſten Sinne des Worts; nicht durch beſondere Schätzung der Kunſt als einzelner Tätigkeit, die für ihn vielmehr nur ein Kulturmittel neben anderen iſt, ſondern darin, daß das ganze Leben als praktiſche Verwirklichung einer Idee, und damit als vollkommenſtes Kunſtwerk ſich geſtalten ſoll. Das Ewige ſoll nicht erkannt, nicht geſchaut, nicht empfunden, ſondern gelebt werden; vor ſich ſelbſt als einer Verkörperung des Göttlichen Ehrfurcht zu empfinden, dahin ſoll der Menſch auf ſeiner höchſten Stufe gelangen. In dieſer Vereinigung des Irdiſchen mit dem Ewigen hat man von jeher das „Heidniſche“ bei Goethe erkennen gewollt, gegenüber dem Chriſtentum, welches die Kluft zwiſchen

1) An Boiſſerée 29. März 31. 2) Nr. 338. Hierin liegt die Grunddifferenz zwiſchen Goethe und Spinoza beſchloſſen; eine auf Erkenntnis und eine auf Tätigkeit gerichtete Natur ſtehen ſich gegenüber. Dem „amor dei intellectualis“ entſpricht bei Goethe das „Tätige Preiſen“ Gottes.

beiden grell beleuchtet und anſcheinend unüberbrückbar gezeigt habe. Und in der Tat erſcheint uns Goethe von dieſer Seite als ein Bürger der Antike oder des Zeitalters ihrer „Wiedergeburt“, als ein Genoſſe des Perikles oder Lorenzo di Medici. — Aber anderſeits iſt jene Vereinigung bei Goethe doch immer nur Forderung, eine Forderung, die erfüllt werden ſoll, aber irdiſch nur in beſtändiger Annäherung verwirklicht werden kann. Es liegt das ſowohl daran, daß unſere Organe die Offenbarungen des Ewigen immer nur unzulänglich werden auffaſſen können, als noch mehr daran, daß jene Offenbarungen innerhalb der gegenwärtigen Welt überhaupt nur ſelten, und das Verwirklichen des Ewigen in uns unendlich ſchwer iſt. Wir haben geſehen, wie ſelten nach Goethe's Anſicht in der Natur ſich das Schöne offenbarte, wir haben geſehen, wie ſchwer in der Erforſchung des Wahren die Erhebung zur Idee iſt, endlich, wie in dem Menſchen jener Trieb das Ewige zu verwirklichen, geſtört und gehemmt iſt durch andere falſche Triebe, die den Menſchen in jene ſchwankende Verworrenheit reißen, aus der er nur ſchwer und ungern ſich zum „Dauernden“ zur „Entelechie“ erhebt. Vor allem aber liegt die Unerreichbarkeit der Forderung Goethe's darin, daß ſie ja, wie wir ſahen, nicht in der Ausbildung des einzelnen Menſchen, ſondern in einer fortwährenden Richtung, beſtändigen Wirkung desſelben nach außen hin — nach Maßgabe ſeines Berufes in Kraft der Liebe beſteht, um in der geſamten Gemeinſchaft der Menſchen jenes Ideal darzuſtellen. Ein unermeßliches Gebiet iſt ſo eröffnet, deſſen völliges Beherrſchen nur geahnt, nie verwirklicht wird. Und auch die beſtändige Annäherung iſt nur möglich, wenn mit dem Wirken die ehrfurchtvolle Hingabe an die leitende Macht des Unerforſchlichen und die Empfänglichkeit für ihr Entgegenkommen ſich vereinigt. Erſt in einer höheren, von ihr künftig gewährten Daſeinsform, in dem Schauen ihrer Offenbarung als der „ewigen Liebe“ erfüllt ſich ſtufenweiſe die irdiſch-überirdiſche Aufgabe.

II.

Noch deutlicher als aus der Summe einzelner Stellen, auf die wir bisher unsere Darstellung gestützt, werden die Hauptzüge dieser Anschauungen des Dichters aus dem Inhalte der Hauptwerke seiner Vollendungsepoche sich erweisen.

In den „Wanderjahren" Wilhelm Meisters[1]) ist die Vereinigung des Idealen und Realen innerhalb irdischer zweckvoller Tätigkeit und die Organisation von Gemeinschaftsformen, welche dieses Ziel fördern, der entschiedene Grundgedanke; Idealisten und Realisten müssen die extremen Seiten ihrer Persönlichkeit opfern, um sich schließlich in nutzbringender Gemeinschaft zusammenzufinden. Wilhelm muß sich von einem ziellosen, willkürlichen Kunstbestreben lossagen und einem nutzbringenden, seinen Kräften angemessenen Berufe sich zuwenden[2]), Lothario von einem phantastischen politischen Bestreben, das ihn über das Meer geführt hatte, zur Schätzung des Nächstliegenden und zum Wirken in der Heimat: „Hier oder nirgends ist Amerika" hindurchdringen; Jarno muß eine kritisch lieblos scharfe Verstandesrichtung durch die Anerkennung dessen, was kritisch nicht zu lösen ist, durch die Würdigung einer ganz entgegengesetzten Individualität erziehen und fruchtbar machen; Lydie dagegen an seiner Seite aus der willenlosen Abhängigkeit von den Empfindungen ihrer Leidenschaft sich befreien. Andererseits muß Therese aus einer allzu nüchternen Auffassung ihrer praktischen Tätigkeit durch die idealere Richtung Lothario's emporgehoben werden. Aus falschen, ungesunden Verhältnissen, in die sie teils durch Schuld der eigenen Leidenschaft teils auch durch allzu zarte Gewissenhaftigkeit und daraus entstandene Unsicherheit geraten sind,

1) Wir können nicht umhin hier auch auf die Lehrjahre zurückzugreifen.
2) Schiller an Goethe 8. Juli 96: „Er tritt von einem leeren unbestimmten Ideal in ein bestimmtes tätiges Leben, ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen.

müſſen Leonardo und die Schöne-Gute, Flavio und ſein Vater, Hilarie und die „ſchöne Witwe“ erlöſt werden, um allmählich in freier Sicherheit in die Verhältniſſe hineinzuwachſen, die für ſie die normalen ſind und darum auch mit ihrer Stellung in der Gemeinſchaft harmonieren können. Selbſt Perſonen von niederer ſittlicher Begabung, wie Philine, werden in dieſen Kreis aufgenommen und durch ihn geläutert, indem ſie auf jedes höhere ſittliche Wirken verzichtend eine einzelne nützliche Tätigkeit ergreifen und durch gewiſſenhafte Leiſtung eine beſcheidene Stelle in dem Ganzen ausfüllen[1]). Diejenigen dagegen, welche dieſer ernſten Selbſtbeſchränkung nicht fähig ſind, verfallen den Folgen ihrer Maßloſigkeit, werden für die Tätigkeit im höheren Sinne unbrauchbar, und gehen ſelbſt vor unſeren Augen zu Grunde. Werner ſehen wir immer mehr in kleinliche Erwerbsſucht und damit in platte Beſchränktheit verfallen, und in ſchärfſtem Gegenſatze zu ihm auch die zarte Geſtalt der „Schönen Seele“ „der Welt nicht das ſein, was ſie unter anderen Umſtänden hätte werden können“, da „zuviel Beſchäftigung mit ſich ſelbſt und dabei eine ſittliche und religiöſe Ängſtlichkeit“ ſie hinderte, zu der Welt in ein klares praktiſches Verhältnis zu treten. Grenzenloſe Hingabe an das Gefühlsleben läßt Aurelie und Mignon ihr Leben frühzeitig verzehren, und den Harfner einen freiwilligen gewaltſamen Tod ſuchen. Von allen Geſtalten erſcheint nur Natalie als ſchon von Natur zu dieſer irdiſchen Vollkommenheit geſchaffen, und ſie wird als unverdientes Glück, wie Saul das Königreich, dem Helden zu teil, der nichts getan, um ſie zu verdienen, der aber von allen das Ideal mit reinſter Hingebung, mit kindlichſtem Vertrauen geſucht hatte.

Der Weg nun, auf welchem alle jene Perſonen zu jenem Ziele erwünſchter Ausbildung geführt werden, iſt die „Entſagung“. Die „Wanderer“ ſind zugleich „Entſagende“, nicht im Sinne aske-

1) Vgl. hiezu Venetianiſche Epigramme. Nr. 73.

tiſcher Weltverachtung, die vielmehr den ſchärfſten Gegenſatz zu Goethe's Anſchauung bilden würde, ſondern im Sinne der Erziehung; ſie entſagen der bisherigen Tätigkeit, ſie entſagen dem Genuß, um ſpäter nützlicher tätig zu ſein, würdiger zu genießen, um endlich Schaffen und Genießen nicht mehr trennbar noch unterſcheidbar mit einander zu verbinden. Sie beſchränken ſich auf die Richtung, in welcher der Trieb der eigenen Natur mit der Forderung des Ganzen übereinkommt, und ſchreiten in dieſer weiter vor. Sie opfern dagegen augenblicklich die beſonderen, perſönlichen Beziehungen zu einzelnen Menſchen, auch die genußreichſten und wertvollſten, um mit möglichſt vielen wechſelnd in Verkehr zu treten, Verſtändnis und Schätzung für jeden zu finden, der in irgend einer Hinſicht deſſen nur wert iſt. So bereiten ſie ſich doppelt vor, brauchbare Glieder eines Ganzen zu werden, durch eigenes wertvolles Beſtreben und durch richtige Auffaſſung ihres Verhältniſſes zu allen Mitſtrebenden; Ehrfurcht vor der eigenen Leiſtung, Ehrfurcht vor den Leiſtungen anderer, Ehrfurcht vor der waltenden ewigen Macht, trete ſie fördernd oder hemmend für die Wirkſamkeit hervor, herrſchen unter den Gliedern der idealen Gemeinſchaft, die ſich darauf vor unſern Augen gründet und ordnet. Auf zwei Vorſtufen werden wir zuerſt vorbereitet ſie entſtehen zu ſehen; auf den Gütern des Oheims von Julie und Herſilie ſehen wir die Grundſätze gemeinnützigen Wirkens, der Durchdringung realen Schaffens und idealer Zwecke in kleinerem Maßſtabe vorbildlich durchgeführt; in der pädagogiſchen Provinz ſehen wir die Erziehung der Jugend danach beſtrebt, Bürger in größerer Zahl einem ſolchen Idealſtaat zu bilden. Wie dieſer ſelbſt ſich endlich geſtaltet, iſt ſchon früher geſchildert worden.

Zu wunderbarem Kontraſt aber hat der Dichter in all dieſes praktiſch geſchäftige Treiben eine der ahnungsvollſten Schöpfungen ſeiner Phantaſie mitten hineingeſtellt, — Makarie, die hier das Begrenzte, Schwankende, Irdiſche unmittelbar mit dem Schranken-

losen, Dauernden, Ewigen verbindet. Ihr Geist weilt nur zu Zeiten auf der Erde, und empfindet sich dazwischen in Visionen entrückt als ein Glied in der gesetzmäßigen Ordnung der unendlichen Schar der Gestirne, insbesondere unseres Sonnensystems. Etwas Doppeltes scheint diese Allegorie uns mitteilen zu wollen. Zuerst, daß Makarie, fern von aller willkürlichen, gesetzlosen Selbstschätzung und Selbstbestimmung klarer und sicherer, als es den Menschen sonst beschieden, die von Natur ihr angewiesene Stellung in dem Organismus der Welt in ihr Bewußtsein aufgenommen hatte. Ferner aber dürfen wir wohl auch daran erinnern, daß Goethe gerne das zukünftige Leben der Seele mit den Gestirnen in Verbindung setzte, und dürfen annehmen, er habe Makarie als eine schon gegenwärtig in der Verklärung begriffene auf der Erde nur mehr als Gast noch weilende darstellen wollen. Denn von dieser Art ist auch die Wirksamkeit Makarien's. Sie durchschaut alle Verhältnisse, die verworrensten Beziehungen der Menschen mit durchdringender, nie getrübter Klarheit; sie leitet überall zur Versöhnung, zur normalen, zugleich sittlichen und naturgemäßen Lösung aller Verwickelungen; und sie tut dies ohne irgend eine Spur persönlicher innerer Beteiligung, als eine erhabene Beschützerin, die selbstlos ist, nicht weil sie entsagt, sondern weil ihr Selbst schon in ganz anderen Beziehungen lebt. Ihr Segen ruht auf ihren Schützlingen, auf deren Werken wie eine verklärende göttliche Weihe.

III.

Noch viel umfassender und tiefer aber sind die Anschauungen des Dichters in dem zweiten Teile des Faust zu plastischer Darstellung gebracht. In Faust's Individualität sind von Anfang des ersten Teiles an jene beiden Grundtriebe: die Sehnsucht nach

Erkenntnis und Empfindung des Überirdiſchen, Unendlichen und der Wille, das Irdiſche tätig zu beherrſchen, in vollſter Stärke vorhanden, aber getrennt und jeder ins Maßloſe geſteigert, fruchten ſie nichts, ſondern verzehren nur. Der Trieb nach Wahrheit ſchlägt in unfruchtbaren Verzicht auf jede Erkenntnis um, weil er nicht in den Grenzen des Menſchlichen ſich beſcheidet; der Flug der Phantaſie, „die herrlichſten Gefühle" entarten zur „Sorge" die zwar auch Bilder erſchafft, aber nicht erhebende, ſondern nur entmutigende, Gefahren, die nicht wirklich ſind, Verluſte, die nicht bevorſtehen. Der Trieb nach Tätigkeit wird gehemmt, weil auf dem erſten Felde, wo ſie geübt worden iſt, in der Heilkunſt, die Erfolge nicht den überſpannten Forderungen entſprachen, welche ihr Meiſter an ſie ſtellte, — und wenn er auch noch die Tat als das Höchſte preiſt, die Zerſtörung verabſcheut, ſo findet er doch in ſich keine Freudigkeit mehr zu wirken, weil ihm alles Wirken vergeblich, alles Elend des Lebens unheilbar ſcheint. Geſchwunden iſt durch dieſe Maßloſigkeit jene ehrfurchtsvolle Betrachtung und Stimmung, die das Leben erſt lebenswert macht, weil ſie überall in dem Vergänglichen die Äußerung des Unvergänglichen erblickt. Daß er überhaupt noch fortlebt, ja gewaltſam in das Leben ſich hineinſtürzt, iſt nur eine Wirkung des inſtinktiven Triebes einer in ihrem Kerne geſunden Natur, unter allen Umſtänden nicht ſich ſelbſt vernichten zu wollen, ſondern vielmehr nach allen Richtungen hin ſich zu äußern und auszuleben, auch ohne daß irgend ein Ziel mehr erſtrebt, ohne daß darum auch irgend eine Befriedigung, ein Genuß des Lebens erwartet wird. — Ganz anders aber ſehen wir Fauſt im Anfang des zweiten Teiles aus den erſchütternden Erfahrungen die ihm der erſte gebracht, hervorgegangen. Er erwacht aus ſeinem Schlummer mit dem vollen Blick für die mit ihm erwachende Natur, mit der verſtändnisvollen Freude an ihr und ihrem tauſendfachen Leben. Er ſchaut begeiſtert, wie ſie allmählich erhellt, durchleuchtet wird von den Strahlen der aufſteigenden Sonne, aber er

will nicht die Lichtquelle selbst schauen, sondern begnügt sich mit dem bunten Bogen, in welchem sie vom Schaum des Wassersturzes gespiegelt wird. Und er spricht es selbst aus, daß das „menschliche Bestreben" überhaupt hierin abgebildet sei, welches die volle Erfüllung des „sehnenden Hoffens", des „höchsten Wunsches" nicht ertragen könne, sondern sich mit dem „Abglanz" begnügen und an ihm erfreuen müsse, mit den ihm faßlichen Manifestationen des Ideals innerhalb des Realen. Allein diese gleichsam als Wegzeiger dem Drama vorangestellte Maxime findet tatsächlich noch keine dauernde Bewährung in Faust's Lebensführung, der ja noch die verschiedensten Stufen innerer und äußerer Erfahrung emporzusteigen hat. Die reale Tätigkeit, zu der ihn Mephistopheles zuerst an den Kaiserhof führt, ist in keiner Weise vom Ideal durchgeistigt, eine bloße auf Befriedigung der Genußsucht des Hofes gerichtete Täuschung, und kann darum Faust auch keine Befriedigung gewähren. Vielmehr wird er noch einmal zu künstlichem Suchen eines Ideales, des Ideales der Schönheit hingerissen. Wieder spricht sich die ganze Glut seiner Sehnsucht nach dem Empfinden des Höchsten in großartigen Worten aus; „Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil!" So scheut er sich selbst nicht vor dem verlassenen, der Menschheit unbekannten Wege, vor welchem sogar Mephistopheles ihn warnt, und verfolgt ihn, der ihn hinabführt zu den „Müttern", zu jenem Reiche der Urideen, die allem Seienden zu Grunde liegen. Um uns Goethischer Ausdrücke zu bedienen, die wirkliche Helena erscheint in der Tragödie als die menschliche Verkörperung der absoluten Schönheit, als ein Urphänomen des Schönen. Indem aber Faust im ersten Akte nicht ihre leibhaftige Persönlichkeit zu gewinnen sucht, sondern an das Reich der Mütter sich wendet, greift er noch über das Urphänomen, bei welchem der Mensch sich zu bescheiden hat, hinaus — nach der Idee, welche diesem verborgen zu Grunde liegt, — und selbstredend ohne Erfolg. Die Schattengestalt, die er hervorgezaubert, läßt sich nicht fassen und halten; er selbst

ſtürzt bei dieſem Verſuche wie blitzgetroffen zu langer Ohnmacht hin.

Hatte Mephiſtopheles in ſeiner Scheu vor dem „Heidenvolke“ Fauſt zu dieſem falſchen Wege verleitet, ſo findet dieſer im zweiten Akte den zuverläſſigen Führer zu der perſönlichen Helena in dem Homunculus. Auch auf dieſem Wege ſehen wir ihn noch die unbedingte Berechtigung des ſtürmiſchen Sehnens gebieteriſch rechtfertigen, ſeinen Vorzug vor anderen damit begründen. „Geheilt will ich nicht ſein; mein Sinn iſt mächtig; Da wär' ich ja wie and're niederträchtig.“ Sein Sehnen wird erfüllt; aber auch dieſe Erfüllung zeigt ſich als „rotes Gold, das ohne Raſt, Queckſilber gleich, Dir in der Hand zerrinnt“, und endet mit dem „ewigen Geſang: Entbehren ſollſt du! ſollſt entbehren.“ Nach zwei Richtungen aber zeigt ſich die Verbindung mit Helena als entſcheidend für Fauſt. Einerſeits wird durch den Grundcharakter der griechiſchen Schönheit das harmoniſche Maß ſeiner ganzen Perſönlichkeit, und damit auch ſeinem bisher ungebändigten Sehnen und Streben zugeeignet, anderſeits wird durch die heroiſche Welt, in die er plötzlich verſetzt iſt, ſein Tatendrang zum erſtenmal zu freudiger und weſentlicher Verwirklichung gebracht. Als Herrſcher gebietet er wirkſam den kriegeriſchen Maſſen, und er tut dies, nicht nach phantaſtiſchem Ziele jagend, nicht in ſinnloſem Ungeſtüm, ſondern in ruhiger Sicherheit, um das errungene Glück und die feſt gegründete Burg desſelben gegen den grauſamen und rachſüchtig drohenden Feind zu ſchirmen. Aber der ſchließliche Zweck dieſes Handelns iſt doch nur ein egoiſtiſcher; den Genuß des „arkadiſch-freien“ Glückes ſich zu ſichern; darauf zielt alles ab, und der in Fauſt's Liede wunderbar geprieſene Idealcharakter helleniſchen Lebens erſcheint hier in der Tat nicht als ſtrebend, ſondern nur als quietiſtiſche Befriedigung in einem göttergleichen Daſein; das unerreichbare Ziel wird in Selbſttäuſchung ſchon für erreicht gehalten. Auch dieſe Stufe, ſo wertvoll auch für Fauſt ſie iſt, die Stufe des bloßen Genuſſes in

ästhetischer Ausbildung der eigenen Persönlichkeit, muß überwunden werden, und Faust wird ihr entrissen durch den plötzlichen Tod des Sohnes, durch das Wiederverschwinden der Helena. Er muß erkennen, wie flüchtig und täuschend dieses Glück gewesen, muß sich zurückwenden zu der ihm angewiesenen, ihm verwandten Welt, und fühlt sich nun gedrungen, hier lohnender, dauernder tätig zu sein. Auf den Fittichen des Gewandes der Helena kehrt er aus Hellas in das Vaterland zurück; geblieben ist ihm die doppelte geistige Wirkung jener Epoche, die Richtung auf heroische Tat, aber in maßvoll menschlichem Bestreben. Und als etwas Neues tritt die Erkenntnis hervor, daß nur das Schaffen, welches nicht in die Schranken des eigenen Selbst gebannt ist, welches für andere wirkt und dessen Segen sich forterbt, lohnend und dauernd ist und Befriedigung gewähren kann. Als Herrscher will er wirken, aber nicht durch „Genießen" „gemein", als Sardanapal, sondern als mächtiger Bekämpfer der kulturfeindlichen Naturgewalt, der das Unfruchtbare fruchtbar macht, der der menschlichen Kulturarbeit neue Gebiete erschließt. Finden wir ihn dann endlich in vollem Gelingen sein Werk übend, so sehen wir ihn auch hier noch mit den Unvollkommenheiten behaftet, die gerade dieser Lebensrichtung entspringen. Geht sein ganzes Streben darauf, zu nützen und zu fördern, so läßt er sich doch in despotischer Weise dazu hinreißen, seine Untertanen gegen ihren Willen gewaltsam beglücken zu wollen und durch diese Gewalt zu Grunde zu richten; hat er sich entschlossen, auf die Magie, auf alle übermenschlichen Hilfsmittel zu verzichten und nur in voller Anstrengung seiner Menschenkraft den rechten Weg zu gehen, so verblendet er sich dadurch den Blick für die „Ewigkeit" und verwirft jeden Gedanken an das Überirdische als „Thorheit." Aber innerlich ist er gerade jetzt mit dem „Ewigen" schon untrennbar verbunden, hoch erhaben über die Befriedigung in dem beschränkten Dasein der Gegenwart: „Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, Er, unbefriedigt

jeden Augenblick!“ Mit zwingender Gewalt tritt darauf dennoch eine geheimnisvolle, überirdische Gestalt, die er am Liebsten wegleugnen möchte, an ihn heran, die Sorge. Aus dem Rauch des durch seine Schuld mit Flammen verwüsteten Hauses schwebt sie heran. Schon im ersten Teile ist sie geschildert als die schlimmste Feindin jedes entschiedenen Aufschwunges der Seele; bedeutungsvoll schildert sie hier am Schlusse selbst ihre lähmende quälende Gewalt. Die ganze Kette jedoch von Ereignissen, deren Glied ihr Erscheinen hier bildet, erinnert uns an jenen Ausspruch der „Wanderjahre“: „Das Gewissen .... ist ganz nah mit der Sorge verwandt, die in den Kummer überzugehen droht, wenn wir uns oder andern durch eigene Schuld ein Übel zugezogen haben“; eine doppelte, heilsame und schädliche, (fördernde und verwirrende) Wirkung des Gewissens wird dort unterschieden. Hier sehen wir in der Sorge das Gewissen als selbstquälerisches, darum die Tat hemmendes personifiziert; Faust will sich dessen zwar erwehren, seinen Willen läßt er nicht beugen; aber er erblindet, und sein Wille kann die Tat nicht mehr mit Sicherheit leiten. Faust muß erfahren, daß wir selbst die Dauer und Stetigkeit unsres Tuns hemmen durch die Fehler, welche begangen uns den Blick umnebeln und verwirren; und sein großes Werk endet äußerlich jammervoll; einen gewaltigen Kanalbau glaubt er zu leiten und leitet nur das Schaufeln seines eigenen Grabes, kläglich verspottet. Was ihm bleibt, ist nur der innere Gewinn, der großartige Idealismus einer Natur, die sich mühsam durchgerungen und aus tausendfach verschlungenen Pfaden „den rechten Weg“ doch schließlich gefunden hat. Kein selbstsüchtiger Wunsch trübt die Reinheit seiner letzten Worte: „Ein freies Volk, glücklich im Gemeinsinn, edel bewahrt durch beständiges Ringen und Arbeiten, ein idealer menschlicher Bund, das ist das Ziel, in dessen Vorgefühl er das höchste Glück genießt. Erst an das Ende des Lebens ist also hier der Gewinn jener Einsicht gestellt, welcher die selbstlose und zweckvolle Gestaltung der Tätigkeit

erſt hervorbringen kann, und der weitere Fortſchritt auf dieſer Bahn wird in das jenſeitige Leben verlegt, das als fortwährendes Emporringen geſchildert wird, angezogen von der Macht der ewigen Liebe. In immer höher ſteigenden Ringen umgeben die Seligen jenen heiligen Berg, der gleich dem Olymp der Sage vom irdiſchen Boden bis in die himmliſchen Sphären hineinragt. Engel und beſeligte Menſchen vereinigen ſich, zuletzt erſcheint ſelbſt die Himmelskönigin, um die Neuaufgenommenen in immer höhere Sphären heraufzuziehen. Ward aber bisher das Bemühen des ſtrebenden Menſchen, das ihn zur Erlöſung führt, vor allem geſchildert, ſo wird im Gegenſatze dazu hier die erlöſende göttliche Liebe und die Hingabe des Menſchen an dieſe als das Vollendende geprieſen. Die allmächtige Liebe offenbart ſich in der Natur, ſie ſoll ſich auch in dem menſchlichen Herzen offenbaren. Sie vergibt, was gefehlt worden, und ihre Gnade verleiht ein ſeliges Geſchick dem der zu ihr aufblickt, reuig aus dem alten Leben, dankend zu einem neuen in ihrem Dienſt ſich „umzuarten“ gewillt iſt. Nicht das gewaltſame Wollen erringt zuletzt das Ideal, ſondern die Hingabe an die hinanziehende höhere Macht. Dieſe ſelbſt aber offenbart ſich hier in ihrem eigenſten Weſen, nicht mehr im Gleichnis; aber auch hier nicht als abſtrakte Wahrheit, ſondern als *Leben*; das „Unbeſchreibliche, hier iſt es *getan*“ ...

Die endliche Beſeligung einer in tiefſter Seele ganz von der Sehnſucht nach dem Ideal erfüllten Perſönlichkeit führt auch ein anderes Werk, leider nur ein Bruchſtück, uns vor: Pandora. Epimetheus, der in Sehnſucht qualvoll und nutzlos ſich verzehrende, von Prometheus, dem tätigen Bruder, dem Wohltäter der Menſchheit, mit Recht deshalb getadelt, er iſt es, dem die Geſandte der Götter, Pandora ſchließlich zu teil wird, der verjüngt mit ihr emporgehoben wird, während Prometheus verſtändnislos zur Seite ſteht und zurückbleibt. Hier, wo die beiden Eigenſchaften, die vereint ſein ſollen, in ſcharfem Gegenſatze getrennt

ſind, hier zeigt es ſich deutlich, daß Goethe diejenige, vor der er beſtändig als einer Gefahr warnt, doch ſchließlich für unentbehrlicher hält, die andere, die er praktiſch beſtändig empfiehlt, dennoch, von jener erſten losgelöſt, für ärmer und kleiner anſieht.

„Groß beginnet Ihr Titanen, aber leiten
In dem ewig Guten, ewig Schönen,
Iſt der Götter Werk; die laßt gewähren!“ — —

IV.

Weit mehr aber als irgend ein einzelnes Werk iſt das große Lebenswerk des Meiſters ſelbſt, iſt die Äußerung ſeiner gewaltigen, aber geregelten Schöpferkraft während ſeines ganzen Lebens, vornehmlich aber in der Epoche ſeines hohen und höchſten Alters, geeignet, uns praktiſch das Weſen und die Bedeutung ſeiner Lebensbetrachtung zu veranſchaulichen. Die ganze Fülle und Tiefe dieſer Anſchauungen, ihre volle Kraft und Fruchtbarkeit — offenbart ſich nur durch ihre Abſpiegelung in der ſchaffenden Tätigkeit des Dichters ſelbſt. Erſt in Verbindung mit dieſer für uns faſt unbegreiflichen, ſo unendlich vielſeitigen und doch ſtets konſequent fortſchreitenden Tätigkeit erhalten jene Anſchauungen die überzeugende Kraft, welche allein der Gewalt der Tatſachen innewohnt. Der Mann, welcher mit den höchſten geiſtigen Gaben ausgerüſtet, dennoch nicht verſchmähte, ſich in den Dienſt eines minimalen Staates zu ſtellen, welcher um die tiefſten Probleme des Lebens innerlich ringend ſo groß war, ihre praktiſche Löſung in der gewiſſenhaften Bearbeitung der proſaiſchſten Aufgaben einer beengten Landesverwaltung zu ſehen, welcher, nachdem er ſich in Rom zum erſten Male in ſeinem Leben glücklich, ſein inneres Sehnen geſtillt gefühlt, dennoch zurückkehrte, um in ſeiner engen, ihm faſt als Verbannungsort erſcheinenden Heimat weiter zu ſchaffen, — dieſer Mann iſt ſelbſt

ein Vorbild für die Durchdringung des Realen mit dem Idealen, für das Verehren des Ewigen in der „Forderung des Tages". Schwer ward diese Vereinigung ihm, nur durch eine beständige Selbstüberwindung, ein beständiges Entsagen nach den verschiedensten Seiten hin, war sie möglich. „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte .... Der Ansprüche an meine Tätigkeit, sowohl von außen als innen, waren zu viele. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine Stellung gestört, beschränkt und gehindert[1])!" Auf welche Weise er seine Kräfte zusammenzuhalten gesucht, wie entschieden er sich in allen Beziehungen auf das, was mit seiner Tätigkeit in Verbindung stand, zu beschränken gewußt, so daß er dadurch oft sogar eng und eingezogen erscheinen konnte, ist bekannt und auch von uns schon früher hervorgehoben. Aber nur auf diese Weise war eine so vielseitige Arbeitsleistung zu ermöglichen. Denn vielseitig blieb diese ja auch, nachdem er in höherem Alter seine Teilnahme an den Verwaltungsgeschäften auf ein Geringes beschränkt hatte; denn seine geistige Arbeit, seine litterarische Tätigkeit, die dichterische wie die wissenschaftliche, gestaltete sich gerade damals immer weitgreifender und reichhaltiger. Aber auch hier ist vor allem jene Selbstbeherrschung des Geistes bewundernswert, kraft deren jede Tätigkeit die anderen nicht hemmt, sondern stets fördert, — bewundernswert, wie Kunsttheorie und Naturforschung, Dichtung und Wahrheit, Produktion und Reflexion in einander greifen und dem gemein-

1) Eckerm. I. 76.

ſamen Ziel verbunden näher rücken: der allſeitigen Ausprägung und Verewigung einer einzigartigen Perſönlichkeit zum dauernden Nutzen der künftigen Geſchlechter. Was das Leben bot, was auch hemmend und hindernd entgegenzutreten ſchien, — dieſer ſtetige Wille verſtand alles zur Förderung ſeiner weſentlichen Zwecke zu verwerten, ihm gelang es an allem ſeine Fähigkeiten und Kräfte zu ſteigern, weil er an nichts ſich jemals verlor, ſondern alles mit innerer Freiheit beurteilte und benutzte. Aus ſeinem Leben verſchwand allmählich der Gegenſatz zwiſchen Arbeit und Genuß, Anſtrengung und Erholung, da es von einem ſtetigen, gleichmäßigen, nur durch ſeine Vielſeitigkeit wechſelvollen Beſtreben gänzlich ausgefüllt ward. Aber mit dieſer Strenge und Folgerichtigkeit vereinigt die Geſtalt Goethe's etwas Großartig-Friedliches, Ruhig-Verſöhnendes, weil ſein Tun immer ein unabhängiges Schaffen in der Welt, nicht ein Bekämpfen feindlicher Beſtrebungen war. Indem er auf ſeinem Wege unbeirrt fortſchritt, „Anfeindungen nur geſteigerte Tätigkeit entgegenſetzte", gewann er jene Heiterkeit und Klarheit des Geiſtes, die ſeine letzten Jahre durchleuchtet .... Er vollbrachte ruhigen Schaffens ſein Werk, und durfte endlich, als er den Fauſt abgeſchloſſen, „ſein ferneres Leben als Geſchenk anſehen". „Die Pyramide ſeines Daſeins" war „vollendet"; glücklich, wer ſo „das Ende ſeines Lebens mit dem Anfang in Verbindung ſetzen kann!"